Die Lehre

vom

Urstand des Menschen,

geschichtlich und dogmatisch-apologetisch

untersucht

von

O. Zöckler.

Doctor und Prof. der Theologie.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1879.

Die

Lehre vom Urstand des Menschen.

Von

D. O. Zöckler.

Die Lehre
vom
Urstand des Menschen,

geschichtlich und dogmatisch-apologetisch

untersucht

von

O. Zöckler,
Doctor und Prof. der Theologie.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1879.

Seinem lieben Vater

Herrn Konrad Zöckler,

Großh. hessischem Dekan a. D., Pfarrer zu Königstädten bei Groß-Gerau,

zur demnächst (am 1. Januar 1880) bevorstehenden Feier des 50jährigen Amtsjubiläums,

sowie seinem lieben Schwiegervater

Herrn Dr. Eduard Geist,

em. Director des Gymnasiums zu Gießen, R. d. O. Philipps d. Großm. 1. Cl., rc.

zur Erinnerung an die bereits stattgehabte 50j. Jubiläumsfeier

in kindlicher Liebe dargebracht

vom

Verfasser.

Vorwort.

In meinem größeren geschichtlichen Werke hat das Kapitel vom Urstand (de statu integritatis) bereits einige Berücksichtigung erfahren. Dieß jedoch nur nach der historischen Seite, und auch in dieser Hinsicht weder erschöpfend vollständig, noch so, daß sein Entwicklungsgang zusammenhängend und als einheitliches Ganzes zur Darstellung gelangt wäre. Daß eine genauere monographische Beleuchtung des Gegenstandes Zeitbedürfniß ist, legt die nachfolgende Einleitung in Kürze dar. Der herkömmlichen dogmatischen und apologetischen Behandlungsweise habe ich nach einer bisher auffallend vernachlässigten und doch gerade für gewisse Probleme der Gegenwart höchst wichtigen Seite hin eine Bereicherung zu ertheilen versucht. Ich habe nemlich die sowohl biblisch wie durch sonstige uralte Traditionen bezeugten höheren Lebensalter der ältesten Menschheitsstammväter unter den Gesichtspunkt einer allmählig dahin schwindenden Nachwirkung des Urstands mit seinen reineren und reicheren Lebenskräften gestellt, und so der Thatsache eines Ausgegangenseins der menschlichen Entwicklung von unsündlichen Anfängen einerseits eine umfänglichere Bedeutung, andrerseits eine festere Stütze zu gewähren gesucht. Ob es mir gelungen ist, über das nothwendigerweise vieles Dunkle und schwer Ergründbare in sich begreifende Gebiet, dessen Bearbeitung mir hienach oblag, allenthalben das erforderliche Licht zu verbreiten, darüber mögen meine geneigten Leser urtheilen. Auf jeden Fall hoffe ich die aus den neuesten Verhandlungen über Ursprung und Urzeit des Menschengeschlechts resultirende Nothwendigkeit dargethan zu haben, daß sowohl bei lehrhafter (dogmatischer und ethischer) wie bei heilsgeschichtlich-apologetischer Behandlung des Lehrstücks vom sündlosen Urzustande der Menschheit künftig mehr Rücksicht auf jenes daran grenzende und innerlich damit zusammenhängende Gebiet genommen werde, als dieß bisher geschehen ist.

Berlin, z. Z. der General-Synode,
Ende October 1879.

Der Verfasser.

Inhalts-Uebersicht.

Berichtigungen.

S. 63 Z. 2 v. o. lies: auflösbare.
„ 85 „ 10 v. u. „ Künsten.
„ 101 „ 13 v. o. „ Nr. VII (statt Nr. VIII).
„ 159 „ 7 v. „ „ paläolithisches.
„ 172 „ 9 v. „ „ VI, 3 (statt VII, 3).
„ 187 „ 11 v. u. „ Pidschen.
„ 228 „ 2 v. „ „ Medien.
„ 232 „ 4 v. o. „ Coadamiten.
„ 310 „ 8 „ „ „ Päonier (st. Pöonier).
„ 323 „ 2 „ „ „ Diduction (st. Deduction).

Einleitung.

Stand der Frage.

Die Annahme eines glücklichen Unschuldsstandes als Ausgangspunkts für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit gehört nicht zu denjenigen Bestandtheilen kirchlicher Lehrüberlieferung, welche das moderne Zeitbewußtsein gelten läßt oder gar begünstigt. Soweit dasselbe unter dem Banne jener „naturwissenschaftlichen" Weltansicht steht, die eine Grenze zwischen Thier und Mensch überhaupt nicht mehr anerkennt, also der Theologie überall die Zoologie zu substituiren sucht, hält es selbstverständlich jedwede, auch die bescheidenste Formulirung der Annahme für gleichbedeutend mit albernem Aberglauben. Der Fortschrittsphilosophie des „reinen Monismus" erscheint nichts absurder, als die Anfänge unsrer Culturentwicklung anderwärts als in den socialen Trieben und Instincten der höheren Wirbelthiere suchen zu wollen. Selbst die niedere Thierwelt wird von dieser Schule gelegentlich, wenn es den Ursprung der Religion oder andrer Momente des Geisteslebens zu erklären gilt, mit herbeigezogen. Huxley meinte unlängst, falls es Lubbock gelänge, bei den Ameisen u. a. auch religiöse Empfindungen nachzuweisen, so wäre auch dieser Nachweis als eine interessante Bereicherung der — Zoologie willkommen zu heißen. „Gerade die Existenz der Religion", schreibt v. Hellwald, „ist, da ihre Wurzeln bis in die Thierwelt hinabreichen, einer der kräftigsten schlagendsten Beweise für unsre thierische Herkunft, für unser langes Emporarbeiten aus den allertiefsten Culturstufen; — wäre der Mensch, wie man so lange lehrte

und noch lehrt, von Hause aus ein vollkommenes Wesen gewesen, so hätte er der Religion, des Glaubens einfach nicht bedurft; er hätte gewußt, nicht geglaubt, denn das Wissen schließt den Glauben aus," 2c. Mit lapidarstilartiger Kürze thut Schaaffhausen (als Vorsitzender der deutschen Anthropologen-Versammlung zu Kiel 1878) den Machtspruch: als erstes und sicherstes Ergebniß der prähistorischen Anthropologie sei erkannt, „daß der heute lebende Mensch nicht in einer ursprünglichen Vollkommenheit geschaffen worden ist, die er verloren hat; sondern er erscheine uns immer roher und thierischer, je weiter zurück wir sein Bild verfolgen." Vornehmlich im Hinblick auf die kirchliche Lehre vom Urstand begrüßt der Novara-Reisende und Ethnologe K. v. Scherzer mit großer Genugthuung es als ein „launiges Spiel des Zufalls, daß gerade im bibelfesten England die erste Bresche in die Legende der Schöpfungsgeschichte geschossen worden." Derselbe meint, Darwins „in die verschiedensten Gesellschaftsschichten gedrungene Descendenztheorie habe der orthodoxen Kirche und ihren Dogmen weit mehr Schaden zugefügt, als Kopernikus (!) und Galilei."[1])

Sehen wir von dieser Art von Gegnern ab, denen zugleich mit dem sündlosen Urstande auch die Sünde als etwas nur Eingebildetes, nicht wirklich Existirendes gilt und die für die richtige Religion der Gegenwart den Monismus, d. i. den naturphilosophischen Atheismus erklären, so bleibt immerhin auch bei den gemäßigteren Aufklärern unsrer Tage ein überwiegend abschätziges Urtheil über den Werth der kirchlichen Lehre vom Urstand und eine kühle Skepsis in Betreff der Geschichtlichkeit auch nur eines Kernes desselben das Vorherrschende. Hören wir den Sprecher des politischen Liberalismus und

[1]) Huxley, Vortrag vor der anthropolog. Section der Brit. Association zu Dublin 1878. — F. v. Hellwald, Culturgeschichtliche Randglossen, Ausland 1879, Nr. 11, S. 205 f. — Schaaffhausen, in den Verh. der IX. allg. Versammlung der d. G. f. Anthropologie 2c. zu Kiel, redig. von J. Ranke, München 1878, S. 85. — K. v. Scherzer, Resultate auf dem Gebiete der Anthropometrie, in Petermanns Geogr. Mittheilungen, 1879, IV, 147.

zugleich den Vertreter eines nicht gerade extremen Reformjudenthums. „Fast alle Völker“, sagt Lasker, „haben sagenhaft oder als Glaubenslehre eine in schuldloser Einfachheit glückselige Vergangenheit als Urzustand sich vorgestellt. Die geschichtliche Bestätigung fehlt; in die ersten Anfänge der Völker des heutigen Civilisationssystems reicht die Beobachtung nicht zurück“ . . . „Liegt,“ so fragt derselbe, „der Höhepunkt des menschlichen Genius hinter uns, und vor uns allein die Arbeit, die verlorene Höhe wieder zu erklimmen? Viele glauben es, aber oberflächliche Beobachtungen verleiten sie. Der einzig erkennbare Faden in der leider nur stückweise bekannten Geschichte der Menschheit zeigt uns diese in ununterbrochenem Fortschritte.“ Es bleibe daher „dahin gestellt das Dunkel der Anfänge, in welches der Blick keines Forschers gedrungen und nur der vermuthende Gedanke sich mit Willkür versetzt!“ Man lasse sie fahren, die Hypothesen jenes nebelhaften Bereichs, wo „die Person des Schöpfers die letzte Kenntniß des Urgesetzes ersetzt“! — Beim Busenfreunde eines Culturforschers wie C. Twesten läßt sich ein andres Urtheil über den Gegenstand kaum erwarten. Aehnlich äußert sich der bekannte belgische Fortschrittsphilosoph Laurent, allerdings sonst ein Vertreter Krausescher Ideen, aber im Punkte der Lehre vom Urstande weit radikaler gerichtet als die Schelling-Krausesche Tradition.[1]) — Von den angeseheneren deutschen Philosophen der Gegenwart, soweit sie eine zwischen extremem Radikalismus und Orthodoxie vermittelnde Haltung einnehmen, meint Lotze zweifelnd: ob die Einheit des Menschengeschlechts wie eine schön verzierte Initiale hinter uns liege, oder ob sie erst das Ziel seiner Entwicklung bilden werde, dieß könne erst die Zukunft lehren; denkt Carriere den ersten Menschen einerseits zwar als höchstes Entwicklungsproduct

[1]) Lasker, Ueber Halbbildung, in der deutschen Rundschau, 1878, Octob., S. 30. 47. 49. — Vgl. C. Twesten, Die relig., polit. und socialen Ideen der asiat. Culturvölker rc., Berlin 1872, sowie was Laurent betrifft, seine Philosophie de l'Histoire, 1869, und dazu Rocholl, Die Philos. der Geschichte, Göttingen 1878, S. 196 f.

der Thierwelt, aber andrerseits auch als blitzartig, wie ein großes historisches Genie, wie Pallas aus Zeus' Haupte, aus der urzeitlichen Organismenreihe hervorgegangene neue und höhere Schöpfung; will Edm. Pfleiderer der Idee eines vergangenen goldenen Zeitalters jedenfalls einen „hohen Idealwerth" beigelegt wissen, gleichwie auch der mosaische Schöpfungsbericht trotz aller Ausstellungen der modernen Kritik „ein geniales Philosophem bleibe, das nur prosaische Altklugheit unverstanden verachten könne." Ja, eine gewisse Zeit früherer Glückseligkeit, meint derselbe, sei doch wohl anzunehmen, nur nicht als in die erste Kindheit unsres Geschlechts fallend, wohin die Sage vom goldnen Zeitalter sie zurückschiebe, sondern als einer etwas späteren Entwicklungsstufe angehörig; die Erinnerung an diese vergangene schöne Zeit „begleite den Menschen auf der Bahn der Geschichte als sein guter Genius" ꝛc.[1])

Die moderne liberale Theologie, mag sie von Schleiermacher ausgegangen sein, oder mag sie sich nach anderen Meistern nennen, steht wesentlich auf demselben Standpunkte einer auf alle Fälle nur sehr mäßigen Werthschätzung des Urstandsdogma's. Wenn Schleiermacher die ursprüngliche Vollkommenheit des Menschen idealisirend verflüchtigte, sie für die Richtung des Geisteslebens auf das Gottesbewußtsein erklärend, gleichzeitig aber auch betonend, daß „davon, wie unter dieser Voraussetzung die ersten Menschen sich entwickelt haben, uns die Geschichte fehle", weßhalb . . . „keine Veranlassung sei, besondere Glaubenssätze aufzustellen, deren Gegenstände die ersten Menschen wären," und weßhalb auch das Paradies nur als „die Zulänglichkeit der Natur für das Bestehen der menschlichen Organisation, wie sie aller Entwicklung der Kräfte des Menschen vorausgieng", zu verstehen sei:[2]) so war damit im Allgemeinen die Grenze

[1]) Lotze, Mikrokosmus (bei Rocholl, S. 328). Carriere, Die sittl. Weltordnung, 1877. Edm. Pfleiderer, Die Idee des goldnen Zeitalters, Berlin 1877, S. 24 f.

[2]) Schleiermacher, Der christl. Glaube nach den Grundsätzen der ev. Kirche, 3. Aufl., Berlin 1835, S. 59 (S. 323 f.), § 60. 61 (S. 326 ff.).

bezeichnet, über welche keiner der neueren Vorkämpfer des theologischen Liberalismus hinausgekommen ist. Hase's Kritik der kirchlichen Urstandslehre rügt es als „eine der heil. Schrift fremde Uebertreibung, daß die ursprüngliche Unschuld in angeborner oder angethaner Heiligkeit bestanden habe"; vielmehr sei „die begriffsmäßige Vollkommenheit des Menschen in der Phantasieanschauung zu einer einst wirklichen geworden." Die wahre Bedeutung des göttlichen Ebenbilds liege demgemäß „weniger in einer verlornen Vergangenheit als in einer designirten Zukunft"; doch sei „für den Volksunterricht der in der heiligen Sage sinnreich dargestellte göttliche Ursprung der Menschheit hervorzuheben". Rothe, der „Heilige des Protestantenvereins," stand zwar in mehrfacher sonstiger Hinsicht dem Standpunkte kirchlicher Frömmigkeit näher, als die Meisten seiner modernliberalen Bewunderer; aber im Lehrstücke vom Urstand erhob er sich kaum bis zu jener Position Schleiermachers. Hegelianisirend, mit ausdrücklicher Berufung auf Vatke, meinte er, „man sehe sich zu der Behauptung hingedrängt, daß die sittliche Entwicklung der Menschheit nothwendig über die Sünde hinweggehe, ja von ihr ausgehe"; es „liege im Begriff der Schöpfung selbst, daß die persönliche Creatur aus der Materie — — zunächst nicht anders herausgearbeitet werden könne, denn als unmittelbar noch durch die Materie obruirte und verunreinigte, somit auch in ihrer Persönlichkeit alterirte, kurz als sündige;" für diese Annahme spreche auch die heil. Schrift, wenigstens das N. Test., das die Gottbildlichkeit deutlich als etwas erst Zukünftiges, vom Menschen selbstthätig zu Erringendes darstelle und eine ursprüngliche Erschaffung desselben als bloß natürlichen, mithin nothwendig sündigen, in der Stelle 1 Cor. 15, 47 bestimmt lehre. In ähnlicher Weise sucht Biedermann den Grund der Sünde in der von Gott selbst dem Menschen anerschaffnen fleischlichen Natur, leugnet die geschichtliche Wirklichkeit eines ursprünglichen Standes der Integrität, und setzt das göttliche Ebenbild in die dem Menschen von Natur immanente Bestimmung, welche durch die Sünde noch nicht verwirklicht sei. Lipsius läßt als die „Urgestalt

der ethischen Religion" eine gewisse unmittelbare aber unbewußte, immer freilich nur relative Gottesgemeinschaft gelten, welche vom Bewußtsein des Gegensatzes aus als verlorenes Paradies erscheine. „Die Frage nach den natürlichen Bedingungen für die ersten Anfänge des Menschengeschlechts sei einfach der Naturwissenschaft anheimzugeben"; denn durch alle Analogien mit dem Thierleben, möge man dieselben noch so weit verfolgen, werde doch „die Hauptsache, die specifisch geistige Ausrüstung des Menschen, nicht aufgehoben."[1]) Mit der schneidendsten pietätslosesten Schärfe, seinen obengenannten philosophischen Bruder an Schroffheit der Opposition wider die Kirchenlehre weit überbietend, hat jüngst O. Pfleiderer in Berlin sich über unsren Gegenstand geäußert. Was die Kirche seit Augustin von der fündlosen Unschuld des Menschengeschlechts vor dem Falle gelehrt habe, sei nichts als „zügellose Phantasie." Nur die moderne Natur- und Alterthumswissenschaft sei hier maaßgebend; den ächten ursprünglichen Sinn der hebräischen Sündenfallsmythe habe Schiller getroffen in dem Aufsatze über die erste Menschengesellschaft, sowie mit ihm wesentlich übereinstimmend Hegel in der Religionsphilosophie! Mit der gottbildlichen Würde des Menschen sei die Annahme seines Thierursprungs ganz wohl vereinbar; jene hänge von den Durchgangsstufen seiner Entstehung ganz und gar nicht ab. „Freilich muß die Form des kirchlichen Glaubens hier wesentliche Aenderungen erfahren: die paradiesische Urzeit, allen Thatsachen der Natur- und Geschichtsforschung widersprechend, fällt rettungslos dahin; mit ihr Sündenfall, Erbschuld und kirchliche Auffassung des Erlösungswerks Christi. Aber anstatt der unhaltbaren Form tritt der Kern (?) nur um so reiner hervor. Das Ideal menschlicher Würde liegt nicht hinter uns, sondern vor uns als Ziel der Entwicklung."[2])

---

[1]) K. Hase, Evang. Dogmatik, § 64 (S. 48 f. der 4. Aufl.). — Rothe, Theologische Ethik, § 496 (I, 211 ff., 1. Aufl.). — Biedermann, Christl. Dogmatik, Zürich 1869. — Lipsius, Lehrb. der ev.-protest. Dogmatik 1876, S. 343. —

[2]) Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage, Berlin

Also wirklich?! Die Annahme eines Urstands wäre thatsächlich preiszugeben? Von ihr wäre nur das als Kern übrig zu lassen, was als Kern einer Urstandslehre in Wahrheit nicht mehr gelten kann: ein nicht der geschichtlichen Vergangenheit, sondern nur der Zukunft angehöriges Ideal der Gottähnlichkeit? Der Naturforschung allein, und zwar der Zoologie in Verbindung mit der Physiologie des Menschen, oder kürzer der „Anthropogenie“, wäre die Entscheidung darüber zu überlassen, was der Mensch von Haus aus und abgesehen von der Sünde gewesen? Die Kirchenlehre von einem sündlosen Urzustande vor dem Beginne der sündigen Entwicklung unsres Geschlechts wäre als eine „der heil. Schrift fremde Uebertreibung“ zu verurtheilen und für das Product einer exaltirten „Phantasieanschauung“ zu halten? Und wenn vielleicht etwas wie ein goldnes Zeitalter anzunehmen, so müßte auch es schon als ein Entwicklungsproduct urkräftiger Geschlechter des frühesten Alterthums gedacht, es dürfte aber „nicht in die erste Kindheit unseres Geschlechts“ verlegt werden?

Für Viele sind diese Fragen schon längst nicht mehr Fragen. Wir müssen aber im Interesse beider, sowohl der kirchlichen Theologie als der Zweige der Natur- und Alterthumswissenschaft, welche man ihr hier gern substituiren möchte, feierlich dawider protestiren, daß man die Sache als in dem bekannten Sinne abgethan und erledigt betrachte. Wir behaupten die Geschichtlichkeit eines sündlosen und seligen Urstandes der Menschheit als nicht zu entbehrende Voraussetzung für das Verständniß der Menschheitsgeschichte überhaupt, nach ihrer religiösen wie nach ihrer profanen Seite. Und nicht als bloßes Postulat sprechen wir dieß aus. Wir behaupten einen reineren und höheren Urstand an der Spitze der Menschheitsentwicklung nicht als bloßen Glaubenssatz, sondern als eine durch schwerwiegende Zeugnisse auch

1878, S. 505. 536. — Desselben Vortrag im Berl. Unionsverein (v. 24. Jan. 1879) über „Christenthum und Naturwissenschaft.“

der Wissenschaft gedeckte Wahrheit. Wir bestehen darauf, daß man außer der Paradiesesgeschichte der heil. Schrift und den ihr entsprechenden Sagen sonstiger religiöser Ueberlieferung auch die vielerlei Spuren eines Ausgegangenseins der älteren Völkergeschichte von einem relativ vollkommnen Urzustande, besonders auf dem Gebiete ihrer Sprachbildung und ihres religiösen Lebens, gehörig würdige, unter sorgfältiger Fernhaltung dessen, was die monistische Speculation ihrer glaubensfeindlichen Tendenz zulieb muthmaaßt und ohne Beibringung positiver Beweise, lediglich postulirt. Und wir erheben nachdrückliche Einsprache gegen die gewissenlose Eilfertigkeit, womit man beiden, der Kirchenlehre nicht bloß, sondern auch der Schriftlehre, crasse Uebertreibungen, naturwidrige Ueberschwenglichkeiten und abergläubige Extravaganzen bei Darstellung des paradiesischen Urstands aufzubürden pflegt, welche thatsächlich nur in der Phantasie der modernen Kritiker existiren oder jedenfalls doch der heil. Schrift sowie den evangelisch erleuchteteren Vertretern der Kirchenlehre stets fern geblieben sind.

Was wir zu Gunsten dieser Behauptungen auszuführen haben, lassen wir damit seinen Anfang nehmen, daß wir einen Rückblick zunächst auf die Kirchenlehre, dann auf die Schriftlehre vom Urstande richten, um so vor allem das, was dem modernen Zeitbewußtsein an diesen beiden anstößig ist, genauer kennen zu lernen. Das von manchen Vertretern der ersteren geäußerte Anfechtbare und Tadelnswerthe wird so aus der letzteren seine Berichtigung erfahren. An die Prüfung der einschlägigen Schriftaussagen wird sich eine Ueberschau über die mit denselben theils übereinstimmenden theils ihnen widersprechenden Traditionen des religiösen Alterthums anzuschließen haben. Worauf dann das Verhältniß des durch die Naturforschung und historische Anthropologie über die Uranfänge der Menschheit und ihrer Culturentwicklung bisher theils Erforschten theils Gemuthmaaßten zu jener älteren religiösen Ueberlieferung zu beleuchten und damit der unantastbare Kern, den diese in sich schließt, zugleich mit dessen

eigenthümlicher Bedeutung für das christlich-theologische Lehrganze sowie für das praktisch-religiöse Interesse an's Licht zu stellen sein wird. Verhältnißmäßig kürzer werden wir hiebei auch die Fragen nach dem muthmaaßlichen Ursitze der Menschheit oder der Stätte des Paradieses, sowie die nach der seit dem Verluste dieses Ursitzes verstrichenen Zeitdauer oder dem Alter der bisherigen Menschheitsentwicklung erörtern; zwei Fragen, die, trotz ihres engen Zusammenhanges mit der Lehre vom Urstande, doch die dogmatische Seite desselben mehr nur mittelbarer Weise berühren und gewissermaaßen als Adiaphora von theilweise wenigstens geringerem Belang für das christlich religiöse Bewußtsein zu behandeln sind, immerhin aber doch nicht ganz von der Untersuchung ausgeschlossen bleiben können.

I.

Der Urstand nach kirchlicher Ueberlieferung.

Versteht man die Kirchenlehre in jenem weiteren Sinne, wonach außer dem Kern symbolisch fixirter Hauptlehrsätze auch das bunte Allerlei von Lehrmeinungen angesehenerer und geringerer theologischer Schriftsteller darunter begriffen wird, so kann der Vorwurf unbiblischer Uebertreibungen und willkürlicher Speculationen auf dem Gebiete des Urstandsdogma's schwerlich von ihr fern gehalten werden. Allerdings sind gewisse plumpe wildphantastische Sagen des Gnosticismus und des talmudischen Judenthums, betreffend die riesige Leibesgröße und die halb göttliche Würde Adams stets innerhalb der Kirche zurückgewiesen worden. Die gnostisch-manichäische Steigerung der Person des ersten Menschen zu einer göttlichen Hypostase konnte so wenig Eingang finden, als die Koran-Legende (Sur. II, 28; III, 10), welche Adam, den Stellvertreter Allahs, durch die Engel angebetet werden läßt, oder als solche symbolisirende Fabeln der Rabbinen, wie die, daß Gott Adams Leib von Babylonien, dem Lande der Fruchtfülle, den Kopf von Palästina, dem Lande der Erkenntniß, die Gliedmaaßen aber von den übrigen Ländern geschaffen hätte, oder wie jene andre von einer bis zum Himmel reichenden Höhe des neugeschaffenen Menschheitsstammvaters (wofür man sich auf die mißverstandne Stelle Jos. 14, 15 stützte, oder gar — so R. Elieser — auf 5 Mose 4, 32 berief: „Gott schuf den Menschen auf Erden, von einem Ende zum

andern"[1]). Doch haben Kirchenväter, besonders griechische, bei Besprechung der geistigen Vorzüge des noch nicht gefallenen Menschen im Paradiese sich theilweise üppig rhetorisirender Ausschmückungen und mißverständlicher Uebertreibungen schuldig gemacht. Nach Gregor von Nyssa war Adam ursprünglich geschmückt mit dem Purpur der Tugend und dem Diadem der Gerechtigkeit; nicht bloß Vernunft und Unsterblichkeit, auch Weisheit und alle gotteswürdigen Güter gehörten mit zur Ausstattung dessen, der sich als Verwandten Gottes fühlen sollte und dem, wäre er nicht gefallen, die Geschlechtsverbindung zwischen Mann und Weib fremd geblieben sein würde. Einen „irdischen Engel", von wunderbarer Glorie umgeben, nannte Chrysostomus den noch nicht gefallenen Adam mit Bezug auf eben dieses Noch nicht Eingetretensein des Freiens und Sichfreienlassens (Luk. 20, 36); als einen „anderen Engel" bezeichnete ihn eben deßhalb der ascetisch-überschwengliche Gregor von Nazianz. Bei dem die Lehren dieser Früheren zusammenfassenden Johann von Damaskus heißt der erste Mensch, wie Gott ihn erschaffen, nicht bloß sündlos, rechtschaffen, tugendhaft und schmerzlos, sondern „mit jeglicher Tugend geschmückt, mit allen Gütern ausgestattet, gleichsam eine zweite kleine Welt innerhalb der großen, eine Art anbetenden Engels, ein Mittelwesen, ein Seher der sichtbaren, ein Eingeweihter in die geistige Schöpfung, ein König der irdischen Dinge, königlich beherrscht von Oben, irdisch und himmlisch, zeitlich und unsterblich, sinnfällig und geistig wahrnehmbar, mitteninne zwischen Hoheit und Niedrigkeit, Geist und Fleisch in Einer Person," rc.[2])

Einen wichtigen Impuls zur Ausbildung dieser über die Schrift-

---

[1]) Bartoloccius, Bibliotheca magna rabbinica, Rom. 1675, T. I, p. 64 ss. — Eisenmenger, Entd. Judenthum I, 365. — Vgl. Hamburger, Real-Encyklop. f. Bibel und Talmud, Art. „Urmensch"; Winer, Bibl. Realwörterbuch, Art. „Adam".

[2]) Greg. v. Nyssa, Orat. catech. c. 5 und De opif. hominis. — Chrysostomus, Hom. 14 und 16 in Genes. — Greg. v. Naz. Orat. 42. — Joh. v. Damask., De fide orthod. II, 12.

aussagen hinausgehenden Steigerungen des Begriffs ursprünglicher Vollkommenheit gewährte den Kirchenvätern, insbesondre den abendländischen, der Pelagianismus mit seiner Behauptung eines zwar willensfreien, aber weder sittlich vollendeten noch unsterblichen Erschaffenseins des ersten Menschen. Die betr. Denkweise tritt zuerst bei den Antiochenern des ausgehenden 4. Jahrhunderts hervor. Einem Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsuestia, den morgenländischen Gesinnungsgenossen der Pelagianer, galt die Erschaffung des ersten Menschen als eine in ethischer Hinsicht unvollkommene, durch Christi Erlösungswerk nothwendig zu ergänzende. Adam wurde von ihnen zwar als Mikrokosmos, als das zusammenhaltende Band der Schöpfung beschrieben, aber immerhin doch als sittlich wie physisch wandelbar und als nicht unsterblich; das „Schöpfungsband" wurde als ein ebensowohl veränderliches wie auflösbares dargestellt[1]). Aehnlich die Häupter des Pelagianismus, welche dem Menschen vor dem Falle eine gewisse Vollkommenheit zuschreiben, dieselbe aber wesentlich nur in einer Ausrüstung mit Naturgaben und in der Freiheit des Wählens zwischen Gut und Böse, unter bestimmtem Ausschluß der Unsterblichkeit, bestehen lassen. Die Freiheit, welche sie Adam beilegen, erscheint lediglich als formale, seine Vollkommenheit als eine ganz unbestimmte, ethisch unerfüllte, auf die pura naturalia beschränkte, daher in der Hauptsache unverlorene. Der sündlose Urstand wird nach pelagianischer Anschauung zwar nicht geleugnet, aber doch zu sittlicher Bedeutungslosigkeit herabgesetzt, weil sein wesentliches Fortdauern auch nach dem Eintritt der Sünde in die Menschheitsgeschichte vorausgesetzt wird[2]).

Gegenüber dieser Häresie sah Augustinus als Vorkämpfer des biblisch-kirchlichen Erbsündebegriffs sich zu einer Behandlung des

[1]) Theodor v. Mops. Comment. in Ep. ad Rom. 8, 19; auch in Ephes. 1, 10 (b. Pitra, Spicil. Solesm. I, 102 sq.). Vgl. Wörter, Der Pelagianismus (Freiburg 1866), S. 20 f.

[2]) S. bes. Julian v. Eclanum, bei Augustin, Op. imperfect. contra Jul. III, 144 und V, 59; sowie Wörter, a. a. O., S. 212. 227.

Urstandsdogmas gedrängt, welcher das Lob einer streng-biblischen Einfalt und Nüchternheit nicht durchweg ertheilt werden kann. Zwar derartige Schilderungen der Gottbildlichkeit wie die in den Büchern vom Gottesstaate, welche Adam eine kraft ihrer Vernunft über alle Thiere des Wassers, des Landes und der Luft erhabene Seele anerschaffen werden lassen, welche die Seligkeit der Paradieses-bewohner vor dem Fall, ihre höchst gesunde, harmonisch gestimmte Leibes- und Seelenbeschaffenheit (— summa in carne sanitas, in animo tota tranquillitas —), ihr Nicht-altern, ihr Freibleiben wie von sündiger Erregung so von jedwedem Schmerz und Leid mit lebhaften Farben schildern, können nicht ohne Weiters als Ueberschreitungen der rechten biblischen Norm getadelt werden[1]. Vermeidet doch Augustin, so phantasievoll er im Uebrigen beim Ausmalen der einzelnen Momente der Paradiesesglückseligkeit zu Werke gehen mag, immerhin glücklich jene Vorstellung von der Geschlechtsverbindung zwischen Mann und Weib als etwas erst durch den Sündenfall Nöthiggewordnen, welche wir für mehrere griechische Väter zur Klippe werden sahen. Und ist doch auch der bei ihm zuerst vorfindliche Begriff der „ersten oder ursprünglichen Gerechtigkeit" (prima justitia) ein theologisch unverfänglicher, aus der Schrift wohl zu begründender, mit dem er auch die Behauptung einer Nothwendigkeit sittlichen Fortschreitens und Vollkommenwerdens der Menschen auch ohne Sünde in richtige Verbindung setzt[2]. Was aber entschieden über die hl. Schrift hinausgeht, das ist einmal die Behauptung einer besonderen göttlichen Mithilfe (adiutorium) zum Beharren im Guten, wovon er die Gesinnung und Handlungsweise Adams vor dem Falle unterstützt sein ließ

[1]) De civitate Dei XII, 23; XIII, 19—21; XIV, 26.

[2]) De civ. Dei XIV, 21; De Gen. ad literam IX, 3 sq.; De nuptiis et concupiscentia. — Der Ausdruck „prima justitia", als Vorläufer des spät. dogmatischen Begriffs der justitia originalis, zuerst in der Schrift: De peccatorum meritis et remissione II, 37 (S. Cremer, Art. „Gerechtigkeit" 2c. in Herzogs Real-Encykl., 2. Aufl.).

(um so dessen Wahlfreiheit möglichst beschränkt, die Größe seiner Schuld aber möglichst gesteigert darzustellen), andrerseits die im extremen Gegensatze zu den Pelagianern von ihm vorgenommene Steigerung der Geistesvorzüge des noch nicht gefallenen Menschen, insbesondere seiner Vernunfterkenntniß, bis in's Wunderhafte und abstract Uebernatürliche hinein. In dem noch nicht Gefallenen lebte die klarste Erkenntniß aller göttlichen und natürlichen Dinge, die höchste vortrefflichste Weisheit (excellentissima sapientia), ein Wissen, so hoch über dem von uns sündigen Menschenkindern stehend, wie der Vogel an Schnelligkeit die Schildkröte übertrifft! Dazu denn jene außerordentliche göttliche Beihilfe zum Guten, die ihn überall umgab und trug, die ihm spielend leicht über jeden Fall von Versuchung hinwegzuhelfen vermocht hätte, um deren willen die Schuld des Gefallenen so unbegreiflich groß erscheint! Nur mittelst dieser besonderen Vorzüge und Vortheile, die er dem Menschen vor dem Falle andichtete, meinte er die nöthigen Voraussetzungen zur Erfassung des sündig Bösen in seinem vollen Ernste zu gewinnen, nur so den richtigen Grund zu der pelagianischerseits verkannten Lehre von der Erbsünde zu legen. Die schon ältere, bei Irenäus, Clemens und Origenes zuerst vorkommende Distinction zwischen „Bild Gottes" und „Aehnlichkeit Gottes", exegetisch gewaltsam hergeleitet aus 1 Mose 1, 26 f., mußte ihm dabei Hilfe leisten. Das Bild Gottes sollte die anerschaffene Naturbegabung des Menschen mit Vernunft und Freiheit bedeuten, daher als unverlierbar gelten; mit „Gottähnlichkeit" sollte die durch jene besondere Gnadenhilfe bedingte sittliche Vollkommenheit, die durch den Sündenfall verloren gieng, bezeichnet sein. In dem großen, unvollendet gebliebenen Werke gegen Julian von Eclanum spottet er bitter über das Paradies der Pelagianer mit der kahlen Dürftigkeit der Naturgaben seiner Beherrscher und deren äußerst labilem sittlichem Gleichgewichtszustande vor dem Falle. Man male ein solches Paradies, ruft er: Niemand wird es als Paradies erkennen! Vielmehr den Engeln, Heiligen und Seligen des Himmels ähnlich ist

der Zustand der Paradiesesbewohner zu denken; Adam und Eva würden, ohne Fall von göttlichem Lichte umflossen, in verklärten Leibern wie die eines Henoch und Elias gelebt haben.[1])

Augustins überspannter Supranaturalismus auf diesem Gebiete hat auf die spätere kirchliche Tradition des Abendlands in mehrfacher Richtung nachtheilig eingewirkt. Nicht bloß die morgenländische Theologie des Mittelalters, der Johannes von Damaskus als Letzter der alten Zeit mit dem Beispiele ähnlicher Uebertreibungen vorangegangen war, schweifte weit ab ins Phantasienreich auf diesem Gebiete — wie denn hier u. a. Moses Barcepha (im 10. Jahrhundert) nicht weniger denn vierzehn Wohlthaten oder Gnadengeschenke Gottes an Adam aufzählte und von einer „engelartigen Erkenntniß geistlicher und göttlicher Dinge", ja von „prophetischen Gaben" redete, welche Gott dem Adam beigelegt habe.[2]) Auch die römische Lehrtradition mittlerer wie neuerer Zeit, und nicht minder die altprotestantische Orthodoxie haben, als Erbstücke aus Augustin's nur allzu reichem Ideenschatz, gar manches Lehrmotiv von zweifelhaftem Werthe, d. h. von bald so bald so den lauteren Schriftgrund verlassendem und ins Abenteuerliche abirrendem Charakter weiter überliefert. Römischerseits hat man sowohl jene besondere göttliche Mithilfe (adiutorium), den unheilbringenden Keim des Lehrstücks von der ursprünglichen Gerechtigkeit als einem übernatürlichen Gnadengeschenk (donum supernaturale, superadditum) des ersten Menschen, als auch die behauptete vollkommne Weisheit und wunderbare Steigerung der Intelligenz Adams speculativ weiter zu bilden gesucht. In die altprotestantische Lehrüberlieferung ist zwar nicht jener erste Punkt, wohl aber der letztere übergegangen. Lutherische wie reformirte Dogmatiker des 16. und 17. Jahrhunderts sind im Streben nach Ausstattung Adams mit dem Non plus ultra von Weisheit und Sehergabe, theilweise auch

[1]) Vgl. überhaupt Bindemann, Der hl. Augustinus, III, S. 557 ff.; F. Dorner, Augustinus, sein theol. System 2c. (Berlin 1873), S. 114—124.

[2]) Mos. Barcepha, De Paradiso, I, 28; II, 7. 9. 12.

von physischer Kraft, hinter den verwegensten Scholastikern des Papstthums nicht zurückgeblieben, ohne sich darum das Fündlein von einem den Protoplasten baldigst wieder entzognen übernatürlichen Gnadengeschenke gottbildlicher Heiligkeit und Gerechtigkeit mit anzueignen.

Für die Begründung dieses letzteren Lehrstücks als des Specifikums der römischen Urstandslehre sind besonders Hugo von St. Victor und der von ihm angeregte, auf seinen Schultern stehende Petrus Lombardus wichtig geworden. Während der Erstere besonders die vollkommene Erkenntniß aller sichtbaren Creaturen sowie auch des Schöpfers und seiner selbst betonte, womit Adam aus Rücksicht auf seine geistigen wie körperlichen Bedürfnisse von Gott ausgestattet worden sei, gefiel die scharfe Dialektik des Letzteren sich namentlich in einer Spaltung und sorgfältigen Unterscheidung des Naturzustands des Neugeschaffenen von der gnadenweise hinzugeschenkten übernatürlichen Gerechtigkeit und Gottähnlichkeit. Der Lombarde ist Urheber jener Lehrweise, welche die Ertheilung des donum superadditum der paradiesischen Gerechtigkeit an die Seele Adams als eine Art von Ehe zwischen übernatürlichem und natürlichem Faktor der Urbeschaffenheit unsrer Stammeltern denkt. Er läßt demgemäß, weil ja jede Eheschließung eine beiderseitige Einwilligung voraussetze, den natürlichen Factor (die pura naturalia) zuerst, schon vor Empfang jenes Gnadengeschenks vorhanden sein. Das Gottesbild war zuerst schon da, die Gottähnlichkeit trat einige Zeit später hinzu.[1]) Ein Theil der späteren Scholastiker, insbesondere die franziskanischen wie Alexander von Hales und Duns Scotus, folgten ihm mit Vorliebe in dieser Annahme eines Erschaffenseins Adams in puris naturalibus, mit erst nachträglicher Hinzufügung des göttlichen Gnadengeschenks — worin unleugbar eine gewisse Annäherung an die überhaupt nur puren Naturzustand

[1]) Hugo v. St. Victor, De sacramentis fidei, I, p. 6, c. 12 ss; Petr. Lomb., l. II. Sententt., dist. 23. 24.

des Menschen vor dem Falle annehmende pelagianische Lehrweise enthalten war. Das auch in sonstiger Hinsicht den Rückfall in Pelagianismus ängstlicher meidende Haupt der dominikanischen Scholastik schloß sich dieser Lehrweise nicht an. Nach Thomas Aquin, dem erst jüngst wieder der römischen Kirche von ihrem Oberhaupte als Muster und Meister aller ächten Philosophie Gepriesenen, gieng kein Zustand purer Natürlichkeit der Ertheilung des übernatürlichen Geschenks der Gottähnlichkeit voraus; diese erfolgte vielmehr gleich im Momente der Erschaffung Adams, sodaß dieser von Anfang an sich im Besitze jener besonderen göttlichen Gnadenhilfe zum Guten befand, die ihm dann durch den Fall wieder verloren ging. Von der geistigen Ausrüstung des Menschen in diesem ursprünglichen Vollkommenheitszustande, insbesondere vom Umfange seines Wissens, redet der Aquinate in überschwenglichen Ausdrücken. Adam besaß nicht nur eine virtuelle oder principielle Erkenntniß der ganzen sichtbaren Creaturenwelt, soweit dieselbe menschlichem Erkenntnißvermögen zugänglich ist: auch von den übernatürlichen Geheimnissen der Offenbarung hatte er Kunde. Das Mysterium der Trinität, angedeutet in den Stellen 1 Mose 1, 26; 3, 22, war ihm bereits erschlossen; daß er auch vom Mysterium der Menschwerdung Gottes eine, wenn nicht schauende doch glaubende und hoffende Erkenntniß hatte, zeigt der Ruf, in welchen er beim Anblick seiner Lebensgefährtin Eva ausbrach — deren Bildung aus seiner Ribbe ja auf Christum und die Kirche weissagend hinwies. Nur Zukünftiges von zufälliger Art (futura contingentia) blieb seiner Kenntniß entzogen, deßgleichen das Inwendige des Menschen, sowie solche äußerliche Einzelheiten des sinnlichen Bereichs, wie beispielsweise die Zahl der Steinchen auf dem Grunde eines Flusses u. dgl. m.[1]) — Mit dieser Darstellung des Wissens Adams als eines fast schrankenlosen bahnte Thomas der späteren Scholastik den Weg zu den wunderlichsten

[1]) Thomas, Summ. theol. P. I, qu. 94, a. 3 sq.; cfr. qu. 92, a. 2—4.

Phantasiekunststücken und zu den seltsamsten Verhandlungen über das, was von den Gegenständen jenes Wissens etwa ausgenommen werden könne. Als Alfons Tostatus, einer der selbständigeren scholastischen Exegeten im 15. Jahrhundert, Adams Weisheit in natürlichen Dingen wenigstens so weit herabzusetzen gewagt hatte, daß er diejenige Salomo's, des Weisesten aller Menschen, für größer erklärte, widersprach man ihm von allen Seiten. Aehnlich erging es dem Cardinal Cajetan, als derselbe, überhaupt ein resoluter Gegner des exegetischen Herkommens, wenigstens die Gestirne des Himmels, die Tiefen des Meeres und das Innere der Erde von dem was Adam gewußt habe, auszunehmen versucht hatte. Alle widersprachen ihm hierin: die Exegeten Pererius, Pineda, Mersenne &c., wie die Dogmatiker Gregor von Valentin, Suarez u. AA. Im großen Genesiscommentar des Minimenpaters Mersenne befindet sich ein längeres Kapitel, welches ausführlich „über die Wissenschaft Adams" handelt. Adam, so wird da gelehrt, trug die Keime sämmtlicher 100 Wissenschaften, die man überhaupt zu zählen hat, schon in sich; die 14 Classen oder Gruppen, in welche dieser Inbegriff aller Wissenschaften nach Mersenne zerfallen, erinnern merkwürdig an jene 14 Vorzüge Adams nach Barcepha.[1]) Bei dem Jesuiten Suarez, — demselben Meister in spitzfindigster dogmatischer Casuistik, welcher jener Frage wegen des Kindererzeugens Adams und Evas ohne Sündenfall ein ganzes Buch widmet und darin umständliche Untersuchungen auch darüber anstellt, ob es im sündlos verbliebenen Menschengeschlechte wohl unfruchtbare Männer oder Frauen gegeben haben, ob man im Paradiese wohl Städte, Gemeinden und dgl. gegründet haben, ob wohl eine Vermannigfaltigung der Nahrungsmittel daselbst eingetreten sein würde, &c. — wird die

[1]) Mar. Mersenne, Quaestiones celeberrimae in Genesin, Lutet. Paris 1623. Vgl. meine Geschichte der Beziehungen zwischen Theol. u. Naturwissenschaft, I, 654. — Wegen Alfonsus Tostatus (Abulensis) und Cajetans s. Suarez, Comment. in D. Thom. etc. tract. II de creatione l. III, c. 9 (p. 147 ss.).

Ehre des hl. Thomas gegenüber jenen Versuchen, den kühnen Idealismus seiner Urstandslehre zu verkleinern und abzuschwächen, auf das Nachdrücklichste gewahrt. Nur in Bezug auf Zukünftiges und auf Vergangenes, jenseits der irdischen Paradiesesgeschichte Gelegenes wird eine Beschränktheit der Erkenntniß Adams zugestanden; desgleichen in Bezug auf die Herzensgedanken andrer Menschen. Aber gegenüber Cajetan wird mit aller Bestimmtheit eine genaue Kenntniß des Menschheitsstammvaters auch vom Himmel und seinen Gestirnen, von den Tiefen des Meeres, von den Mineralien im Schooße der Erde gelehrt; die Frage, ob derselbe in solchen und anderen irdischen Dingen auch zu irren vermocht habe, wird ausführlich erörtert und verneint! Und gegenüber Tostatus' Bevorzugung der Salomonischen vor der Adamischen Weisheit wird kühnlich behauptet: Nein, Adams Weisheit in natürlichen Dingen war größer und vollkommner als diejenige Salomo's; denn sie eignete ja ihm als dem Haupt und Meister der ganzen späteren Menschheit, auch war sie für ihn, besonders was die natürlichen Dinge betrifft, nothwendiger und unentbehrlicher als für Jenen.[1])

Leider hat auch die reformatorische Theologie sich derartiger Ungeheuerlichkeiten nicht ganz enthalten. Für sie kam jene Annahme einer übernatürlichen gratia superaddita des Urstands allerdings in Wegfall; deßgleichen die schriftwidrig künstelnde Distinction zwischen Bild und Aehnlichkeit Gottes, welche nur einige wenige Theologen des Calvinismus (Petrus Martyr, Ursinus, Zanchius, Junius) als gegründet zu halten suchten[2]). Aber im Punkte der Wissenschaft Adams von natürlichen und übernatürlichen Dingen sowie der leiblichen Vorzüge der Stammeltern vor dem Falle bleiben die Väter und Begründer der evangelischen Kirche ganz und gar unter dem Banne der älteren dogmatischen Tradition. Luther malt nicht bloß in seinen Tischreden die Herrlichkeiten des Paradieses und seiner Bewohner mit naiv dichtender Phantasie auf

[1]) Suarez, l. l. Vgl. l. V, p. 248—291.

[2]) Siehe m. Gesch der Beziehungen rc., I, S. 626 u. 698.

das Sinnlichste aus, indem er von „den allerschönsten und reinsten Leibern, Sinnen, Verstand und Willen redet", welche Adam und Eva damals gehabt („ihre Augen konnten über viel Meil Weges aufs Schärffste sehen, die Ohren gar leise hören und vernehmen" 2c.): auch in seinem lateinischen Genesiscommentare entwickelt er ganz entsprechende Annahmen. „Das Gottesbild, wozu Adam geschaffen war, war von vorzüglichster und edelster Art, weil frei von jeglichem Aussatze der Sünde in Verstand wie Willen. Die inneren wie die äußeren Sinnen waren höchst rein und vollkommen; der Intellect von reinster Art, das Gedächtniß das beste, der Wille der lauterste; und dabei lebten sie in schönster Sicherheit, ohne alle Todesfurcht und Bekümmerniß. Es kam dazu jene wundervolle, unübertreffliche Vorzüglichkeit des Leibes und aller Glieder, wodurch er allen übrigen lebendigen Geschöpfen überlegen war. Denn wahrlich ich halte dafür: vor der Sünde waren Adams Augen so scharf und klar, daß er den Luchs und Adler übertraf. Mit Löwen und Bären, diesen stärksten aller Thiere, gieng er, der Stärkere denn sie, nicht anders um, als wir mit Hündlein. Auch die Früchte, die er genoß, hatten viel größere Süßigkeit und Kraft, denn die jetzigen"...... „Ich glaube", heißt es etwas später, „Adam würde mit Einem Wörtlein ganz so einem Löwen zu befehlen vermocht haben, wie wir einem zahmen Hunde befehlen; es würde ihm frei gestanden haben, durch Landbau die Erde alles hervorbringen zu machen, was er nur wollte!" Die Eva mit einschließend, bewundert er das „Stück göttlicher Natur", kraft dessen die noch unschuldigen Paradiesesbewohner „alle Triebe, Sinnen und Kräfte aller Thiere zu verstehen" im Stande waren, aber auch „die vollkommenste Erkenntniß Gottes besaßen". Denn, fragt er, „wie hätten sie den nicht erkennen gesollt, dessen Bildniß sie in sich hatten und fühlten? Ja auch von den Sternen und der ganzen Astronomie besaßen sie die sicherste Einsicht!" Ohne den Fall würde Adam die Eva „in der größten Reinigkeit und Gottesfurcht" erkannt haben; sein Kinderzeugen würde in höchster Furcht, Weisheit und Gotteserkenntniß erfolgt sein. Die neugebornen

Kindlein würden nimmer so lange wie jetzt, der Muttermilch und des Umhertragens bedurft haben. Sein Land und seine Kräuterbeete würde der unschuldig Gebliebene „nicht nur ohne Beschwerde, sondern wie spielend und mit dem höchsten Ergötzen bestellt haben“[1]). — Zu diesen kühnen Folgerungen Luthers aus seiner Grundthese: Ohne Sünde kein Uebel, ohne Fall kein Verlust des Paradieses! traten noch gewisse nicht minder merkwürdige Speculationen über eine noch lange nach dem Falle und der Austreibung aus Eden sich hinziehende Abenddämmerung der verschwundenen Paradiesessonne in der ältesten Menschheitsgeschichte hinzu. Früherer dogmatischer Tradition der Kirche verdankte er den Impuls zu diesen Betrachtungen weniger, als der h. Schrift, insbesondre den die älteste Patriarchengeschichte erzählenden Kapiteln 5—10 der Genesis, unter gleichzeitiger Verwerthung auch der altclassischen Sagen vom goldenen Zeitalter und den auf es gefolgten geringeren Weltaltern. Wir kommen später in andrem Zusammenhange, eingehender auf diese Vorstellungen Luthers von der Patriarchenwelt als einem Nachglanze der seligen Paradieseszeit zurück. Für jetzt haben wir die Einwirkung seiner einseitigen Steigerung der Paradiesesgeschichte auf die ältere Lehrtradition seiner Kirche des Weiteren zu verfolgen.

Diese Einwirkung kann im Ganzen keine wohlthätige genannt werden. Was schon er einseitig supranaturalistisch und mehr den Eingebungen seiner kindlich naiven und frischen Phantasie als den Andeutungen des Schriftworts folgend dargestellt hatte, das wird von seinen Nachfolgern auf exegetischem und dogmatischem Gebiete womöglich noch mehr auf die Spitze getrieben, jedenfalls in noch bestimmterer Weise dogmatisch fixirt und gleichsam aus dem Flusse freierer Phantasiegestaltung vorzeitig zum Erstarren gebracht. Hieher gehören zwar weniger die immer noch ziemlich maaßvoll gehaltenen Ausdrücke des letzten der lutherischen Symbole, der Concordienformel,

[1]) Luther, Tischreden von Gottes Werken, Nr. 279 (E. A., 57, 237). — Enarrationes in Genes. cap. 1—3 (E. A., tom. I, p. 77. 80. 83. 89. 103. 128. 166).

deren Darstellung der Lehre vom Urstand ungefähr die Mitte hält zwischen der vorsichtig abgegrenzten und biblisch nüchternen Lehrweise Melanchthons in der Apologie (s. unten) und zwischen Luthers derberer und phantasievollerer Behandlung des Gegenstandes[1]). Wohl aber sind die Schilderungen einer Anzahl von Predigern und Erbauungsschriftstellern des ausgehenden 16. sowie die Lehrbestimmungen der meisten lutherischen Dogmatiker des folgenden Jahrhunderts hieher zu rechnen. In Simon Musäus'[2]) († 1576) Predigten über das 1. Buch Mose wird bei Behandlung der Paradiesesgeschichte im engen Anschlusse an Luther gezeigt, wie Gott den ersten Menschen „zu königlichen Eren erhoben und ihm die Königliche regalien und lehen überantwortet habe", durch Ertheilung von Gewalt und Herrschaft über alle Thier, durch Zuweisung einer „reichen Speisekammer, einer vollen Küche und köstlichen Tisch", dazu „einer gemeinen Hofstube mit allerley Profiant aufs allerbeste versorget für alle geschaffenen Creaturen, da Menschen und Thiere, d. i. Herren und Knechte, an einerlei Tisch gesetzet worden seien" rc. Dieser königlichen Gewalt habe aber Adam sich auch aufs Beste zu bedienen gewußt, da er denn „als ein guter Physikus auff alle Creaturen sich sehr wohl verstanden, wie ein jedes geartet und genaturet ware —, zu geschweigen anderer Gaben: daß er mit sterke allen Lewen und Beeren, mit schnelligkeit allen Hirschen und Hasen, mit Scharffsichtigkeit allen Adlern und Falcken, und mit Schönigkeit des Leibes und langwirigkeit des Lebens allen Thieren weit weit überlegen gewest". Man beachte hier die mehrfachen oratorischen Steigerungen und Amplificationen der von Luther in Curs gesetzten Vorstellungs-

[1]) Form. Conc. p. 579 M.: „Etsi enim in Adamo et Heva natura initio pura, bona et sancta creata est" etc.; p. 580: „ . . . . bonitatem suam, veritatem, sanctitatem et justitiam, quae dotes naturae in paradiso concreatae erant." Vgl. 536; 576; 638.

[2]) Simon Musäus, Richtige und reine Auslegung des ersten Buches Mosy rc.; Magdeburg 1576 (vgl. m. Gesch. der Beziehungen rc. I, 674 f.). — Joh. Arnd, Vom wahren Christenth, B. I, K. 1; B. IV, 1, 6. — Scriver, Seelenschatz I, 1, § 15.

weisen. Vorsichtiger schon, mehr nur das Ethische und symbolisch Bedeutsame betonend, redet Joh. Arnd im Eingang seines „Wahren Christenthums“ von der Herrlichkeit der Menschennatur vor dem Falle. „Zu dem Ende hat Gott den Menschen rein, lauter, unbefleckt erschaffen, mit allen Leibes- und Seelenkräften, daß man Gottes Bild in ihm sehen sollte; nicht zwar als einen todten Schatten im Spiegel, sondern als ein wahrhaftiges lebendiges Abbild und Gleichniß des unsichtbaren Gottes und seiner überaus schönen, innerlichen, verborgenen Gestalt, d. i. ein Bild seiner göttlichen Weisheit im Verstand des Menschen; ein Bild seiner Gütigkeit, Langmuth, Sanftmuth, Geduld im Gemüth des Menschen; ein Bild seiner Liebe und Barmherzigkeit in den Affecten des Herzens des Menschen; ein Bild seiner Gerechtigkeit, Heiligkeit, Lauterkeit und Reinigkeit im Willen des Menschen; ein Bild der Freundlichkeit, Holdseligkeit, Lieblichkeit und Wahrheit in allen Geberden und Worten des Menschen; ein Bild der Allmacht in der gegebenen Herrschaft über den ganzen Erdboden und über alle Thiere; ein Bild der Ewigkeit in der Unsterblichkeit des Menschen.“ Zusammengefaßt wird der Inbegriff aller dieser Vorzüge an einer späteren Stelle in der Weise, daß der ganze Mensch, wie er am sechsten Schöpfungstage aus Gottes Händen hervorgieng, als ein Bild und Gleichniß des Dreieinigen geschildert wird. „Alle Creaturen sind nur Gottes Spur und Fußstapfen, der Mensch aber ist Gottes Bild, welcher den Schöpfer sollte vor Augen stellen.“ Er ist so „in die höchste Ehre und Würdigkeit gesetzt und zum höchsten Adel erhoben; ..... Gott der Allerschönste wohnt in des Menschen Seele am allerliebsten und hat dieselbe zu seinem Tempel geheiliget, daß sie sein solle eine Wohnung des Vaters, eine Brautkammer des Sohnes, des allerhöchsten Bräutigams, und ein Heiligthum des heiligen Geistes“ &c. &c. Minder ausschließlich aufs Innerliche gerichtet, auch die äußeren Vorzüge mehr hervorhebend, schildert Scriver im „Seelenschatze“, wie die gottesbildliche Seele des ersten Menschen „eine Kaiserin und rechte Fürstentochter war, mit göttlicher Weisheit, Klarheit, Reinig-

keit, Heiligkeit, Gütigkeit, Holdseligkeit und Vollkommenheit geziert; ein heller Spiegel, darin das ewige Licht mit seinem Glanze spielte; eine krystallene Kugel voll reinen Wassers, dadurch die Sonne scheint und ihren Glanz gleichsam noch anmuthiger und schöner macht; ein irdischer Engel oder Geist, mit Fleisch angethan und bekleidet, welches sie allenthalben mit ihrer Lebenskraft süßiglich erfüllte und darin als in einem schönen Palast mit Lust wohnte und herrschte" ꝛc. — Die scholastische Dogmatik des 17. Jahrhunderts betont regelmäßig die dreifache Vollkommenheit des Menschen im Urstande: in intellectueller, in ethischer, sowie in ästhetischer Hinsicht, oder was seine Erkenntnißfunctionen, seine Willenskräfte und die Reinheit und Harmonie seiner sinnlichen Affecte betrifft. Sie geht aber dabei mehrfach über das rechte Maaß nüchterner, biblisch normirter Auffassung hinaus. Erscheint ein Joh. Gerhard noch möglichst auf Einhaltung dieses Maaßes bedacht, wenn er als zur ursprünglichen Gerechtigkeit und Heiligkeit gehörig aufzählt „die höchste Geradheit (rectitudo) und Unversehrtheit (integritas) aller Leibes- und Seelenkräfte, ihre völlige Uebereinstimmung mit Gottes Gesetz, überhaupt die höchste Vollkommenheit, Unschuld und Reinheit des ganzen Menschen": so steigert Baier die intellectuellen Vorzüge Adams zu einer von Gott ihm speciell behufs Nachahmung Seiner als des Urbilds ertheilten Weisheit, d. h. „einer gewissen habituellen Erleuchtung oder Vollkommenheit des Intellects, um ihm eine vorzügliche und dem Urstande entsprechende Erkenntniß göttlicher, menschlicher und natürlicher Dinge zu gewähren"; — auch von den körperlichen Vorzügen des ersten Menschen, z. B. davon, daß „ipsa membra corporis organici analogiam quandam habent ad attributa divina", redet dieser Dogmatiker in etwas starken Ausdrücken. Weiter noch geht Quenstedt, nach welchem Adams Erkenntniß eine „vortreffliche, volle und vollendete" war, kurz eine so große, „wie keiner von uns gefallenen Menschen sie entweder aus dem Buch der Natur oder aus der h. Schrift zu schöpfen vermag". Er wirft ernstlich die Frage auf: wessen intellectuelle Vortrefflichkeit für die höhere zu halten sei, ob die der Apostel nach Empfang des

heiligen Geistes oder diejenige Adams vor dem Falle? Die Antwort lautet: die göttlichen Dinge und die Glaubensgeheimnisse hätten allerdings die Apostel, dank Christi Offenbarung, vollkommener gewußt; aber in Bezug auf eine „vollständige und umfassende Kenntniß aller natürlichen und dem Menschen nützlichen Dinge sei Adam wie allen Menschen so auch den Aposteln sowohl extensiv als intensiv überlegen gewesen!" — Selbst der sonst vielfach auf Mäßigung und Herabminderung der Ueberschwenglichkeiten seiner scholastischen Vorgänger ausgehende Hollaz schildert die Wissenschaft Adams als eine „vorzügliche und für den Urstand ausreichende"; nur sei sie nicht schauende Gotteserkenntniß (cognitio Dei intuitiva) gewesen, dergleichen uns Menschen nicht auf Erden, sondern erst im Himmel zu Theil werden könne. Bei seinem Zeitgenossen, dem Wittenberger J. Deutschmann († 1706), war die Annahme einer auf besondrer Erleuchtung beruhenden Vorzüglichkeit des Wissens Adams um göttliche Dinge so festgewurzelt, daß derselbe 1689 eine „Theologie Adams, des ersten wahren Lutheraners" drucken ließ[1]). Schon Calovius, dessen Exegese der urgeschichtlichen Abschnitte der Genesis Luthers naiv-gemüthliche und tief fromme Weise mit einem künstlich schematisirenden scholastischen Verfahren verknüpft, charakterisirte das Paradies als eine „Uebungsschule der Frömmigkeit" (schola et gymnasium pietatis) für die Menschen, als einen „Sitz der Kirche", einen „Palast des Beherrschers der Erde", ein „Vorbild des ewigen Lebens". Diese verschiednen Bedeutungen motivirte er durch Angabe eines sechsfachen Zweckes der Erschaffung des Paradieses; dasselbe habe den Menschen dienen sollen 1) zur königlichen Wohnstätte, 2) zur Bewachung wider den Teufel, 3) zur Bebauung, 4) zur Frömmigkeitsübung mittelst des Baumes der Erkenntniß und desjenigen des Lebens (— die er nach Luthers Vorgange als eine Art von heiligen Hainen oder Naturtempeln zur Anbetung Gottes denkt,

[1]) Vgl. auch J. H. Majus, Sciagraphia philosophiae Adami etc., Francofurti 1711, sowie J. W. Feuerlin, De Adami logica, metaphysica, mathesi, philos. practica et libris. Altorf 1717.

und wovon er den ersteren das Gesetz, den zweiten das Evangelium vorbilden läßt —), 5) zur Förderung und Erhaltung des Lebens mittelst des Lebensbaumes, 6) zur symbolischen Vorausdarstellung des himmlischen Paradieses[1]).

Die reformirte Orthodoxie ebenderselben Zeiten hat sich nicht viel nüchterner gehalten. Zwar Calvins Darstellung in seinem grundlegenden dogmatischen Meisterwerke erscheint kraft der Vorsicht, womit sie ungesunde Ueberschwenglichkeiten zu vermeiden und wesentlich nur die Aussagen der biblischen Berichte treu zu reproduciren sucht, derjenigen Melanchthons nahe stehend; gleichwie auch die Mehrzahl der reformirten Symbole sich, ähnlich den lutherischen, eines üppigen Uebermaaßes bei Schilderung der Vorzüge des noch nicht gefallenen Menschen enthält und bei Aufzählung der wesentlichsten im Begriffe der Gottebenbildlichkeit und ursprünglichen Gerechtigkeit enthaltenen Momente stehen bleibt — hiebei die geistige Wesensseite des gottbildlichen Urmenschen in etwas bevorzugend und auf Kosten seiner körperlichen Vorzüge und Vollkommenheiten betonend[2]). Uebrigens bleiben, wie bereits bemerkt, sogar von den Classikern der reformatorischen Lehrbildung des Calvinismus Einige, wie Petrus Martyr, Ursinus ꝛc., in der fehlerhaften Annahme einer Verschiedenheit von Gottbildlichkeit und Gottähnlichkeit befangen. Und seit dem Aufkommen scholastisch-dialectischer Lehrformen um den Anfang des 17. Jahrhunderts nimmt dieses Zurückgreifen auf die ältere, patristische und scholastische Ueberlieferung mehr und mehr überhand. Der Gegensatz zur pelagianisirenden und verschämt naturalistischen Fassung der Urstandslehre seitens des Socinianismus und Arminianismus — von welchen Secten besonders die erstere sehr

[1]) Jo. Gerhard, Loc. IV, 248. — Baier, Comp. theol. posit p. 293. 297; — Quenstedt, Theol. did. polemica II, 6. — Hollaz, Exam. theol. acroamat. p 471. — Ab. Calov., Syst. locor. theol., t. III, loc. de creatione, p. 882 ss. Vgl. desselben Biblia illustr. u. Commentar. in Genesin.

[2]) Conf. Belg. 19; Conf. Helv. II, 8; Con. Dordrac. 3, 4. a. 1; Decl. Thorun. 3, 5. — Wegen des Heidelb. Kat. s. weiter unten.

bestimmt ein sterbliches Erschaffensein Adams lehrte, auch mit dem göttlichen Ebenbilde nicht höhere Geistesvorzüge sondern lediglich die Herrschaft über die niedere Natur bezeichnet sein ließ (während die Arminianer an dieser letzteren Lehreinseitigkeit sich nicht mitbetheiligten)[1]) — trieb die Orthodoxie zu immer strengerer Reproduction dessen, was s. Z. Augustin über den Gegenstand gelehrt hatte, ja demnächst auch gar mancher Zuthaten hiezu aus der Epoche der Scholastik. Zusammen mit dem Augustinismus wird auch Vieles aus dem Thomismus wieder hervorgezogen, natürlich mit Ausschluß des specifisch Römischen, wie insbesondere der Annahme, als ob die Vorzüge des einstigen Unschuldsstandes keine natürlichen, dem Menschen anerschaffenen gewesen seien. Schon Zanchius hatte die Eheschließung Adams und Evas im Paradiese dazu benutzt, den ganzen Inbegriff der Pflichten und Rechte des Ehestands als implicite in jenem Urbilde aller menschlichen Verbindungen von Mann und Weib enthalten zu entwickeln, also eine ausführliche Moraltheologie des Ehestandes von mehr denn 100 Folioseiten, auf den Einen Vers 1 Mos. 2, 24 gegründet. Andreas Rivetus und Andre entwickelten auf Grund der Stelle von der Benamung der Thiere 1 Mos. 2, 19 eine ebenso breite als überschwengliche Theorie von der Vorzüglichkeit der Wissenschaft Adams, gegenüber den diesen Punkt bezweifelnden Socinianern. Anderen diente das Protevangelium oder die Weissagung vom Kampfe des Weibessamens mit dem Schlangensamen (1 Mos. 3, 15) zu den übertriebensten Schilderungen der prophetischen Sehergabe Adams, bezw. des von Gott ihm erschlossenen Fernblicks in die zukünftige Geschichte. Bekannt ist wie Milton, dieser Tradition folgend, in den beiden letzten Gesängen seines „Verlornen Paradieses" den Erzengel Michael dem kurz vorher zu Fall gekommenen Adam einen Abriß der gesammten Weltgeschichte

[1]) Vgl. Joh. Völkel, De vera religione l. II (De Dei operibus); Ph. v. Limborch, Theologia christiana II, 24, 2. Ueberhaupt: Fock, Der Socinianismus, II, 484—487; W. Engelhardt, Die Gottesbildlichkeit des Menschen, Jahrbb. f. deutsche Theologie 1870, S. 38.

bis zum jüngsten Gerichte mittheilen läßt[1]). Zu anderen Spielereien und Willkürlichkeiten gab die Föderaltheologie der Coccejaner Anlaß, mit ihrem Streben schon im Naturbunde vor dem Gesetz und zumal in der Religon des Paradieses mannigfache Spuren und Vorspiele des Gnadenbundes nachzuweisen. Herm. Witsius suchte zu zeigen, daß schon die Paradiesesreligion vier Sacramente gehabt hätte, nemlich den Garten Eden selbst, seine zwei Bäume und den Sabbath. Franz Burmann legte gleichfalls den Paradiesesbäumen sacramentale Geltung bei. Von der mehrfachen segensvollen Bestimmung und Bedeutung des Paradieses für den Menschen redete er in Ausdrücken, die an Calov's oben erwähnte Darstellung erinnern; das Paradies sollte dem Menschen sein „als ein Königreich, darin zu herrschen, als eine Küche, darin vollauf zu haben, als eine Werkstatt sich darin zu üben, als ein Tempel, Gotte darin zu dienen. Mit eigenthümlich plumpem Realismus entwickelt dieser Coccejaner die Vorzüge des paradiesischen Menschen nach seiner leiblichen Seite: „Gott machte und formirte diesen Leib so herrlich und temperirt in allen Theilen, daß er alle Körper und Leiber übertrifft; seine Beine sind als Pfeiler, die Arme als Flügel, die Hände als Dienstknechte ja Schreiber des Menschenverstandes und wie Instrumente aller Instrumente; die Sinnen als Spione und Ausspäher, das Haupt als ein Castell oder Schloß, das Herz als ein Sitz des Lebens und als eine Unruh, die nimmer stille steht rc.; . . . . und das alles mit einer solchen Proportion und Vollkommenheit, die man nicht genug begreifen noch verwundern kann", u. s. f.[2])

[1]) H. Zanchi, De operibus Dei intra spacium sex dierum creatis. Neostad. 1591. — Andr. Rivet, Exercitationes theoll. et scholasticae in l. I Mosis (in s. Opp., Roterod. 1651, t. I), bes. Exercit. XXII. — Milton, Paradise lost, C. XI. XII.

[2]) H. Witsius, Exercitatt. sacrae im Symb. apostolor. et in Orat. dominicam; ed. 2., Franequerae 1689, p. 111 ss. — Fr. Burmann, Gesetz und Zeugniß, oder Auslegungen...... der V BB. Mosis, Frankfurt 1693, Bd. I. — Vgl. Diestel, Studien zur Föderaltheologie, Jahrbb. für deutsche Theol. 1865, S. 230 ff.

Wir haben im Bisherigen die kirchliche Tradition bis gegen Anfang des 18. Jahrhunderts in denjenigen ihrer Aussagen verhört, welche das Ueberschwengliche und Ungesunde ihrer Auffassung des Urstands vorzugsweise anschaulich hervortreten lassen. Es würde ungerecht sein, wollten wir hiemit den Umkreiß der auf die ursprüngliche Beschaffenheit des Menschen bezüglichen Vorstellungen der Träger jener Tradition schon als geschlossen und Alles, was zur Darlegung ihrer einschlägigen Anschauungen dienen kann, als erschöpft betrachten. Das kirchliche Dogma vom Urstande und von der verlorenen Gottbildlichkeit steht nicht ganz so unvermittelt und losgelöst von sonstigen auf die Menschheitsgeschichte bezüglichen Annahmen da, daß es als jeglicher Anerkennung eines gesunden organischen Fortschritts in dieser Geschichte widersprechend erschiene und es unmöglich machte, die im Paradiese begonnene Entwicklung als eine continuirliche, einheitlich von Gott geleitete und mit Consequenz ihrem Ziele zustrebende zu begreifen. Neben den degradationistischen, ein Herabsinken von der ursprünglichen Höhe und Vollkommenheit voraussetzenden Anschauungen geht, mit den frühesten Kirchenvätern anhebend und namentlich in neuester Zeit, seit vorigem Jahrhundert, mit Sorgfalt ausgebildet, eine evolutionistische, das Wiederemporsteigen des gefallenen Menschen zu den lichten Höhen der ihm ursprünglich bestimmt gewesenen Gottbildlichkeit und Naturbeherrschung ins Auge fassende Betrachtungsweise her. Auch ihr müssen wir uns in näherer Betrachtung zuwenden.

Schon die Geschichtsphilosophie der Väter ist keine ganz einseitig degradationistische oder pessimistische. Sie schenkt neben dem Sinken der Menschheit von ihrer ursprünglich innegehabten Höhe auch der zum Reiche Christi emporstrebenden Entwicklung ihre Beachtung; das Drama der Weltgeschichte schließt nach ihr Bewegungen von beiderlei Tendenz, abwärtsgehende und aufsteigende, in sich. Von den patristischen Versuchen der Gewinnung eines gewissen speculativen Gesammtüberblicks über das Ganze der Heilsgeschichte vor und nach Christo sind die ältesten nicht degradationistisch, son-

dern überwiegend evolutionistisch geartet. Die Menschheit steigt, nach jener schon im Briefe des Pseudo-Barnabas (K. 15) angedeuteten typhisch-prophetischen Deutung der Schöpfungsgeschichte, welche die sechs Tage als eine Weissagung auf die sechs Weltalter faßt, durch sechs Jahrtausende zu ihrem glorreichen Entwicklungsziel, dem messianischen Sabbath-Jahrtausend als dem Gegenbilde des Schöpfungssabbaths 1 Mos. 2, 2 empor. Das Philosophem scheint bereits aus dem hellenistischen Judenthum zu stammen; zu seiner Aufstellung dürften hauptsächlich wohl die Worte Ps. 90, 5: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag" den Anlaß gegeben haben. Bis um die Zeiten Constantins überwiegt diejenige Ausgestaltung des Dogma's, welche das abschließende Sabbath-Jahrtausend gemäß buchstäblicher Deutung von Apokal. 20, 1—6, als Millenium, als tausendjährige Herrlichkeitszeit der vorher leidenden und verfolgten Christenheit denkt; dieser chiliastischen Vorstellungsweise huldigten Justin der Märtyrer, Irenäus, Hippolytus, Cyprian, Lactanz, Victorin von Petabium. Vom Aufhören der Christenverfolgungen an gelangt die nicht-chiliastische Deutung zur Vorherrschaft, wonach das dem Schöpfungssabbath entsprechende letzte Jahrtausend der heilsgeschichtlichen Entwicklung geistlich, als Sinnbild der Ewigkeit oder des Reichs der seligen Vollendung, verstanden wird. So nach dem Vorgange der pseudoclementinischen Homilien (Hom. 17), sowie begünstigt durch die spiritualistische Exegese der alexandrinischen Schule: Hilarius, Hieronymus, Augustin, Cyrill von Jerusalem, Chrysostomus, Hilarianus, Pseudojustin, Pseudo-Eustathius, Anastasius Sinaita, Isidor von Sevilla und Beda — welchen beiden Letzteren ein großer Theil der mittelalterlichen Exegeten und Geschichtsphilosophen, sowohl von mystischer wie von scholastischer Richtung sich anschließt.[1]) Bei einigen Vätern wird diese typisch-prophetische Weltalter-Speculation durch eine einfachere, minder complicirte und dem natürlichen Erkenntnißstandpunkte besser

[1]) Vgl. überhaupt meine Geschichte der Beziehungen rc. I, 147 und 289 (Note 51), woselbst auch die Belegstellen zu den oben genannten Vätern.

angepaßte Betrachtungsweise: die Vorstellung eines Emporsteigens der Menschheit durch die Lebensstufen der Kindheit, des Knaben- und Jünglings-Alters zum vollen Mannesalter in Christo (vgl. Eph. 4, 13) ersetzt oder ergänzt. So bei Tertullian, der, im Zusammenhange mit seiner montanistisch-ascetischen Weltansicht, das Patriarchenzeitalter als die rohe Kindheitsstufe oder das Säuglingsalter der Menschheit darstellte, hierauf in der Zeit von Mose bis auf Christum die auf der Stufe des Knabenalters stehende Menschheit durchs Gesetz gebändigt werden, sodann den Erlöser das Jünglingsalter und letztlich den heiligen Geist oder Paraklet das reife Mannesalter herbeiführen läßt. Augustin nahm dieser Lebensalter-Speculation, die er mit jenem Schema der sechs oder sieben Weltalter combinirte, ihren einseitig montanistischen, sectirerisch-enthusiastischen Character. Evolutionistisch geartet, eine auf- nicht absteigende Tendenz der Menschheitsentwicklung ausdrückend, erscheint die Idee auch bei ihm. Gleichwie auch der eigentliche leitende Grundgedanke seiner Geschichtsphilosophie, die Gegenüberstellung eines Weltreichs und eines im Kampfe damit letzlich obsiegenden Gottesstaates, eine progressistische oder evolutionistische Betrachtungsweise kundgibt.[1])

Gerade die geschichtsphilosophische Speculation Augustins in seinem großen Werke vom „Staat Gottes" zeigt aber auf lehrreiche Weise das eigenthümliche Ineinanderspielen beider, der evolutionistischen und der degradationistischen Vorstellungsweise. Gottesreich und Weltreich liegen ja in einem langwierigen Kampfe miteinander, und dieser Kampf beginnt sowohl jenseits der menschlichen Geschichte in der Geisterwelt, als innerhalb der irdischen Entwicklung bei Adam, mit einem Abfall, einem Entfallen von ursprünglicher lichter Höhe, dem für die Menschheit wenigstens ein allmähliges langsames Wiederemporklimmen zu folgen hat. Diese langsam aufsteigende Bewegung vollzieht sich aber nur innerhalb des Gottesvolkes auf stetige, wenn nicht unausgesetzt doch im Wesentlichen fortschreitende Weise,

[1]) Vgl. R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte, Darstellung und Kritik der Versuche zu einem Aufbau derselben, Göttingen 1878, S. 24 f.

und zwar in Gestalt jener sechs im Hexaëmeron vorgebildeten Weltalter, deren erstes von Adam bis zur Sintfluth, das zweite von Noah bis Abraham, das dritte von diesem bis auf David, das vierte von da bis zum Exil, das fünfte von da bis auf Christum, das sechste von da bis zum Schlusse der irdischen Entwicklung der Kirche Christi reicht. Für das Heidenthum dagegen, den gottfeindlichen Erdstaat mit seinem bunten Völkergewimmel der 72 Nationen, bedeutet das allmählige Hindurchgehen durch diese sechs Weltalter nicht ein Steigen, sondern ein zunehmendes Herabsinken von der ursprünglichen Höhe. So geht denn Beides nebeneinander her: die sinkende, von Gott mehr und mehr sich entfernende Bewegung der gottfeindlichen Menschheit, und die aufsteigende, dem Ziele völliger und ewiger Gottgemeinschaft zustrebende der Angehörigen des Gottesstaats. In den vier großen Weltreichen des Propheten Daniel, welche gegen die Zeit Christi hin aus der Grundlage jenes massenhaften Völkergewühls sich hervorbilden, concentrirt sich der im Laufe der Jahrtausende immer feindseliger gewordne Conflict zwischen Welt- und Gottesstaat. Diese feindliche Spannung und Gefährdung der Existenz des Gottesvolks, wobei dieses anfänglich vorübergehend, letztlich total und scheinbar bleibend von der Weltmacht umfaßt und gleichsam verschlungen wird, steigert sich bis zum Eintritt der den Sieg des letzteren anbahnenden günstigen Krisis, welche Christus herbeigeführt: der vom Berge rollende Stein, der das Monarchienbild zertrümmert, oder auch der Menschensohn, dem die wilden vier Thierungeheuer weichen müssen. Augustin folgt da, wo er diesen Danielischen Ideengang seinen Schilderungen einverleibt, der von Hieronymus gegebnen Deutung der vier die Monarchienfolge versinnbildlichenden Thiere oder Bildstücke; das erste Weltreich ist ihm das assyrisch-babylonische, das zweite das persische, das dritte das macedonische, das vierte das römische.[1]) Es verdient wohl

[1]) De Civ. Dei XII, 10; XX, 23; an der letzteren Stelle wird ausdrücklich auf den Daniel-Commentar des Hieronymus, wo die richtige Deutung der Monarchienfolge gegeben sei, verwiesen. Augustin stellt sich also hier auf den

beachtet zu werden, daß die Tendenz auch dieser den Danielischen Weissagungen entlehnten Versinnbildlichung keine einseitig degradationistische ist, sondern Beides miteinander veranschaulicht: das Auf- und das Absteigen der ihrem Ziele, der großen Krisis in Christo, entgegengehenden Entwicklung. Im Monarchienbilde aus Gold, Silber, Erz und Eisen nebst Thon geht der Gang der Betrachtung unaufhaltsam abwärts; im Thierbilde steigt er, freilich in der Richtung vom Schlimmen zum immer Schlimmeren, Furchtbareren und Häßlicheren, stetig aufwärts. — Es ist bekannt und bedarf hier keiner näheren Darlegung, wie die Augustinische Combination der danielischen Geschichtsbetrachtung mit jener älteren, auf die typische Deutung des mosaischen Sechstagewerks sich stützenden, zum Vorbilde zahlreicher geschichtsphilosophischer Constructionen im Mittelalter geworden ist. Von den mehrerlei Modificationen, welche das ursprüngliche Schema hier erfuhr, mögen als die bemerkenswerthesten genannt werden: die bei Erigena, der die Siebenzahl der Weltalter zu einer Achtzahl steigerte; bei Rupert von Deutz, der zuerst die später in den Schriften Joachims und seiner Nachfolger zu hoher Bedeutung gelangte Dreitheilung der Heilsgeschichte (in ein Zeitalter des Vaters, des Sohns und des Geistes) mit dem älteren Schema der sieben Weltalter zu verschmelzen suchte; bei Arno von Reichersberg, der es vorzieht, die sieben Weltalter in dem weiten Rahmen der paulinischen Speculation vom ersten und vom anderen Adam (1 Cor. 15, 45) unterzubringen; bei Picus von Mirandula, der an kabbalistische Vorgänger sich anlehnend eine neue typisch heilsgeschichtliche Deutung der sechs Schöpfungstage zu begründen sucht, wobei der erste Tag dem Zeitalter Abrahams und der folgenden Patriarchen, der zweite demjenigen Mosis &c. entspricht. Hervorhebung verdient auch Dante's streng degradationi-

Standpunkt einer correcteren welthistorischen Betrachtungsweise, als sein Schüler der spanische Presbyter Orosius, dessen Deutung des zweiten Weltreichs auf Carthago statt auf Persien ein Befangensein in specifisch abendländischen Anschauungen verräth.

stische und düster pessimistische Weiterbildung des danielischen Monarchienbildes: das Paradies als goldenes Haupt der als riesenhaftes Menschenbildniß dargestellten Weltgeschichte; die folgenden Weltzeiten in ihrer zunehmenden Verschlechterung durch den oben noch silbernen, dann ehernen, dann eisernen Leib dieses Riesen abgebildet; aus dem Riesenleibe allenthalben Thränen hervorbrechend, welche in die Unterwelt rinnen und hier zu den vier höllischen Strömen werden![1]) — Noch bis tief in die nachreformatorische Zeit hinein hat die Gliederung der Weltgeschichte nach den sechs oder sieben Weltaltern, sowie die der letzten vorchristlichen Jahrhunderte nach dem danielischen Monarchien-Schema sich in ziemlich allgemeiner Beliebtheit erhalten. Melanchthon, And. Osiander und andere evangelische Theologen von Ansehen begünstigten dieselbe ebensowohl, wie Petavius und bedingterweise noch Bossuet. Das Ineinander einer progressistischen und einer pessimistischen Geschichtsauffassung, das in dieser Combination sich ausdrückt, ist der Lehrtradition aller kirchlichen Confessionen fast bis dahin eigen geblieben, wo die moderne geschichtsphilosophische Speculation freiere, die Enge der biblischen Schemata abstreifende Formen und Kategorien zu schaffen begann.[2])

Doch wozu dieses Eingehen auf einen Gegenstand, der mit unsrem eigentlichen Thema, der Lehre vom Urstand, nur mittelbarerweise zusammenhängt? — Auf einigen Punkten ist immerhin dieser Zusammenhang doch ein ziemlich enger. Das Streben, neben dem jähen Falle, welchen die biblische Paradiesesgeschichte scheinbar den Uebergang vom Urstand zur nachherigen sündigen Entwicklung bilden läßt, noch andere Beziehungen zwischen beiden Umständen nachzuweisen und so den starren Contrast zwischen denselben in etwas zu mildern, den Ausgangspunkt der menschlichen Cultur- und Geistesentwicklung also möglichst rationell, begreiflich und natürlich zu

[1]) Siehe überhaupt Rocholl a. a. O., S. 30—33. — Für Arno von Reichersberg vgl. Bach, Dogmengesch. des Mittelalters, II, 618; für Rupert und Picus Mirandula m. Gesch. der Bez. 2c., I, 393. 476.

[2]) Rocholl, S. 33 f.

gestalten — dieses Streben regt sich ziemlich frühzeitig und ruft im Laufe der kirchlichen Jahrhunderte eine Reihe eigenthümlicher Speculationen hervor. Ein Theil dieser Speculationen, die man wohl als naturalistische im weiteren Sinne des Wortes und als Vorläuferinnen des modernen entschiedneren Naturalismus bezeichnen darf, richtet sein Augenmerk mehr auf den Paradieseszustand selbst, ein andrer auf die nächste nachparadiesische Zeit. Im Zusammenhange mit der auf Ineinsbildung evolutionistischer mit degradationistischer Geschichtsbetrachtung überhaupt abzielenden Tendenz wird bald 1) die Dauer des paradiesischen Unschuldszustandes möglichst verkürzt, bald 2) innerhalb desselben ein frühester Keim und vorbereitender Anfang zum Abfalle nachzuweisen gesucht, bald 3) unter Festhaltung der ethischen Integrität und Reinheit der noch nicht Gefallenen ihre sonstige Vollkommenheit, besonders in intellectueller Hinsicht, als eine beschränkte dargestellt, bald endlich 4) für die nächste Zeit nach dem Falle eine gewisse Nachwirkung des verlorenen ursprünglichen Vollkommenheitszustandes, ein längerer oder kürzerer Nachglanz der Paradiesessonne als sich vermischend mit den dunklen Schatten der anhebenden Nacht, aufzuzeigen versucht. Betrachten wir diese viererlei Naturalisirungsversuche, vorerst noch ohne kritisches Eingehen auf die Frage nach ihrer etwaigen exegetischen oder heilsgeschichtlichen Berechtigung, des Näheren im Einzelnen.

1) Eine höchst kurze Dauer des Urstandes, beschränkt auf wenige Tage oder gar Stunden, zu statuiren, sahen viele jüdische und ihnen folgend auch viele christliche Ausleger in Folge ihrer buchstäblichen Fassung der sechs Schöpfungstage und des damit nahegelegten Scheines, als ob das über den Sündenfall der Protoplasten Erzählte sich in nächster Frist nach ihrer Erschaffung und Versetzung ins Paradies zugetragen haben müsse, sich veranlaßt. Das vor- und außerchristliche Judenthum bot hier allerdings ziemlich verschiedenartige Traditionen dar. Die vorherrschende Meinung scheint jene z. B. in der Gemara Sanhedr. 4, 10 ausgedrückte gewesen zu sein, wonach Versetzung des eben erschaffenen Menschen ins Pa-

radies und Austreibung aus demselben an Einem Tage erfolgt sei; fünf Stunden habe Gott zu seiner Erschaffung bedurft, fünf weitere Stunden seien von da bis zum Genuß des verbotenen Apfels verstrichen, nach zwei weiteren Stunden habe die Austreibung des gefallenen Paares stattgefunden. Oder auch, wie eine wenig abweichende Version lautet: am Morgen habe Adam das göttliche Verbot empfangen, und am Abende desselben Tages, oder auch schon am Nachmittage, sei er wegen seiner Uebertretung ausgetrieben worden. Dagegen setzt der von Josephus an der Spitze seiner Jüdischen Alterthümer gegebne Bericht vom Sündenfalle ein schon längeres, jedenfalls mehrtägiges Verweilen der Stammeltern im Paradiese voraus, da er von einer allmähligen Ueberredung Evas durch die schmeichelnd mit Adam und ihr verkehrenden Schlange erzählt. Bis zu sieben Jahren dehnt das (ungefähr zu des Josephus Zeit in Palästina entstandene) Buch der Jubiläen, die s. g. Kleine Genesis, den Aufenthalt unsrer Stammeltern im Paradiese aus; zugleich hat dieses Apokryphon die merkwürdige Angabe: Beide, Adam wie Eva, seien außerhalb des Paradieses von Gott erschaffen worden und den Ersteren habe der Schöpfer 40 Tage nach seiner Erschaffung, die Eva aber erst 80 Tage nach der ihrigen in das Paradies versetzt, im vorausschauenden Hinblick auf das levitische Reinigkeitsgesetz 3 Mos. 12![1]) — Die kirchliche Tradition hat keine dieser Angaben jüdischer Gewährsmänner ganz zurückgewiesen. Als beliebteste Annahme steht auch innerhalb ihrer die Meinung vom nur eintägigen Verweilen Adams und Eva's im Paradiese fest. Sie wurde vertreten von Irenäus, Ephräm, Cyrill, Epiphanius, Diodor v. Tarsus, Jacob von Sarug, Anastasius Sinaita u. a. Vätern; im Mittelalter z. B. von Moses Barcepha, von Petrus Comestor, vom Verfasser der „Sächsischen Weltchronik" und anderen Chro-

---

[1]) Gem. Sanh. c. 4, 10; vgl. Abr. Calov, Bibl. illustr. ad Gen. 2, 7. — Josephus Antiq. I, 1, 4. — H. Rönsch, Das Buch der Jubiläen rc. herausgegeben, Leipz. 1874, S. 219 ff.

nisten, auch von Dante, laut C. 26 seines „Paradieses", (V. 139 ff.), wo er den Adam berichten läßt:

> „Auf jenem Berge, der am höchsten steigt
> Hab ich, rein und befleckt, mich sieben Stunden
> Von früh bis wieder sich die Sonne neigt,
> Wenn sie im zweiten Viertel steht, befunden".

Daß Luther dieser Meinung zwar nicht unbedingt beipflichtete, aber ihr doch ganz nahe stand, zeigt eine Stelle seines großen lat. Commentars zur Genesis, wo er es für das Wahrscheinlichste erklärt, daß Adam am sechsten Tage geschaffen worden sei, gegen den Abend dieses Tages die Eva zur Lebensgefährtin erhalten habe und mit derselben bis zum Nachmittage des siebenten Tags oder Sabbaths, wo das göttliche Verbot von ihnen übertreten ward, im Paradiese verweilt sei.[1]) — Daß ferner auch jene Josephussche Annahme von einem zwar nicht genau bestimmten, aber jedenfalls mehrtägigen Paradieses-Aufenthalte der Stammeltern Liebhaber in der Kirche fand, ergibt sich aus den ihr beipflichtenden Aeußerungen griechischer Väter wie Pseudo-Basilius (De Paradiso) und Johannes von Damaskus. Auch Augustin hat dieser Meinung sich vorzugsweise geneigt ausgesprochen; deßgleichen Gregor der Große; von Späteren z. B. der Jesuit Pererius, welcher Letztere mit ebenso gelehrtem als subtilem Räsonnement und unter Zustimmung auch einiger Evangelischer wie Ursinus, Philipp Nicolai xc. zu zeigen suchte, der Aufenthalt im Paradiese müsse wohl genau acht Tage, nämlich vom Schöpfungsfreitag bis zum Sündenfallsfreitag gewährt haben. Anders der berühmte Chronologe Erzbischof Usher, der Adam und Eva erst drei Tage nach ihrer Erschaffung, am 10. Tage nach Beginn der Weltschöpfung, in's Paradies versetzt werden,

---

[1]) Luther, in Genes. 2, 2. (Ed. Erlang. I, p. 102). Der Gewährsmann, dem Luther hier folgt, ist Alfr. Tostatus (Quaestt. in Genes. cap. XIII, qu. 606. 607); vgl. Bened. Pererius Comment. in Genes., Colon. 1606, p. 226.

aber nur einen Tag darin verweilen ließ![1]) — Bis zu 40 Tagen wollte Cäsarius (oder wohl richtiger Pseudo-Cäsarius) von Nazianz das Verweilen Adams im Paradiese ausgedehnt wissen, wohl aus ähnlichen antitypisch-symbolischen Gründen wie die, welche Andere die Erstreckung des betr. Aufenthalts bis zu 30 Jahren (nach Luc. 3, 23) bevorzugen ließen. Auch die Siebenzahl von Jahren, welche das Jubiläenbuch statuirt, hat verschiedne Vertheidiger in der Kirche gefunden. So den byzantinischen Chronisten Syncellus, welchen Cedrenus deshalb tadelte; so noch neuerdings Jackson in seinen „Chronologischen Alterthümern der ältesten Königreiche", während ein andrer Chronologe neuester Zeit, Greswell, es vorzog bei der Hälfte eines Septennats stehen zu bleiben und den Paradieses-aufenthalt nur bis zu Freitag den 5. April des Jahres 4 der Welt dauern zu lassen![2]) — Die Absurdität erscheint hier in beiden Fällen gleich groß, bei den Minimal- wie bei den Maximal-Bestimmungen eines Zeitraums, über dessen Länge die biblische Urkunde keinerlei auch nur annähernde Andeutung gibt und dessen absolute Unbestimmbarkeit schon Eusebius in seinem Chronikon ganz richtig erkannte.[3])

2) Nicht sehr viel erquicklicher als die eben aufgezählten chronologischen Versuche, übrigens aber mit größerer Consequenz auf eine gewisse Naturalisirung des Urstands ausgehend, erscheinen die Versuche zur Nachweisung vorbereitender Keime und Anfänge des Sündenfalles bei den Paradiesesbewohnern. Jene antiochenisch-pelagianische Darstellung des Zustands des neugeschaf-

[1]) Basil. Hom. De Paradiso; Joh. Damasc. De fide orthod. II, 10; Augustin, De Civ. Dei XX, 26; Greg. M. Dial. IV, 1; Pererius, l. c., Usserii Annales Vet. et Novi Testamenti (vgl. Rösch, Art. „Bibl. Zeitrechnung" in Herzog's Encycl.).

[2]) Vgl. Rösch, a. a. O., S. 424; auch Pererius l. c., sowie was Syncellus und Cedrenus betrifft, meine Gesch. der Bez. ꝛc., I, 375.

[3]) Euseb. Chron I, 16, 4 ed Mai: „Tempora, quibus habitatum est in illo — — paradiso, nemo est qui effari queat."

fenen Menschen als eines sittlich unvollkommnen, ergänzungsbedürftigen, spielt mehrfach in die Anschauungsweise orthodoxer kirchlicher Theologen von Ansehen hinein. Duns Scotus bethätigte seine pelagianisirenden Neigungen u. a. auch damit, daß er von läßlichen Sünden redete, welche der Mensch im Unschuldsstande leichter und eher zu begehen fähig gewesen sein dürfte, als Todsünden; auch die Unsterblichkeit Adams vor dem Falle erscheint bei diesem Scholastiker so sehr auf Schrauben gestellt und lediglich bedingungsweise gefaßt, daß er der im Mittelalter von Abälard, in der alten Kirche von Justin, Tatian, Theophilus, Irenäus, Arnobius, Lactanz gelehrten natürlichen Sterblichkeit (oder bloß donativen Immortalität) der Protoplasten im Urstande offenbar ganz nahe kommt.[1]) — Bei Rupert von Deutz und einigen andren Theologen begegnet man dem merkwürdigen Gedanken, das Sprechen Evas mit der Schlange sei als ein Zeichen des gewissermaaßen in ihrem Inneren schon im Vollzug begriffenen Abfalls zum Bösen zu beurtheilen. „Die Mutter aller Lebendigen", meint Rupert, „war schon innerlich durch die Galle der Bosheit vergiftet, als sie die Beredsamkeit der Schlange, dieses auf üble Weise redegewandten diabolischen Geistes, thörlicher Weise bewunderte und verehrte." Während die Mehrheit der späteren katholischen Exegeten — Einige nicht ohne der Eva ein wundersames Vermögen zum Verstehen der Thiersprache überhaupt zuzuschreiben; so, nach Cyrill's v. Alex. Vorgange, Petr. Lombardus, Tostatus, Pererius — diese Deutung verwarf und, wie auch Luther in seiner Weise, die Eva vom Vorwurfe sündiger oder götzendienerischer Bewunderung des bösen Geistes freizusprechen suchte, kehrte in neuerer Zeit Calmet zum Wesentlichen der Rupertschen Annahme zurück, indem er das Sprechen mit der Schlange als ein

---

[1]) Duns Scotus in l. II. Sententt. dist. 21, qu. 1. Vgl. Abälard, Exposit. in Hexaemeron, in Opp. ed. Cousin, T. I, p. 625 s. — Wegen der im Texte genannten patristischen Vorgänger Abälards vgl. Fr. Nitzsch, Grundriß der Dogmengeschichte, I, 351 f.

Symptom des schon beginnenden Falls der Eva darzustellen suchte.[1]) — Eine neuere protestantische Mystikerschule, anhebend mit Jakob Böhme und Gottfried Arnold, liebt es in Adams Verfallen in einen tiefen Schlaf vor Evas Erschaffung einen ersten Anfang des Sündenfalles zu erblicken. Der ursprünglich die göttliche Weisheit oder ewige Jungfrau in sich selber tragende, also androgyne Menschheitsstammvater sank nach Böhme von dieser Höhe seines engelgleichen Urzustandes schon dadurch herab, daß er in thierischen Schlaf verfiel und so die „Jungfrau" in sich verdunkelte, weßhalb ihm nun eine sichtbare irdische Gehilfin gegeben werden mußte; den so im Grunde schon vollzogenen Abfall machte das Eßen von der verbotenen irdischen Frucht später vollständig. Aehnlich Poiret, Gottfried Arnold, Dippel ꝛc., und noch mehrere der Gegenwart nahe stehenden Theosophen wie Michael Hahn, St. Martin, Baader. In der Annahme Baumgartens und Hofmanns: Gott habe mittelst der zwischeneingekommnen Schöpfung des Weibes die Strenge seiner dem Adam angedrohten Strafe mildern und so die Schwere des Falles der Stammeltern in etwas brechen und verringern gewollt, erscheint zwar das Anstößigste jener Speculation beseitigt; doch liegt auch in ihr noch eine gewisse auf Verringerung des Contrasts zwischen dem Unschuldsstande und dem gefallenen Zustande ausgehende Naturalisirungstendenz feinerer Art zu Tage.[2])

3) **Nicht sündig inficirt zwar, wohl aber intellectuell beschränkt und kindisch unwissend** sollen die Stammeltern vor ihrem Falle gewesen sein. Diese Annahme tritt sehr

[1]) Rupert v. Deutz, De Trinit. et operib. eius, III, 3. Vgl. Pererius zu Gen. 3, 1, sowie Calmet zu ders. St.

[2]) Jak. Böhme, Vom dreifachen Leben des Menschen 5, 135 ff., Von der Gnadenwahl 6, 5 ff; — Gottfr. Arnold, Das Geheimniß der göttl. Sophia, 1700 (vgl. Dibelius, G. Arnold, Berlin 1873, S. 128 f.). — Wegen Poirets ꝛc. s. die Nachweise in Thl. II meiner „Geschichte der Bezieh." S. 196. 516 f. — Endlich Baumgarten, Comm. zum Pentat. 1843; Hofmann, Weissag. und Erfüllung, I, 65 ff., Schriftbew. I, 434; auch Delitzsch, Bibl. Psychol., S. 89 f.

frühzeitig in der Kirche hervor. Mehrere jener Väter des 2. Jahrhunderts, welche zugleich eine nur bedingungsweise angebotne Unsterblichkeit Adams vor dem Falle lehrten, huldigten ihr. Theophilus von Antiochia betonte sehr stark, hierin fast ein Vorläufer der späteren pelagianisirenden Antiochener, daß Adam vor dem Falle ein Kind und kindischen Sinnes (νήπιος, νηπιάζων) gewesen sei; ähnlich Irenäus, der demselben zwar ein Unschuldskleid (stola sanctitatis) ertheilt, ihn aber doch ein bloßes Kind (infans) sein ließ; auch wohl Tertullian, der zwar die Unschuld und enge Gottesfreundschaft des Paradiesesbewohners hervorhob, eines höheren Wissens desselben aber nicht gedachte. Die Vorstellungsweise, welche die Beschaffenheit der Menschheitsstammeltern im Urstande dem Kindesalter mehr oder minder analog dachte, scheint überhaupt bis um die Zeit Augustins die vorherrschende gewesen zu sein. Erst dieser Letztere setzte, im Zusammenhange mit seiner früher erwähnten Steigerung der intellectuellen Vorzüge Adams ins Abenteuerliche, auch die Annahme in Curs, daß derselbe wohl als erwachsener Mann geschaffen worden sei — wiewohl er dies keineswegs bestimmt behauptete, sondern es nur als Gottes Allmacht und Weisheit entsprechend bezeichnete, wenn es so geschehen sei.[1]) Wie wenig man um Augustins Zeit im Abendlande schon daran gewöhnt war, den Paradiesesbewohnern vor dem Falle eine vollständig entwickelte, dem reiferen Alter entsprechende Intelligenz, oder gar übernatürliche Verstandeskräfte zuzuschreiben, das zeigen auf lehrreiche Weise die Schilderungen einiger lateinischer Dichter dieses Zeitalters in ihren Versificationen der Schöpfungs- und Sündenfallsgeschichte. Die dem Spanier Juvencus (um 330) beigelegte, aber vielleicht erst etwas jüngere hexametrische Bearbeitung der Genesis stellt den Zustand Adams und Evas vor ihrem Falle geradezu als eine Nacht geistiger Blindheit und Unwissenheit dar, die Wirkung des Apfelbisses dagegen als eine Verscheuchung dieser Nacht und ein Hellewerden ihrer

[1]) Aug., De Genesi ad lit. l. VI, c. 13. (vgl. Lomb., L. II Sent., dist. 17).

Augen.[1]) Minder stark zu heidnischartigen Vorstellungen hinneigend, aber immerhin doch auch der späteren Ueberspannung der intellectuellen Vollkommenheit des Urstands noch fern bleibend, erscheint die Genesisdichtung eines jüngeren Hilarius oder Pseudo-Hilarius (5. Jahrh.) in ihren entsprechenden Partieen. „O du seliges Thier (animal), deß Vater die Rechte des Höchsten ist" ꝛc., wird daselbst der neugeschaffne Adam angeredet und ihm für den Fall des Beharrens ohne Sünde verheißen, daß er „göttlichen Wesens" (numen) werden solle. Cl. Marius Victor von Massilia († um 450) redet allerdings in etwas stärkeren Ausdrücken von der Betrachtung der beseligenden Gottesgeheimnisse, wozu die Menschen im Unschuldsstande des Paradieses befähigt gewesen seien; aber noch zwei um mehrere Jahrzehnte jüngere Genesisdichter: Dracontius (um 490) und Avitus um (500) heben lediglich die selige Unschuld der Protoplasten hervor; die intellectuelle Vorzüglichkeit fehlt in den von ihnen gebotenen Schilderungen des Urstandes.[2]) — Der späteren kirchlichen Orthodoxie kam diese einfachere und naturgemäßere Betrachtungsweise, wie aus dem früher von uns Mitgetheilten erhellt, mehr und mehr abhanden; und solche Versuche zur Milderung des widernatürlich Ueberspannten der scholastischen Lehren über Adams unbegrenztes Wissen, wie beispielsweise Tostatus und Cajetan sie wagten, halfen dem Uebelstande in Wirklichkeit nicht ab, dienten vielmehr nur dazu, die Größe der eingetretenen Abirrungen von der nüchternen Schriftgrundlage um so anschaulicher zu zeigen. — Erst in der reformatorischen Theologie fand hie und da Rückkehr zu diesem Grunde statt und wurde demgemäß der Unterschied zwischen paradiesischer Unschuld oder ursprünglicher Gerechtigkeit einerseits, sowie zwischen physischer und intellectueller Vollkommenheit des im Urstande befindlichen Menschen andrerseits, wieder schärfer wahr-

[1]) Juvencus, Genes. v. 70: „Nec minus interea coecos nox alta tenebat" etc.

[2]) Siehe in Betreff dieser altkirchlichen Genesisdichter m. Gesch. der Beziehungen ꝛc. I, 257—265.

genommen. Bei Luther spielen hie und da (z. B. Tischr. Nr. 279) in die überschwenglichen Schilderungen vom unbegrenzten Wissen und den wundersamen Kräften Adams doch auch schlichtere und gesündere Vorstellungen, namentlich die Parallele des Urstands mit der Beschaffenheit eines noch reinen und unverdorbenen Kindes, hinein. Mehrere Aussprüche sowohl lutherischer als reformirter Symbole lassen eine solche vorsichtiger umgrenzte und naturgemäßere Vorstellung vom Wesen des Urstands als eines zwar unschuldigen, darum aber noch nicht allseitig vollkommnen Zustandes hervortreten. Melanchthon in der Apologie der Augsb. Confession bietet eine Schilderung der ursprünglichen Gerechtigkeit, welche die in derselben begriffenen Vorzüge mehr ihrer Reinheit als ihrer etwaigen Fülle und abgeschlossene Vollendung nach betont. Er rechnet dahin, neben den körperlichen Vorzügen eines „allenthalben reinen Geblüts und unverderbter Kräfte des Leibes", die Geistesgaben oder ethischen Güter einer reinen Gotteserkenntniß, Gottesfurcht und vertrauenden Hingabe an Gott (notitia Dei certior, timor Dei, fiducia Dei) fügt aber wenigstens im lat. Texte des Symbols, zu dieser Aufzählung noch den einschränkenden Zusatz: „oder wenigstens Geradheit und Vermögen, Jenes zu leisten" (aut certe rectitudinem et vim ista efficiendi) hinzu. Mittelst dieser Einschränkung, die im deutschen Texte allerdings fehlt, sollte offenbar auf das zunächst nur Potentielle, noch nicht zur selbstthätigen Ausbildung und Vollendung Gelangte jener Ureigenschaften des Menschen hingewiesen werden. Das dem Kindesalter Analoge, jugendlich Urkräftige, aber noch Entwicklungsbedürftige des Urstands kam so in gebührender Weise zur Anerkennung, ohne daß doch jene Attribute der reineren Gotteserkenntniß &c. im Sinne des fortgeschrittenen Naturalismus der Neuzeit zu bloßen schwachen Keimen oder embryonischen Anlagen reducirt wurden.[1]) Innerhalb der lutherischen Symbolliteratur findet sich, da die bereits oben betrachteten Aussagen der Concor-

[1]) Vgl. meine Schrift: „Die Augsb. Confession &c. (Frankfurt 1870) S. 140 ff.

dienformel über die anerschaffene Gerechtigkeit doch schon bestimmter und voller lauten, eine ähnliche Erklärung über das Wesen des Urstands nicht mehr. Dagegen tragen einige einschlägige reformirte Symbolaussagen einen ähnlichen vorsichtig limitirten Charakter; so Frage 6 des Heidelberger Katechismus: „Gott hat den Menschen erschaffen in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, auf daß er Gott seinen Schöpfer recht erkennete"; Kapitel 8 der zweiten Helvetischen Confession, welches gleichfalls bloß von Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit (nach Eph. 4, 21) als Momenten des verlorenen Gottesbildes redet, ohne Erwähnung einer intellectuellen Vollkommenheit; auch Nr. 9 der Anglikanischen Artikel, wo noch summarischer verfahren und nur die „ursprüngliche Gerechtigkeit" als das seit dem Sündenfalle Verlorne genannt ist. — Daß der neuere theologische Supranaturalismus, und zwar nicht einmal bloß der vermittlungstheologische, sondern auch der confessionelle, bei dieser beschränkteren Fassung des Begriffs der ursprünglichen Gottbildlichkeit im Allgemeinen stehen bleibt, ja gleich der intellectuellen auch die ethische Vollkommenheit des Urstands lediglich als Anlage, nicht als irgendwie schon ausgebildete Eigenschaft denkt, werden wir weiter unten (X) zu zeigen haben.

4) Ein gewisser Rest oder Nachklang der Urstands-Vollkommenheit soll die paradiesische Zeit überdauert und zu den Anfängen der allmähligen Wiedererhebung des gefallenen Menschengeschlechts mitgewirkt haben. Also ein nachwirkendes Hineinleuchten der untergegangenen Paradiesessonne in die dunkle Sündennacht; ein Ineinanderspielen, ein Sichmischen des status originalis und des status originalem secutus, während der Anfangsepoche des letztern! — Diese Weise naturalisirender Milderung dessen, was schroff und hart an der altkirchlichen Urstandslehre, haben schon einige Apologeten der voraugustinischen Zeit versucht. Die Art wie beispielsweise Clemens von Alexandria und Arnobius die allmählige Entstehung des Heidenthums schildern, als eine zunehmende Zertheilung, Zerspaltung und Vervielfältigung des ur-

sprünglich geglaubten Einen Göttlichen, stellt sich wesentlich als eine derartige Verfolgung der Spuren und Reste der paradiesischen Urreligion in die immer dunkler werdende heidnische Nacht hinein dar. Besonders der Erstere beschreibt auf lehrreiche Weise die verschiedenen Wege, auf welchen die von Gott abgefallene Menschheit, durch Vergötterung erstlich der Himmelslichter, weiterhin der irdischen Naturgaben wie Getreide und Wein, der Strafen fürs Böse (Furien, Eumeniden), menschlicher Leidenschaften, menschlicher Persönlichkeiten, wie insbesondere Herrscher und Wohlthäter, nach und nach zur Vielgötterei herabgesunken seien. Von Arnobius wird besonders anschaulich die mit der zunehmenden Zahl von Apotheosirungen sterblicher und sündiger Menschen nothwendig wachsende sittliche Corruption der heidnischen Urvölker dargelegt.[1]) — Auf andere Weise thun Einige der oben genannten Genesisdichter das Ineinanderspielen nachwirkender Paradiesesräfte und trauriger Folgen des Sündenelends dar. Dracontius läßt mit dem Verluste der ursprünglichen Unschuld und des Gottesgartens zwar die selige Gottesgemeinschaft der Protoplasten ein frühes Ende erreichen, zugleich aber ein Anderes, wozu sie erschaffen worden: ihre Herrschaft über die Kräfte der irdischen Natur und über die Schätze der Erde, jetzt erst recht beginnen. Was nur die Erde mit ihren mannichfachen hohen und niederen Gewächsen an Blüthen und Früchten hervorbringt; was nur die Wasser der Flüsse, Seen und Meere unter dem Einfluß der Winde in Bewegung setzen und entweder herantreiben oder wegspülen: es alles ist dem Menschen zur Verfügung gestellt, damit er, der aus dem Staube Geborene, mehr und mehr das Bild Gottes und Christi in seinem naturbeherrschenden Wirken darstelle. Und mehr noch als dieß gibt Gott dem aus seiner Nähe in diese Welt Verstoßenen mit: er stellt ihm in den Erscheinungen des irdischen Naturlaufs vielfältige tröstende Bilder seiner einstigen Wiedererweckung vom Tode, dem er um der Sünde willen verfallen,

[1]) Clemens, Protrept. p. 15 Sylb. — Arnobius, Adv. gentes VII, p. 299 sq.

vor Augen. Die alljährliche Erneuerung des Grüns der Saatfelder, die sich häutenden Schlangen, die ihr Geweih zeitweilig abwerfenden und verjüngenden Hirsche, die ihr Gefieder wechselnden Vögel, der verjüngt aus seiner Asche hervorgehende Phönix, die einander ablösenden Phasen der Himmelslichter: dieß alles sind sichtbare Bürgschaften für ein Wiedereingehen des dem Tode verfallenen Menschen zu neuem Leben, tröstliche Zeichen von der Treue Dessen, der nicht ewiglich hadern, nicht immerdar zürnen wird. — Bei Cl. Marius Victor sieht man die Betrachtung über das Loos der aus Eden Vertriebenen eine mehr naturalistische Wendung nehmen. Was die Gefallenen, nachdem sie Gottes Fluch vernommen, aus dem Garten hinaustreibt, ist nicht ein Engel mit dem Feuerschwerte, sondern ein Sturmwind, der zuerst die Wipfel der Bäume des heiligen Haines heftig bewegt, dann das schuldige Paar mit gewaltigem Wirbel erfaßt und unaufhaltsam hinausstößt! Ein Zustand hilflosesten Elends aber auch barbarischer Rohheit für die auf der unbebauten und einsamen Erde Umherirrenden beginnt nun, — bis ein inbrünstiges Gebet Adams an den unsichtbar gewordenen Schöpfer Hilfe schafft und den Anfang einer besseren Zeit herbeiführt. Dieß geschieht freilich mittelst einer merkwürdigen Krisis, nicht ohne Kampf und Arbeit für die Gefährdeten. Eine böse Schlange raschelt nemlich, während Adam noch betet, neben Eva im Grase; auf des Weibes Rath wirft Adam dem rasch unter einen Fels schlüpfenden Gewürm einen Stein nach. Da sprüht den Ueberraschten aus dem vom Stein getroffenen Felsen plötzlich ein Feuerfunke entgegen, der durch Entzündung des umgebenden Grases einen Waldbrand erzeugt. Das Feuer greift mächtig um sich und verschafft den noch auf unterster Culturstufe stehenden Erdenherrschern Kenntniß nicht nur von sonstigen wohlthätigen Wirkungen der geheimnißvollen Himmelskraft, sondern sofort auch schon vom metallschmelzenden Vermögen ihrer Gluthen, da diese Bächlein geschmolzenen Goldes, Silbers und Erzes einher rinnen machen. Eine seltsame altchristliche Version der Prometheussage in der That! Sie weist zurück auf Lucrezische Schil-

derungen, klingt aber zugleich an apokryphische Züge christlich- und jüdisch-mittelaltriger, ja muhammedanischer Adamssagen an; so an jene auf das angebliche Offenbarungszeugniß eines Märtyrers Methodius gestützte Legende bei Comestor, welche Adams und Evas 15jähriges thränenreiches Elend nach der Vertreibung aus dem Paradiese beschreibt, und mehr noch an die arabische Sage, welche die längere Zeit getrennt gewesenen Protoplasten — Adam, nachdem er in Indien, Eva, nachdem sie in Arabien in der Gegend von Mekka umhergeirrt — einander letztlich am Berge Arapha wiederfinden läßt, u. s. f.[1])

Eine besonders bemerkenswerthe Reihe hiehergehöriger Speculationen knüpft an die biblischen Nachrichten von den langlebigen Patriarchen zwischen der Schöpfung und Sintfluth an. Vor Allen Henoch, der dem Tode ganz Entnommene, aber auch die übrigen dieser Makrobier von Adam bis auf Noah sind begreiflicherweise als bedeutsame Belege für die Annahme eines längeren Nachwirkens paradiesischer Kräfte in der Entwicklung des gefallenen Menschengeschlechts vielfach ins Auge gefaßt worden. Lag es doch nahe genug, ihre nahezu tausendjährigen Lebensalter aus der noch nicht in voller Kraft wirksam gewordenen Beschaffenheit des erbsündlichen Verderbens im frühesten menschheitlichen Entwicklungsstadium herzuleiten, also gewissermaaßen ein Stück langsam verwitternder paradiesischer Urkraft, eine Annäherung an die dem Menschen uranfänglich zugedacht gewesene Unsterblichkeit darin zu erblicken. Schon Augustinus hat ziemlich breite Betrachtungen über diesen Gegenstand angestellt, die sich freilich vom Abirren ins Aeußerliche und Ungesunde keineswegs ganz frei halten. Er erörtert u. a. die Frage, ob mit den nach Jahrhunderten zählenden Lebensaltern auch eine Riesengröße der Leiber dieser Patriarchen verbunden gewesen sei, für welche Annahme er sich übrigens nicht bestimmt

[1]) Wegen Dracontius und M. Victors s. m. Geschichte der Beziehungen, S. 260. 263. — Vgl. Petr. Comestors Hist. scholastica (ebendas. S. 420), sowie Calmet, Comment. literal. in Genes. 3, 24.

ausspricht. Die Zweifel der Ungläubigen an der Geschichtlichkeit der Makrobier überhaupt weist er ebenso bestimmt zurück, wie den Versuch gewisser Rationalisten seiner Zeit, die Jahre zu Zehntelsjahren zu reduciren. Ausführlich handelt er von der Differenz zwischen alexandrinischem und hebräischem Texte, betreffend die Zahlen bei den einzelnen Makrobiern, unter Bevorzugung der Angaben im Grundtexte. Den Hintergrund seiner apologetischen Erörterungen bildet die Voraussetzung, daß ein so langes Leben der Urväter dem göttlichen Weltplane sowie dem Interesse des aus der paradiesischen Urzeit sich entwickelnden Gottesstaates einzig entsprochen habe.[1]) In ähnlicher Weise beschäftigte sich dann die Theologie des Mittelalters gern mit diesem Thema (vgl. unten, IX), obschon fast stets nur in einseitiger und wenig ersprießlicher Weise. Man speculirte über Adams und Evas Tod und Begräbniß, ließ die Letztere 10 Jahre nach Ersterem, also genau 940 nach Erschaffung der Welt, sterben; ließ das Grab Adams durch Noah, und zwar auf dem Hügel Golgatha im hl. Lande, angelegt werden u. dgl. m.[2]) Der weit und breit herrschenden mönchisch-ascetischen Lebensanschauung entsprach es, wenn ein angebliches Nichtfleischessen der vorsintfluthlichen Väter, ein Leben von bloßer Pflanzenkost, als Ursache für das hohe Alter, wozu sie es brachten, angegeben wurde. Dem widersprachen verhältnißmäßig nur wenige Vertreter eines strengeren exegetischen Verfahrens zu Gunsten der Annahme, daß jene ausschließlich vegetarianische Diät nur für die Paradieseszeit gegolten habe. Auch die ältere evangelische Theologie hat sich an Speculationen über diesen Punkt mehrfach betheiligt. Lutherische wie reformirte Ausleger, und zwar anfänglich die Mehrheit von Beiden, auch Luther selbst, billigten die römische Tradition von der Lebensweise der Menschen bis zur Fluth als einer nur an Pflanzenkost gewöhnten. Nur langsam gewann die von Calvin vertretene freiere

[1]) De Civ. Dei XV, 9 ss.

[2]) Marianus Scotus in s. Chronicon; Comestor, Hist. scholastica etc.; — vgl. Salianus, Annales eccl. Vet. T., I.

und nicht vegetarianisch ascetisirende Auffassungsweise die Oberhand. — Uebrigens erscheint, abgesehen von diesem speciellen Punkte, gerade Luthers Behandlung des Thema's von den vorsintfluthlichen Patriarchen sonst durch ihre Selbstständigkeit und frische phantasievolle Originalität besonders ausgezeichnet. Der Grundgedanke, daß im Leben dieser Makrobier die Herrlichkeit und Seligkeit des Paradieses noch in gewisser Weise, freilich geschwächt, getrübt und beeinträchtigt durch den bereits sich geltend machenden Einfluß des Sündenelends, fortgedauert habe, tritt ungemein kräftig bei ihm hervor. Er stellt dabei die in weltlichen Dingen gleichfalls mit hoher Kraft, Weisheit und Geschicklichkeit ausgestatteten, ja hierin den Patriarchen überlegenen Nachkommen Kains in wirksamen Contrast zu jenen frommen Gotteskindern. Was diese letzteren um ihres Festhaltens an der göttlichen Wahrheit willen zu leiden hatten, ihr „groß Erschrecken und Kümmerniß", darob sie oft durch Engel getröstet werden mußten, ihre „langwierige, unsägliche Mühe und Arbeit, Angst, Marter und Plage", darin sie den heiligen Märtyrern und Bekennern späterer Zeiten gleichen: es war das alles hauptsächlich durch die Feindschaft der Kainiten veranlaßt. „Eine Welt wäre darumb zu geben, wenns möglich wäre, daß man die Legenden der lieben Patriarchen, so vor der Sündfluth gelebet, haben könnte; da würde man sehen, wie sie gelebet, geprediget und was sie gelitten haben".[1]) „Es war dieß der höchste Ruhm jener ersten Welt, daß sie so viele gute, weise und heilige Männer zumal hatte . . . . . es waren dieselben die größten Helden nächst Christus und Johannes dem Täufer, welche die Geschichte hervorgebracht hat; ihre Herrlichkeit werden wir am jüngsten Tage sehen und anstaunen, sammt allem dem, was sie, ein Adam, Seth, Methusalah 2c. gethan und gewirkt haben!" Zu ihnen hat Henoch gehört, der nur drei Jahrhunderte hienieden lebende „erhabene Prophet und Hohepriester, der sechs Patriarchen zu Lehrern gehabt hat". So zahlreiche höchst

[1]) Tischr., Nr. 270 (E. A. 57, 228), Vgl. Nr. 2689 (E. A. 62, 153); auch die Predigt über 1 Mos. 5 (E. A. 33, 153 ff.).

gottlose Menschen damals schon auf Erden vorhanden waren: immerhin war dieses vorsintfluthliche Zeitalter — während dessen ja auch das Paradies, freilich verschlossen für die Menschen, sich immer noch auf der Erde befand — noch ein besseres als alle folgenden Zeitalter der menschlichen Geschichte. Es war jenes goldne Zeitalter, dessen die alten Dichter, ohne Zweifel belehrt aus der Ueberlieferung der Erzväter, gedenken; auf es zunächst ist dann die verderbenbringende Wasserwelt der Sündfluth gefolgt, hierauf die bleichgelbe Welt der Götzendienerei und der Gottfeindlichkeit, in welcher wir noch leben; das letzte in dieser Reihe wird die verzehrende Feuerwelt des jüngsten Gerichtes sein. Kurz, dieß ist die absteigende Stufenfolge dieser Weltalter: zuerst jene „ursprünglichste beste und heiligste Welt, der die köstlichsten Edelsteine des Menschengeschlechts (nobilissimae gemmae totius generis humani) angehörten; dann die Zeit nach der Fluth, wo auch noch „etliche herrliche und große Patriarchen, Könige und Propeten gelebt und Christum herbeigesehnt haben (Luk. 10, 24), die freilich jenen ersten und ältesten Patriarchen nicht gleich sind; endlich unsere Zeit des Neuen Bundes, die, obschon Christus in ihr erschienen, doch gleichsam den Kehricht und Bodensatz der Welt (velut putamen et faex mundi) bildet, da sie Christum in eben dem Grade gering achtet, als jene erste Welt nichts Köstlicheres kannte und begehrte, denn ihn.[1])

Noch im 17. Jahrhundert und darüber hinaus, bei Joh. Gerhard, Calov, Sebastian Schmid, Starke ꝛc. sind die Einwirkungen dieser eigenthümlich kühnen und naiv-genialen Betrachtungen Luthers über die vorsintfluthliche Patriarchenzeit als eine Art modificirter Fortdauer des paradiesischen Urstands wahrzunehmen[2]). Erst

[1]) Enarrat. in Genes. c. 5, p. 84 s.; 96—107; 110—116.

[2]) Siehe bes. Chrph. Starke's Synopsis, zu Gen. 5, 1 ff., woselbst auch einzelnes über Luthern Hinausgehende: z. B. Adam habe inmitten seiner Kindeskinder „den ersten Monarchen vorgestellet", freilich aber sein Regiment wohl immer nur in Liebe und Gerechtigkeit geführt; er sei „öffentlich, im Beisein vieler Menschen, begraben worden" — ob gerade auf dem Berge Calvariä, sei ungewiß u. s. f.

seit dem pietistischen Zeitalter wurde man auf diesem Punkte ängstlicher; und die supranaturalistische und rationalistische Exegese gefiel sich vorzugsweise in jenen Versuchen zur künstlichen Reduction oder willkürlichen Hinwegerklärung der patriarchalischen hohen Menschenalter, über welche wir später noch zu berichten haben werden. Die zunehmend laxeren Vorstellungen vom Urstande, welche unter dem Einflusse der naturalistischen Lehren französischer und englischer Aufklärungsphilosophen auch in theologische Kreise eindrangen, rückten den Gedanken eines langsamen Herabsinkens der Menschheit von Stufe zu Stufe in immer größere Ferne, sodaß allgemach zusammen mit der Geschichtlichkeit einer paradiesischen Urvollkommenheit auch die eines noch halb und halb paradiesischen Geschlechts ältester Erzväter vor der Fluth preisgegeben wurde. Immerhin verdient es hier in Erinnerung gebracht zu werden, daß noch mitten im Zeitalter des Rationalismus, und zwar zum Theil bei geschichtsphilosophischen Denkern, deren Standpunkt nichts weniger als biblisch oder kirchlich befangen genannt werden kann, gewisse entferntere Anklänge an Luthers Patriarchen-Speculationen wahrzunehmen gewesen sind. Es gilt dieß insbesondere von dem älteren Fichte, dessen „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" (1804) eine Uebersicht über den irdischen Entwicklungsgang der Menschheit bieten, welche auf die allererste Epoche, den „Stand der Unschuld" oder des Herrschens der Vernunft in der Urform des Instincts, eine zweite Epoche folgen läßt, die als „Stand der anhebenden Sünde" bezeichnet wird. Diese zweite urgeschichtliche Epoche Fichte's erinnert in der Art, wie sie den über die Erde zerstreut wohnenden rohen Wilden, diesen Urvätern oder Vorgängern der heutigen Naturvölker, ein gewisses „Normalvolk" als siegreichen Träger des Vernunft- und Culturprincips gegenübertreten läßt, theilweise wenigstens an Luthers kraftvolle Contrastirung der Kainiten mit den frommen Sethiten-Patriarchen. Erst die Einwirkung dieses „Normalvolks, das durch sein bloßes Dasein, ohne alle Wissenschaft oder Kunst, sich im Zustande der vollkommensten Vernunftcultur befunden", habe

das rohe Volk der erdgeborenen Wilden dazu vermocht, sich zur Vernunft bilden zu lassen, &c. Das Entwicklungsziel der Epoche erscheint hier allerdings als ein ganz anderes, ja entgegengesetztes wie dasjenige der vorsintfluthlichen Makrobierzeit; aber in der Schilderung des eigenthümlich getheilten Zustands der Menschheit und seines Ursprungs berühren sie sich unverkennbar, die biblisch normirte Speculation des Reformators und die moderner geartete des Philosophen. — Schellings Darstellung der Anfänge des Culturlebens in der „Einleitung in die Philosophie der Mythologie" erscheint als eine Fortbildung des Grundgedankens dieser Fichteschen Conceptionen, wobei die mythische Figur eines idealen anderen Adams oder Christus der Urzeit an die Stelle des „Normalvolks" getreten ist und dessen culturfördernde und veredelnde Aufgabe gegenüber den thierähnlich rohen Naturvölkern übertragen bekommen hat. Auch in späteren geschichtsphilosophischen Systemen bis herab in die jüngste Zeit ist der Gegensatz zwischen „activer" und „passiver Menschheit" auf ähnliche Weise schon in die Urzeit zurückgetragen und damit eine gewisse moderne Parallele zu jener lutherschen Contrastirung der sethitischen Makrobier mit den Kainiten geliefert worden. So u. a. von Ernst von Bunsen und besonders von Konr. Hermann in Leipzig, dessen hellfarbige und culturfähigere Race hochasiatischen Ursprungs einer dunklen und passiven Race afrikanischen Ursprungs auf ähnliche Weise gegenübertritt, wie Fichte's Normalvolk dem Geschlechte der Urwilden.[1])

Naturalismus bildet den Hintergrund dieser Speculationen mit ihrer die Ureinheit unsres Geschlechts preisgebenden co- oder

[1]) J. G. Fichte, Vorl. über d. Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1804. 5). — Schelling, Einleitung in die Philos. der Mythologie (Werke, II. Abth. Bd. I, 1856). — E. v. Bunsen, Die Einheit der Religionen, Bd. I, 1868. — Konr. Hermann, Philos. der Geschichte, 1870. — Vgl. die kurzen kritischen Darstellungen bei Rocholl, S. 100 f., 113 f., 352 f., sowie m. Abhdlg.: „Peyrere's Präadamiten-Hypothese nach ihren Beziehungen zu den anthropolog. Fragen der Gegenwart", in der Zeitschr. f. d. ges. luth. Theol., 1878, S. 41 ff.

auch präadamitischen Tendenz. Ein noch extremerer Naturalismus freilich charakterisirt die Mehrzahl der seit etwa einem Jahrhundert beliebt gewordnen Darstellungen der Anfänge der Menschheitsgeschichte, die mit ihrer Voraussetzung eines Thierursprungs des Menschen dessen unmittelbare göttliche Erschaffung und Gottbildlichkeit thatsächlich oder auch ausdrücklich leugnen. Aus dem Kreise dessen, was die kirchliche Ueberlieferung über den Urstand lehrt, fällt diese Reproduction altheidnischer Vorstellungen selbstverständlich hinaus. Wir werden ihre Entstehung und ihren bisherigen Verlauf erst später in Betracht nehmen können, nachdem die nun vor Allem erforderliche directe Prüfung der Schriftaussagen über unsren Gegenstand erledigt sein wird.

II.

Die Schriftlehre vom Urstande.

Wozu das bisherige lange Verweilen bei den kirchlichen Lehrmeinungen über unsren Gegenstand? Warum in den trüben Gewässern der Tradition lange herumrühren, wenn der Zutritt zum lauteren Brunnen der Schrift freisteht? — Es sind nicht blos die principiellen Traditionsfeinde unter unsern Lesern, die Vertreter eines einseitigen Biblicismus, die so fragen werden. Auch bei manchem Leser kirchlichen Standpunktes ist vielleicht einige Ermüdung entstanden ob unserer Umständlichkeit im Aufzählen von theils flüchtig hingeworfenen Meinungsäußerungen, theils ausgebildeteren Hypothesen, um welche sich längst Niemand mehr kümmert, die wenigstens beträchtlicher Umbildungen, Modificationen und Reductionen bedürftig erscheinen, falls sie Gegenstand ernsthafter wissenschaftlicher Erörterung werden sollen.

Wir gestehen diesen Bedenken principiell eine gewisse Berechtigung zu, glauben aber dennoch nichts Ueberflüssiges gethan zu haben, wenn wir den aus dem Schriftgrunde im Lauf der Jahrhunderte hervorgesproßten und theilweise zu üppigem Buschwerk und Gestrüppe emporgewucherten Aeußerungen und Muthmaaßungen kirchlicher Lehrer und Schriftsteller über unser Gebiet einige Aufmerksamkeit widmeten. Dem durch die labyrinthischen Irrgänge menschlicher Speculationen Ermüdeten mundet das frische Quellwasser der biblischen Wahrheit desto erquicklicher. Es sind aber nicht einmal schlechtweg Labyrinthe oder verworrene und verwickelte Lehrsätze,

was die kirchliche Ueberlieferung auf dem Grunde der biblischen Aussagen aufgebaut hat. Ein gewisser gemeinsamer Grundzug geht durch sie alle. In dem Einen Hauptpunkte sind sie alle, die den paradiesischen Urstand selbst betreffenden wie die auf das nachparadiesische Zeitalter bezüglichen, gleich klar und bestimmt: sie halten fest an der göttlichen und gottbildlichen Erschaffung der Menschheit als eines von Sünde uranfänglich nicht inficirten, zu sündlos reiner Entwicklung bestimmten Geschlechts. Beides zumal, die Ur-Einheit und die ursprüngliche Reinheit des Menschengeschlechts als einer unmittelbar göttlichen und gotteswürdigen Schöpfung bildet die Grundsubstanz und den Kern aller jener Meinungsäußerungen. Die willkürlichen einander theilweise widersprechenden oder ins Phantastische ausschweifenden Zuthaten zu diesem Kern werden durch die nunmehr uns obliegende Betrachtung der Schriftgrundlage des ganzen Lehrstückes sich von selbst richten.

Die biblischen Aussagen über unsren Gegenstand heben an mit der Erklärung, daß der Mensch geschaffen sei zum Bilde Gottes, oder was dasselbe: nach, gemäß dem Bilde Gottes (im Grundtexte eigentlich: „im Bilde Gottes"). „Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei (wörtl.: ein Bild wie unser Gleichniß), die da herrschen über die Fische im Meer ꝛc. . . . . Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein" (wörtl.: Mann und Weib schuf er sie: 1 Mose 1, 26. 27). — Dieser grundlegenden Aussage der ersten oder elohistischen Schöpfungsurkunde folgt zunächst der Jehovist oder zweite Schöpfungshistoriker mit seiner eigenthümlichen Umschreibung des Begriffs der gottebenbildlichen Erschaffung: „Und Gott der Herr (Jehova Elohim) machte den Menschen aus einem Erdenkloß (wörtl.: bildete den Menschen als Staub von der Erde) und blies ihm ein den lebendigen Odem (wörtl.: Odem des Lebens) in seine Nase; und also ward der Mensch eine lebendige Seele (1 Mose 2, 17). Woran

sich dann die ergänzenden Berichte über des Neugeschaffenen Versetzung in den Garten Eden, über seine Einweisung in die Herrschaft über Pflanzen und Thiere dieses Gartens, sowie über die Bildung des Weibes als seiner Lebensgefährtin (wörtl.: seiner „ihm entsprechenden Hilfe“; Luth.: „Gehülfin, die um ihn sei“) zunächst anreihen (1 Mose 2, 8—25). — Nach Zwischeneintritt der Erzählung vom Sündenfalle und dessen nächsten Nachwirkungen folgt dann, wieder in einem elohistischen Abschnitte, eine erste Rückverweisung auf die Erschaffung nach Gottes Bilde: „(an dem Tage) da Gott den Menschen schuf, machte er ihn nach dem Gleichniß Gottes; und schuf sie ein Männlein und ein Fräulein (Mann und Weib erschuf er sie) und segnete sie, und hieß ihren Namen Mensch (Adam) zur Zeit, da sie geschaffen wurden“ (1 Mose 5, 1. 2). Eine nochmalige Zurückweisung auf die gottbildliche Schöpfung läßt gleichfalls der elohistische Erzähler bald nach dem Sintfluth-Berichte folgen, da wo es sich um Feststellung der allgemeinen Rechtssatzungen und sittlichen Lebensordnungen der nachsintfluthlichen Menschheit handelt. Der Grundsatz, daß das Vergießen von Menschenblut mit dem Blute des Mörders bestraft werden solle, wird hier durch den Hinweis begründet: „Denn Gott hat den Menschen zu (in) seinem Bilde gemacht“ (1 Mose 9, 6), woran sich eine Wiederholung des segnenden Gebotes, fruchtbar zu sein und die Erde zu füllen, das auch schon die erste Erwähnung des Gottesbildes im Schöpfungsberichte begleitet hatte, anschließt. — Spätere Anklänge an den Begriff des Gottesbildes bietet das kanonische Alte Testament hauptsächlich noch im 8. Psalm: „Und du hast ihn um Weniges geringer gemacht als Gott,[1]) und mit Ehre und Herrlichkeit ihn gekrönt; hast ihn zum Herrscher gemacht

[1]) Luther (fehlerhaft der einseitig messianischen Deutung des Psalms zu Liebe): „Du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen sein, aber“ 2c. Ohne Grund im Texte auch die alex. Version, das Targum 2c.: „Du hast ihn ein Weniges unter die Engel erniedriget 2c.“ Vgl. unten.

über die Werke deiner Hände: Alles hast du unter seine Füße gethan" (Ps. 8, 6 f.), sowie im Prediger Salomo, wo in unverkennbarer Anspielung auf die ursprüngliche Unschuld und Integrität des Menschen, sowie im Gegensatze zu deren vielfacher Beeinträchtigung und Gefährdung durch die Thorheit, Bosheit und Ränkesucht des jüngeren Geschlechts ausgerufen wird: „Allein schau, das habe ich gefunden, daß Gott die Menschen hat rechtschaffen gemacht" 2c.[1]) (Pred. 7, 30). — Als apokryphische Bezeugungen der Gottebenbildlichkeit, denen freilich kein selbständiger Werth neben den zu Grunde liegenden Aussprüchen der Genesis zukommt, sind hervorzuheben Sir. 17, 1—4: „Gott schuf aus der Erde den Menschen und machte ihn wieder zur Erde — — und gab ihnen Macht über die Dinge auf derselben, und bekleidete sie, ein Jedes für sich, mit Stärke und machte sie nach seinem Bilde; seine Furcht erstreckte er über alles Fleisch und (ließ sie) herrschen über Thiere und Vögel" 2c., sowie Weish. 2, 23: „Denn Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben (wörtl.: zur Unvergänglichkeit), und hat ihn zum Bilde seiner eignen Wesenheit gemacht."[2])

Das Neue Testament stimmt diesen vielfältigen alttestamentlichen Zeugnissen für die gottebenbildliche Würde des Menschen wiederholt zu. Jakobus drückt seinen Abscheu über das sündige Treiben der menschlichen Zunge, dieses „unruhigen Uebels voll tödtlichen Giftes", damit aus, daß er ihr vorwirft, durch sie erfolge Beides: die Lobpreißung Gottes des Vaters und das Fluchen auf „die Menschen, nach Gottes Bilde (wörtl.: Gleichniß, oder Aehnlichkeit) gemacht" (Jak. 3, 9). Paulus ermahnt da, wo er

[1]) Luther, dem hebr. jāschār minder genau entsprechend: „aufrichtig".

[2]) So gemäß der bestbezeugten Lesart: καὶ εἰκόνα τῆς ἰδίας ἰδιότητος ἐποίησεν αὐτόν. Luther („und hat ihn gemacht zum Bilde, daß er gleich sein soll, wie er ist") legt, wie schon die alte lat. und syr. Uebers., die Lesart ὁμοιότητος st. ἰδιότητος zu Grunde. Vgl. Fritzsche, Libri apocr. V. Testamenti, p. 526.

vom rechten Verhalten beim Gebete redet: „Der Mann soll das Haupt nicht bedecken, sintemal er ist Gottes Bild und Ehre (wörtl. „Glorie, Abglanz"); das Weib aber ist des Mannes Ehre (w. „Glorie"); denn der Mann ist nicht vom Weibe, sondern das Weib ist vom Manne, und der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes, sondern das Weib um des Mannes willen" (1. Cor. 11, 7—9). Ohne Rücksichtnahme auf diesen aus 1. Mos. 2 sich ergebenden Unterschied zwischen unmittelbarer Gottbildlichkeit des Mannes und mittelbar gottbildlicher Erschaffung des Weibes bezeichnet der Apostel den durch Christum Wiedergeborenen und sich Heiligenden als den „neuen Menschen, der sich erneuert zur Erkenntniß nach dem Bilde deß, der ihn geschaffen hat" (Col. 3, 9), oder auch: „der nach Gott (gemäß Gott) geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit" (Eph. 4, 26). Die ihres Entstammtseins aus der Gottheit sich rühmenden Philosophen Athens nimmt er beim Wort; übereinstimmend mit ihnen bezeugt er: „Wir sind göttlichen Geschlechts" (Apg. 17, 28 f.). — Auch der Verfasser des Hebräerbriefes drückt den Begriff der Gottbildlichkeit einmal auf annähernde Weise aus, mittelst Anführung jener Verse des 8. Psalms, die er freilich in ihrem Anfange gemäß der Deutung der Septuaginta verändert: „Du hast ihn um ein Weniges unter die Engel erniedriget" (Hebr. 2, 8). Luther, schwerlich richtig, jedenfalls mißverständlich: „Du hast ihn eine kleine Zeit der Engel mangeln lassen."

In großartiger Uebereinstimmung drücken diese alt- und neutestamentlichen Schriftzeugnisse betreffend die Gottbildlichkeit eben dasjenige als die Grundsubstanz dieses Begriffes aus, was wir als das Gemeinsame auch der kirchlichen Lehrsätze über diesen Gegenstand kennen lernten: die Ur-Einheit und die Ur-Reinheit des von Gott zur Darstellung seines Ebenbildes in Beherrschung der niederen Erdenwelt geschaffenen Menschengeschlechts. Es sind mehrere ungemein wichtige Wahrheiten, die es als hierin beschlossen zu beachten gilt.

I. Belanglos ist die Differenz zwischen elohistischer und jehovistischer Fassung des Begriffs der Gottbildlichkeit. Was in Gen. 1, 26 f. direct und in gedrängter Kürze ausgesagt wird, daß das Menschengeschlecht nach des heiligen Gottes Bilde geschaffen sei, eben dieß erscheint in Gen. 2, 7 ff. indirect ausgesagt und umständlicher in seine einzelnen Momente zerlegt. Die freie, geistesmächtige Persönlichkeit des Menschen, seine gottähnliche Herrscherwürde im Gegensatze zum unfreien, ihm unterworfenen Creaturenleben, bildet das Gemeinsame beider Schilderungen. Es thut nichts zur Sache, daß der zweite Erzähler sich der Namen „Bild Gottes", oder „Gleichniß" (zelem, d'mut) nicht bedient. Wenn er den Menschen durch unmittelbare Schöpferthätigkeit Gottes, als Seiner Hände Werk, sein Dasein empfangen läßt, und zwar nicht wie die übrigen Creaturen durch bloß äußerliche Erschaffung oder Bildung, sondern mittelst innerlichen Eingehens in seinen Wesensbestand, mittelst Einhauchung Seines göttlichen Lebensodems und Bildung einer lebendigen Seele: so besagt er damit wesentlich dasselbe wie sein Vorgänger in Kap. 1 mit Hervorhebung des Geschaffenseins in Gottes Bilde und Gleichniß; denn freies Herrschen über die niedere Creaturenwelt nach Gottesweise, nach dem Muster des himmlischen Weltherrschers, wird ja als Inhalt dieser Gottbildlichkeit angegeben. Erscheint doch auch nach dem zweiten Erzähler das Herrschen über die belebten Creaturen der Erde, als ein wesentlicher Ausfluß und Hauptzweck der vom Schöpfer dem Menschen verliehenen Stellung; soll doch der geistdurchhauchte Erdenkloß ebenso gut königlicher Beherrscher der Erde sein, wie der nach Gottes Bilde Geschaffene! Soll doch ferner der Eine wie der Andere diese seine Herrscherstellung nicht in abstracter Vereinzelung verwirklichen, sondern gleich der göttlichen Urpersönlichkeit in liebendem Gemeinschaftsleben und thätigem Geistesverkehr mit Seinesgleichen, ebendamit aber aus der Ureinheit sich entwickelnd zur Familie und also die Erde erfüllend! Soll doch endlich nach der einen wie der anderen Darstellung Sünde ausgeschlossen sein von

dieser Berufserfüllung, die Entwicklung zur allseitig durchgeführten Erdherrschaft also in lauterem kindlichen Gehorsam gegen Gottes Gebote sowie unter Gottes Segen (s. K. 1, 28 f.; 2, 16 ff.) vor sich gehen: eine heilige Lebensentwicklung, gleichwie der Schöpfer heiliges Leben lebt (vgl. 3. Mos. 11, 44; 1. Petr. 1, 15.), ein Leben nicht nach Fleisches Weise sondern nach dem Gesetze des Geistes, des von Gott uns eingehauchten heiligen Lebensodems (vgl. Hi. 33, 4; Sach. 12, 1; Pred. 12, 7), kurz ein Leben aus Gott und zu Gott, ein „rechtschaffenes" Leben (jâschâr: Pred. 7, 30), ein Leben in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit (Eph. 4, 24). — Wollte man so spröde sein, die wesentliche Einheit des in Gen. 1, 26 f. direct ausgedrückten und des in Gen. 2, 7 beschriebenen Gottbildlichkeitsbegriffes nicht anzuerkennen, die Idee des göttlichen Ebenbildes also, weil der betr. Ausdruck im Paradieses- und Sündenfallsberichte nicht vorkommt, als dem Urheber dieses Berichts gänzlich fremd darzustellen und das geistdurchhauchte Erdengebilde mit lebendiger Seele für ein total anderes Wesen zu erklären als das nach dem Bilde und Gleichniß Gottes geschaffene Menschenpaar: wunderlich genug und ungeheuerlich, wie solche Meinung an sich schon wäre, würde sie durch die neutestamentlichen Parallelen auf das Bestimmteste wiederlegt werden. Das Neue Testament geht durchweg von der Voraussetzung einer vollständigen Harmonie von Gen. 1 mit Gen. 2 aus. Das nach Eph. 4, 24; Col. 3, 9 wieder zu erlangende Gottesbild ist kein anderes als das seinem göttlichen Ursprunge nach in Gen. 2, 7 ff., seinem Verluste durch den Sündenfall nach in Gen. 3 beschriebene, auch von Petrus selbst einmal durch den Begriff des Gottentsprungenseins oder göttlichen Geschlechts-Seins (Apg. 17, 29) ausgedrückt. Die Stelle 1. Cor. 11, 7 ff. verschmilzt die beiden mosaischen Relationen über die Menschenschöpfung vollständig in Eine. Der Mann zuvörderst, um seinetwillen aber auch das aus ihm gebildete Weib, das „Bein von seinem Beine und Fleisch von seinem Fleische" (1. Mos. 2, 23), sie

Beide sind nach Gottes Bilde gemacht und Gottes Abglanz, jener unmittelbarer, diese mittelbarer Weise.

II. Der Gott, nach dessen Bilde der Mensch geschaffen, ist der Gott der h. Schrift, der im Alten Testamente unvollständiger, im Neuen vollkommner geoffenbarte Dreieinige. Es ist weder ein ins Unbestimmte zerfließender unpersönlicher Allgeist, noch ein in abstracter Jenseitigkeit verharrender Weltschöpfer ohne kräftiges Eingreifen in die Weltgeschicke, der mit der Erschaffung eines ihm ebenbildlichen Menschen sein Schöpfungswerk zum Abschlusse bringt. Weder einen ohnmächtigen Deistengott hoch oben jenseits der Sterne, noch einen pantheistisch gedachten, in seiner Creatur ganz und gar aufgehenden Universalgeist spiegelt der gottbildliche Herrscher über die niedere Erdenwelt ab. Dem als freie Persönlichkeit seinen materiellen Leibesorganismus regierenden und mittelst desselben seine Herrscherwürde über die irdisch geschöpfliche Welt ausübenden Menschen wird zwar nicht ein körperlicher, äußerlich sicht- und greifbarer Gott als Urbild entsprechen, aber doch ein solches göttliches Geistwesen, dessen unsichtbare Geistigkeit keine abstracte, sondern eine concrete, in sich bestimmte und kräftig abgeschlossene, und ebendarum zur Versichtbarung an ihre Geschöpfe fähige ist. Ein höheres Analogon zur menschlichen Leiblichkeit muß auch in Gott vorhanden sein, eine göttliche Natur oder Organisation als Abdruck und Entfaltung der im verborgnen Urgrunde der Gottheit ruhenden Wesensfülle; ein Wort, dadurch Gott zu seinen Geschöpfen redet, ein Sohn Gottes, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet. Der in seinem Sohn, dem ewigen Ebenbilde seines Wesens und dem Ausstrahl seiner Herrlichkeit (Hebr. 1, 3) offenbar gewordne Gott ist unser Urbild; wir sind nicht nach einer abstracten Monas ohne inneres geistig-persönliches Leben gebildet, sondern nach dem Gotte des Neuen Bundes, der sich in der Sendung seines Sohnes und der Spendung seines heiligen Geistes als den Gott der höchsten ewigen Liebe geoffenbaret hat. Unser göttlich-schöpferisches Urbild ist die Liebe

selber, und ebendarum kein einsamer Gott, sondern ein von Ewigkeit her seine Liebesfülle in seinen Sohn ausgießender und seinen heiligen Geist mit diesem zusammen aushauchender dreifaltiger Gott, der erst als Vater Jesu Christi und als Geber des Geistes die ganze Fülle seines göttlichen Wesens erschlossen und bekannt gegeben hat. Es ist in der That etwas Wahres und Berechtigtes an jenen Versuchen der älteren kirchlichen Dogmatik, welche Gott schon in seinem weltschöpferischen Thun und zumal da, wo er den Menschen nach seinem Bilde schafft, als Dreieinigen begreifen wollen. Anders freilich als im Lichte des Neuen Testaments läßt sich sein dreieiniges Wesen aus den Schöpfungsberichten nicht erkennen. Es heißt eine exegetische Gewaltthat verüben, wenn man, wie viele ältere Ausleger der Kirche thaten, das „Lasset uns Menschen machen" 1. Mos. 1, 26 als eine Berathschlagung zwischen Vater und Sohn faßt, oder das „ein Bild, das uns gleich sei" (Bild wie unser Gleichniß) in entsprechendem Sinne, als auf die Personen der Trinität hinweisend deutet. Eine innere göttliche Wesensfülle, eine unendliche Mannigfaltigkeit ewiger Lebenskräfte in Gott mag man in diesen pluralischen Ausdrücken angedeutet finden: trinitarisch im neutestamentlichen oder gar im kirchlichen Sinne können sie nicht gemeint sein. Eher schon darf in der Angabe des zweiten Schöpfungsberichtes, daß der Mensch durch Einhauchung göttlichen Odems in irdisches Staubgebilde zur lebendigen Seele geworden sei, eine Hindeutung auf das trinitarische Wesen des göttlichen Urbilds erblickt werden, doch bedarf auch diese Deutung vorsichtiger Umgrenzung und Restriction. Drei Wesensfactoren des Menschen werden in Gen. 2, 7 allerdings genannt: der Staub der Erde, aus welchem er gebildet wird, der Geist, der ihm von Gott eingehaucht wird, die lebende Seele, welche er in Folge dessen ist; allein diese Factoren, geschöpflich bedingter und beschränkter Art wie sie nun einmal sind, constituiren keine derartige Einheit wie die drei Personen des göttlichen Wesens. Sie ergeben keine Trinität, sondern lediglich eine Trichotomie; nicht eine ewig untheilbare und absolut unauflösliche Dreieinigkeit stellt das mensch-

liche Wesen dar, sondern eine irdisch-creatürliche, ihrer Natur nach unauflösbare Dreiheit oder Dreifaltigkeit. Wie denn — allerdings nicht nothwendigerweise oder uranfänglicher göttlicher Bestimmung gemäß, aber doch thatsächlicherweise in Folge der Sünde — der Staub wieder zur Erde kommen muß, wie er gewesen ist, der Geist aber zu Gott, der ihn gegeben hat (Pred. 12, 7); die Verbindung der beiden unsichtbaren Wesensbestandtheile mit dem sichtbaren ist hienieden keine bleibende, sie soll erst dereinst nach der Auferstehung zur bleibenden und unlösbaren werden. Auch rücksichtlich der Selbständigkeit und der harmonischen Wesensentfaltung seiner einzelnen Factoren erscheint das dreifaltige Abbild ungleich seinem dreieinigen Urbilde; die beiden unsichtbaren Factoren erscheinen vielfach beeinträchtigt und in ihrer Entfaltung gehemmt durch den sichtbaren; und zumal der innerlichste und edelste Factor, das eigentliche Geistesleben (Pneuma) im Unterschiede vom bloßen Seelenleben (Psyche), blüht nur selten hienieden in rechter Fülle und Kräftigkeit aus seiner psychischen Grundlage hervor, weßhalb es Vielen als nur relativ, nicht wesentlich, von dieser unterschieden gilt. Daß auch diese Entfremdung des Abbilds von seinem Urbilde keine gottgewollte und normale ist, sondern der Sünde ihren Ursprung dankt und dereinstiger Wiederaufhebung und harmonischer Ausgleichung harrt, bezeugt die neutestamentliche Offenbarung überall da, wo sie vom Eingehen des durch Christum erlösten und im Geiste geheiligten Menschen in seiner wiederhergestellten gottbildlichen Integrität zum seligen Vollendungszustande handelt. Unser Geist ganz in seiner Ganzheit, als ὁλόκληρον sammt Seele und Leib, soll behalten werden unsträflich auf den Tag Jesu Christi (1 Thess. 5, 23). Seele und Geist sollen sie erfahren, die kraftvolle, scharf scheidende und zertheilende Wirkung des Gottesworts (Hebr. 4, 12); als Seelen nicht bloß, nein als vom Geiste geborene und nach dem Geiste wandelnde Geister (vgl. Joh. 3, 6; Röm. 8, 1. 16 f.), als Geistdurchdrungene und vom Geist Verklärte nach dem Vorbilde Christi, des geistlichen Menschen vom Himmel (1 Cor. 15, 46), kurz als

„Geister vollendeter Gerechter" (Hebr. 12, 23), sollen wir einst des ewigen Lebens theilhaftig werden. Von diesem Entwicklunsziele aus begreift sich der Entwicklungsanfang des menschlichen Wesens, wie er in Gen. 2, 7 angedeutet ist. Gleichwie der göttliche Schöpfer von Ewigkeit her seine unergründliche Wesensfülle in den drei Existenzformen und Heilsgründen: als Vater, als Sohn und als Geist, zur Darstellung bringt, so soll auch das menschliche Ebenbild des Schöpfers, wenn es dereinst vollständig gereinigt sein wird von den Trübungen und Störungen der Sünde, sich in seiner anerschaffenen Integrität (Holoklerie) darstellen: als seelisches und leibliches Wesen nicht nur, sondern vor allem als geistliches. Der Mensch als Gottes Bild ist Seele, er hat einen Leib, er soll Geist werden; Geist, göttlich eingegebner Lebensodem, ist der tiefste Grund seines Wesens, aber auch das hehre Ziel, zu welchem er, genährt und gelehrt vom heiligen Gottesgeiste, heranwachsen und sich bilden soll[1]).

III. Nicht als individuelle Einzelperson, sondern als Vielheit menschlicher Individuen, als Menschheitsfamilie, soll der Mensch die Gottheit abbildlich darstellen. Der Gottessegen, welcher ihn auf Gemeinschaftsbildung, auf Vermehrung bis zu völliger Füllung seiner irdischen Wohnstätte hinweist, begleitet ihn vom ersten Beginn seines Erdendaseins an. Seine Erschaffung ist erst da vollendet, wo die ihm entsprechende Lebensgefährtin als „Mutter der Lebendigen", ihm zugesellt worden.

[1]) Vgl. Schöberlein, Die Geheimnisse des Glaubens, (Heidelberg 1872), S. 303: „Der Leib ist das Substrat des menschlichen Lebens, der Geist das Princip, von welchem die Kraft des Lebens ausgeht, und die Seele das Leben selbst, welches ein ebenso leibgetragenes als geistgewirktes ist" ꝛc. Aehnlich J. P. Lange, Posit. Dogmatik, S. 298 ff., besonders 301: „Der Mensch als Leiblichkeit wird irdisch geboren, der Mensch als Seele wird himmlisch geschaffen; der Mensch als Geist wird von Gott gehaucht und von Gott gesandt. Der Geist bildet ein Jenseits für die Natur, mithin auch für die Form des Werdens; in dem Begriff des werdenden Geistes ist der Begriff des Geistes nicht ganz erreicht", u. s. f.

Nur eine trüb ascetisireude und unklar theosophirende Betrachtungsweise kann es versuchen, in der Bildung des Weibes einen ersten Anfang der sündigen Entwicklung des Menschengeschlechts nachweisen zu wollen und jenen tiefen Schlaf Adams, während dessen Bildung vor sich gieng, dem klaren Schrifttext entgegen als erstes Merkzeichen des beginnenden Herabsinkens von der ursprünglichen gottebenbildlichen Höhe geltend zu machen. „Gott schuf sie ein Männlein und ein Fräulein" — diesem Satze des ersten Schöpfungsberichts entsprechen Geist und Tendenz des zweiten Berichts ganz und gar, mag immerhin der Eine Schöpfungsact von ihm zu zweien Scenen auseinandergelegt werden. Auch das „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", ist ein in den ursprünglichen Schöpfungsrathschlag Gottes hineingehöriger Ausspruch, keine Aeußerung göttlicher Verlegenheit oder Selbstcorrectur — als hätten erst gewisse Erfahrungen mit dem Verhalten und den Schicksalen des Neuerschaffenen Gott darüber belehren gemußt, daß derselbe nun auch noch einer Gehilfin bedürfe! Zum Leben in der Gemeinschaft, in liebendem Verkehr mit Seinesgleichen ist der Mensch gleich uranfänglich vom Schöpfer bestimmt worden, weil der Schöpfer selbst kein einsames Leben führt, sondern ein Leben in der Liebe, ein Leben in liebender innertrinitarischer Gemeinschaft von Ewigkeit her, und ein Leben in liebender Offenbarung und Selbstmittheilung vom Beginn der Welt an. Gott lebt so wenig nur sich selber, nur seinem Ich, als der Mensch lediglich seinem Ich zu leben bestimmt ist. „Je mehr Ichheit, desto kleiner, nichtiger; je weniger Ichheit, um so mehr selbständige Größe, um so mehr Persönlichkeit!"[1]) Der Mensch soll vor allem darin Gotte, der ewigen Urpersönlichkeit, gleichen, daß er nicht sich, sondern Anderen lebe, daß sein Dichten und Trachten nicht aufs Nehmen gerichtet sei, sondern aufs Geben,

[1]) Glaubensbekenntniß eines unmodernen Culturforschers, Gotha 1879, S. 24. Vgl. überhaupt die hier gebotenen, theilweise sehr wahren und beherzigenswerthen Bemerkungen. Gegen das freilich, was dieser Autor über den Urstand sagt, werden wir uns weiter unten noch zu äußern haben.

nicht aufs Genießen, sondern aufs Opfern, nicht aufs Herrschen, sondern aufs Dienen. Ebendarum hat Gott, der allwaltende und allliebende Lebensspender, „gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen sollen" (Apg. 17, 26). Der hehre „Liebhaber des Lebens, der da Aller schonet, und deß unvergänglicher Geist in Allen ist" (Weish. 11, 27; 12, 1), hat die auserwählten Lieblinge unter seinen zahllosen Lebewesen als ein einheitliches, Einer Wurzel entsproßtes und blutsverwandtschaftlich verbundenes Geschlecht in's Dasein treten lassen, auf daß sie nach Seinem ewigen Vorbilde heilige Liebe und herzliches Erbarmen zu üben lerneten und aus einer heiligen Familie heranwüchsen zu einem heiligen Reiche in der Liebe und Wahrheit.

IV. Weder in der freien geistigen Persönlichkeit allein, noch in der Naturbeherrschung allein, sondern in Beidem zumal liegt das Wesen der Gottbildlichkeit und die Erfüllung ihrer Aufgabe. — Die Bestimmung zur Herrschaft über die niederen Naturgenossen verflechten beide schöpfungsgeschichtliche Urkunden aufs Engste mit ihren Aussagen über die gottbildliche Erschaffung des Menschen. Beim Elohisten bildet das „Herrschen über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf der Erde kriechet" geradezu die Zweckangabe zur Aeußerung des göttlichen Entschlusses, Menschen nach Gottes Bilde zu schaffen. Und beim Jehovisten folgt sofort auf die Erschaffung des gottbegeisteten Menschen dessen Versetzung ins Paradies zum Zweck der „Bauung und Bewahrung" dieses Gottesgartens, verbunden mit einer Anleitung zu gottgemäßem Schalten und Walten mit beiden, den Gewächsen und den thierischen Bewohnern dieses Gartens. Ja diese Einführung in seine naturbeherrschende Stellung erscheint hier mitten hinein genommen in die Geschichte von seiner Erschaffung; Gebote, die sich auf das Verhältniß zu den niederen Naturgenossen beziehen, empfängt Adam schon bevor ihm das Weib als Gehilfin und Theilhaberin an seiner Herrscherstellung gegeben

worden. — Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese so starke Betonung des Moments der Naturbeherrschung, dem man auch in Ps. 8, 6 ff. sowie in Hebr. 2, 8 f. begegnet, in der kirchlichen Auslegung mehrfach die Annahme, als ob die Gottebenbildlichkeit wesentlich und hauptsächlich in dieser Herrschaft bestehe, hervorgerufen hat. Den Socinianismus sahen wir, im Zusammenhange mit seiner pelagianisirenden Abneigung gegen jede Statuirung höherer geistig-sittlicher Vollkommenheiten im Urmenschen, dieser flachen Auffassung vom Gottesbilde als wesentlich nur bestehend im dominium creaturarum huldigen. Ihn haben einige rationalistische Theologen der Neuzeit hierin noch überboten; denn während jener immerhin doch die menschliche Vernunft, als einen Vorzug geistiger Art, der Naturbeherrschung zu Grunde liegen ließ, stellen ein Wegscheider, v. Bohlen, W. Grimm ꝛc. die „körperliche Gleichgestaltung mit Gott", den aufrechten Gang und himmelwärts gerichteten Blick, kurz alles das was den Menschen äußerlich als über die Thierwelt Erhabnen und zum Herrscher über sie Berufenen charakterisirt, als die Grundlage oder gar als das Wesen seiner naturbeherrschenden Würde dar.[1]) Eine so weit gehende Identificirung der Form mit dem Inhalt, des äußeren Zeichens mit dem Wesen der Sache, hat im biblischen Texte keinen Grund. Die Gottbildlichkeit ist nach Beiden, dem Elohisten wie dem Jehovisten, in erster Linie und vornehmlich ein religiös-ethisches Verhältniß, dem jene physische Prärogative des Herrschens über die niedere Creaturwelt zum Ausdruck und äußeren Wahrzeichen dient. Will man die religiös-sittliche Seite im elohistischen Schöpfungsberichte Gen. 1 mehr nur indirect und nicht sehr ausdrücklich hervorgehoben finden: in den späteren Stellen K. 5, 1—13 und besonders K. 9, 6 tritt sie um so stärker hervor; vom Berufe zur Naturbeherrschung ist daselbst gar nicht die Rede,

[1]) Wegscheider Institutt. dogm. § 99 (Ed. III, p. 240 s.). — P. v. Bohlen, Genesis S. 15. — Willib. Grimm, Instit. theol. dogm., ed. II, p. 289 sq.

sondern lediglich von der inneren Seite der Sache. Mit dem jehovistischen Berichte vollends ist jene Beschränkung des Moments der Gottbildlichkeit auf des Menschen äußere Naturstellung gänzlich unvereinbar. Ein ethisches Gebot Gottes erscheint hier mit der Einsetzung des Menschen in die naturbeherrschende Würde unmittelbar verknüpft; und sofort nach Uebertretung dieses Gebots verliert der Mensch die concentrirtere und idealere Form seines Regierens über die Erdenschöpfung, die ihm als Paradiesesbeherrscher verliehen gewesen war; die Naturbeherrschung im engeren Sinne hört auf, um sogar einer theilweisen Knechtung, Gefährdung und Vergewaltigung des menschlichen Daseins durch feindliche Elemente und Potenzen der nachparadiesischen Erdennatur Platz zu machen. — Jene socinianisch-rationalistische Beschränkung der Gottbildlichkeit auf die äußere Naturstellung des Menschen erscheint also als unzulässig. Immerhin verdient das Gewicht, welches beide schöpfungsgeschichtliche Urkunden, und mit ihnen einhellig die poetische Schilderung in Psalm 8, auf die naturbeherrschende Würde und Aufgabe unsres Geschlechts legen, wohl beachtet zu werden. Das Herrschen über die niederen Creaturen ist offenbar nicht als etwas physisch-Aeußerliches gedacht, sondern als ein Stück ethischer Berufserfüllung, ja als der vornehmsten religiös-ethischen Aufgaben und Pflichten eine. Die gottbildliche und gottverwandte Menschheitsfamilie soll eben darin ihrem göttlichen Urheber gleichen, daß sie wie dieser über das ganze Weltall, so über ihre besondere Wohnstätte, die Erde herrscht. „Der Himmel allenthalben ist des HErrn: aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben" (Ps. 113, 16). Dasselbe liebreiche und erbarmungsvolle Herrscherwalten, das Gott in Bezug auf alle Schöpfungsbereiche insgesammt bethätigt, soll die Menschheit an der Erde und den irdischen Naturgenossen üben lernen. Wie einst der Garten Eden durch Adam, so soll der ganze Erdball durch Adams Geschlecht bebauet und bewahret werden, bis daß alle Reiche dieser Welt unsres Herrn und seines Christus geworden sind. Der Anfang weist hier, trotz des Zwischeneinkommens der Sünde, mit zwingen-

der Gewalt auf das Ende hin; wie denn der Brief an die Hebräer in Anlehnung an jene Worte des 8. Psalms mit Recht argumentirt: „In dem, daß er ihm alles untergethan, hat er nichts gelassen, das ihm nicht unterthan sei; jetzt aber sehen wir noch nicht, daß ihm alles unterthan sei" (Hebr. 2, 8). Was jetzt noch nicht ist, soll um so gewisser in Zukunft werden, und zwar durch den werden, in deß persönlicher Erscheinung das Gottebenbildliche, oder wie jener Psalm sagt, das nahezu Gottgleiche (Septuag. und Hebr.-Brief: „nahezu Engelgleiche") des menschlichen Wesens zu urbildlich vollendeter Ausprägung gelangt ist und der durch sein erlösendes Todesleiden seinen menschlichen Brüdern den Weg zum gleichen Ziele vollendeter Gottbildlichkeit erschlossen hat (Hebr. 2, 9 ff.).

V. Zwischen einem göttlichen Ebenbilde im engeren Sinne, das um der Sünde willen verloren ist, und einem trotz der Sünde unverlorenen Gottesbilde muß nothwendig unterschieden werden. Die paradiesische Gottbildlichkeit oder Integrität des Menschen ist in Folge der Sünde verloren — sogar unwiderbringlich verloren, da die einmal verderbte, verscherzte und zerstörte Unschuld des heiligen Entwicklungsanfanges niemals unmittelbar als solche zurückgeführt, sondern nur durch eine gnadenweise geschenkte neue Gerechtigkeit ersetzt werden kann. Nichts destoweniger ist der Mensch, auch als in Sünde Gefallener, in gewissem Sinne Gottes Bild geblieben. Die Schrift würde weder Seths Erzeugung durch Adam und Eva als einen Act der Fortpflanzung oder Reproduction der eignen Gottbildlichkeit dieses Urpaares darstellen, noch das Verbot des Vergießens von Menschenblut mit der Hinweisung auf des Menschen gottbildliche Erschaffung motiviren, gäbe es nicht ein solches auch nach dem Sündenfalle gebliebenes, nachparadiesisches Gottesbild — dasselbe, von welchem auch der Sänger des 8. Psalms mit seinen Betrachtungen ausgeht, und dasselbe nicht minder, das Paulus im Auge hat, wenn er den Mann als Gottes Bild und Ehre bezeichnet (1 Cor. 11, 7), deßgleichen Jakobus, wenn er der gottlos wider den gottbildlichen

Menschen lästernden und fluchenden Zunge flucht. (Jak. 3, 9). Das biblisch Correcte und Wohlbezeugte dieser Distinction zwischen paradiesischem und nachparadiesischem, verlorenem und noch vorhandenem, speciellerem und allgemeinerem Gottesbilde steht unwidersprechlich fest. Ebenso fest steht auf der anderen Seite das exegetisch Ungegründete, willkürlich Eintragende jenes patristisch-scholastischen Kunstgriffs, wonach „Bild Gottes" und „Aehnlichkeit (Gleichniß) Gottes" im Schöpfungsberichte etwas Verschiednes bezeichnen und jener Ausdruck das jetzt noch vorhandne natürliche Gottesbild, dieser das dem Menschen rasch wieder entzogene Gnadengeschenk der Gottebenbildlichkeit im höheren und engeren Sinne bezeichnen soll. Es heißt, die Gesetze des hebräischen Sprachgeistes gründlich verkennen, wenn man diese künstliche Unterscheidung von imago und similitudo Dei etwa aus Gen. 1, 26 begründen will. „zelem" und d'mut, parallelistisch nebeneinander gestellt, bedeuten ganz dasselbe, sie sind so wenig verschiednen Sinnes, als das im folgenden Verse zweimal unmittelbar hintereinandergesetzte zelem. Sollte d'mut „Gleichniß, Aehnlichkeit" etwa jene bald verlorene höhere Gottähnlichkeit bezeichnen: warum wird denn da in Kap. 5, 1—3, wo notorisch das noch vorhandene, natürliche Gottesbild in Rede steht, zuerst Adam als „im d'mut Gottes erschaffen", und alsdann sein Sohn Seth als „in seinem (Adams) d'mut und gemäß seinem zelem geboren" bezeichnet? Oder warum bedient sich zwar Paulus in jener vom jetzt noch vorhandnen Gottesbilde handelnden Korintherstelle (1 Kor. 11, 7) des Ausdruck's εἰκών = zelem, Jakobus dagegen an entsprechender Stelle vielmehr des Namens ὁμοίωσις = d'mut? Die exegetische Unhaltbarkeit jener Distinction könnte nicht schlagender dargethan werden, als durch diese wiederholte Vertauschung der beiden fraglichen Ausdrücke in späteren Stellen sowohl des Alten als des Neuen Testaments. Immerhin liegt darin eine gewisse Wahrheit der altkirchlichen und römischen Lehre von einer Entziehung der uranfänglich von uns besessenen similitudo Dei um der Sünde willen und von ihrer Wiedergewinnung durch die Heiligung in Christo,

daß allerdings ein Verlust der ursprünglich besessenen concentrirteren Gottbildlichkeit des Paradieses zugleich mit dem Verlorengehen des Paradieses selbst stattgefunden hat und daß nur eine in ihrer Energie und Lebensfülle wesentlich herabgeminderte Gottbildlichkeit, ein schwächerer Rest der uranfänglichen Glorie dem Menschen verblieben ist. Gegen die Annahme, daß das verloren gegangene Plus gottbildlicher Lebenskräfte nichts Natürliches, dem Menschen als solchem von Gott Anerschaffenes, sondern nur ein übernatürliches Gnadengeschenk, eine zu baldiger Wiederentziehung bestimmte Doxa jenseitigen Ursprungs gewesen sei, muß im Interesse eines gesunden Schriftverständnisses entschieden protestirt werden. Weder diese gekünstelte Hinaufrückung des Verlierbaren am paradiesischen Gottesbilde in ein mystisches Jenseits, noch die damit zusammenhängende, übrigens auch unabhängig von dem betreffenden scholastischen Dogma von Vielen versuchte und noch bei der Mehrzahl unserer Reformatoren eine Hauptrolle spielende Steigerung der leiblichen Vermögen und der Verstandeskräfte des noch nicht Gefallenen in's Wunderbare fußen auf ächtem Schriftgrunde. Was verloren ist vom Gottesbilde muß nothwendig analog gedacht werden dem, was davon noch vorhanden ist. Erscheint dermalen unser Denken und Erkennen auf organisch-natürlichen Grundlagen erwachsen und überall an gewisse Vorbedingungen geknüpft, so muß dieß auch vor dem Falle so gewesen sein; ist gegenwärtig der Inbegriff unsrer Leibes- und Seelenfunctionen ein dem Causalzusammenhange des irdischen Naturlebens unterworfener, so wird er das auch damals schon gewesen sein. Der Text der Paradiesesgeschichte deutet nichts davon an, daß es sich vor dem Sündenfalle wesentlich anders hiermit verhalten habe, als nach demselben. Eine viel reichere Fülle von äußeren Naturgütern als die nachmalige läßt er den noch ungefallenen Menschen freilich umgeben; aber davon daß Adam diesen Naturschätzen des Paradieses gegenüber eine etwaige höhere Wundermacht in physischer oder intellectueller Hinsicht bethätigt, steht nichts zu lesen. Seine Beziehungen zur Thierwelt, die ihm unterthan sein,

zur Pflanzenwelt, die seine Speise bilden soll, werden (Gen. 1, 28—30; vgl. 2, 15 ff.) wesentlich so geregelt, wie sie jetzt noch sind; etwas mystisch-Uebernatürliches spielt in diese Bestimmungen nicht hinein. Selbst ein Verbot thierischer Nahrung kann aus Gen. 1, 29, wo offenbar nur die hauptsächliche Nahrungsquelle für den Menschen namhaft gemacht ist, schwerlich herausgelesen werden. Auch das Namengeben der Thiere Gen. 2, 17 f. wird unverkennbar nicht als ein Beweis wunderhaft pozentirter Erkenntniß oder mehr als salomonischer Weisheit des ersten Menschen erzählt, sondern lediglich als eine Bethätigung von dessen Naturstellung zur Thierwelt. Und wenn Gott als den Paradiesesbewohnern Segenssprüche oder Gebote ertheilend und sonst nach menschlich-väterlicher Weise mit ihnen verkehrend dargestellt wird, so erscheint dieses gnadenvolle Gemeinschaftsleben des Schöpfers mit seinen Geschöpfen höchstens graduell, aber nicht specifisch verschieden von demjenigem der nachparadiesischen Patriarchenzeit. Die Form der Theophanie verbleibt auch noch für diese letztere die vorherrschende Offenbarungsweise der Gottheit; daß der Sündenfall eine gänzlich umgestaltende Einwirkung auf diesen Verkehr Gottes mit der noch kindlichen Menschheit geübt hätte, ist aus den biblischen Berichten nicht zu ersehen. — Mit Recht hat man gegen die überspannt supranaturalistische Fassung der Gottbildlichkeit, wie jenes scholastische Dogma vom bald wieder verlorenen Gnadengeschenke der similitudo Dei sie ausdrückt, auch Gen. 1, 31 geltend gemacht: „Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut". Eine sehr gute Beschaffenheit der ursprünglichen Menschennatur schloß die Nothwendigkeit irgendwelchen außerordentlichen Gnadengeschenks, als wodurch etwaige Mängel, Blößen oder Unvollkommenheiten jener Natur zuzudecken gewesen sein würden, selbstverständlich aus. Verschiedne ältere Dogmatiker des Protestantismus haben diese Unvereinbarkeit des Worts von der „sehr guten" Erschaffung aller Dinge mit dem römisch-scholastischen donum supernaturale ganz richtig betont, sind sich aber hierbei freilich nicht gehörig consequent geblieben, da sie sonst

auch die außerordentliche Naturbegabung Adams und seine wunderbar gesteigerte Intelligenz nicht lehren gedurft hätten. Ja Einige, wie Gerhard, Calov und Quenstedt haben das im Uebrigen verworfene „natürliche Gnadengeschenk" der römischen Scholastik wenigstens in Einem Punkte: als gratiosa trinitatis inhabitatio nemlich, für die Zeit vor dem Falle in Geltung belassen; ein Rückfall in jenen dem schlichten Schrifttexte Gewalt anthuenden Scholasticismus, welchen Andere wie Hollaz ꝛc. mit Recht gerügt haben.[1]) — Gegen die mystisch-magische Supranaturalisirungstendenz der hier in Rede stehenden Theorien überhaupt läßt auch noch der Schlußvers der Paradiesesgeschichte sich anführen: „Und sie waren beide nackt — —, und schämten sich nicht" (Gen. 2, 24). Im Sinne des biblischen Erzählers kann diese Hervorhebung der ursprünglichen Nacktheit der Menschen unmöglich etwas Anderes bezwecken, als eine Hinweisung auf die höchst einfachen und dennoch gottgemäßen, also „sehr guten" Naturverhältnisse, von welchen die Entwicklung unsres Geschlechts ihren Ausgang nahm. An höheres Wissen sammt wunderbaren Kräften, die dem Nackten etwa den Kleidergebrauch entbehrlich gemacht haben sollten, hat der Schreiber jener Worte jedenfalls ebensowenig gedacht, wie an ein unsichtbares Himmelskleid gnadenweise geschenkter Gottähnlichkeit, womit die angeblichen pura naturalia bis zum Eintritte des Sündenfalles etwa geheimnißvoll umflossen gewesen wären. Kindlich unschuldig, und dabei gleich entwicklungsfähig wie entwicklungsbedürftig, wird er unser Stammelternpaar gedacht haben: ein Mehreres läßt sich aus der betr. Schlußangabe seiner Schilderung nicht herauslesen.

VI. In der nachparadiesischen Entwicklung des ältesten Menschengeschlechts spielt den biblischen Berichten zufolge Beides ineinander: reichliche Nachwirkungen und Ueberreste der verlorenen gottbildlichen Integrität, und die Anfänge einer mühsam zu neuer Höhe emporklimmenden Ent-

[1]) Vgl. überhaupt H. Schmid, Die Dogmatik der evang.-luth. Kirche, 6. Aufl. S. 165.

wicklung des in Schuld und Elend gefallenen Menschen. Mit anderen Worten: der Fall trat nicht in jäher Plötzlichkeit ein; die paradiesische Gottbildlichkeit wurde dem Menschengeschlechte nicht mit Einem Male in ihrer Totalität entzogen. Wäre das Letztere geschehen: die Menschheit hätte sich nie wieder von ihrem Falle erheben gekonnt; die furchtbare Wucht des Falles würde sie der Möglichkeit einer Rückkehr zur Gottgemeinschaft und Gottähnlichkeit für immer beraubt haben. Verbannung in die Tiefen ewiger Gottentfremdung würde ihr Loos gewesen, es würde ihr ergangen sein wie der aus ihrer ursprünglichen Herrschaft entfallenen bösen Engelwelt. — Mit solcher oder ähnlicher Betrachtung mag man den nur allmählig und stufenweise eingetretenen Verlust des göttlichen Ebenbildes geschichtlich zu begreifen und in seiner Nothwendigkeit darzuthun suchen. Speculationen dieser Art, deren stets nur hypothetischer Charakter selbstverständlich ist, haben in dogmatischen oder religionsphilosophischen Systemen ihr gutes Recht. Was uns am gegenwärtigen Orte allein obliegt, ist der Nachweis, daß die h. Schrift thatsächlich die Allmähligkeit des betr. Entkleidungs- oder Entäußerungsprocesses lehrt, daß das langsame Verlorengehen und Erbleichen der einstigen Paradiesesglorie und das Von vorn anfangen und Sich wieder emporringen des gefallenen Geschlechts laut ihrer Darstellung in einander verflochten vor sich giengen. Dieser Nachweis läßt sich auf befriedigende Weise erbringen.

Was vor allem in den biblisch-urgeschichtlichen Berichten klar hervortritt, ist das allmählige Sinken der dem Paradiese entstammenden menschlichen Urkraft und Lebens-Integrität in Hinsicht auf die erreichte Lebensdauer. Die an den Genuß der verbotenen Paradiesesfrucht geknüpfte göttliche Drohung: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben", tritt, nachdem das betr. Verbot übertreten und die Paradiesesunschuld verloren ist, bei dem Stammelternpaare sowohl wie bei sämmtlichen Nachkommen in Kraft; aber sie tritt — wenigstens im Geschlechte der an der Ge-

meinschaft mit dem göttlichen Schöpfer relativ Festhaltenden — nur allmählig in Kraft; das „Rad des Lebens" (Jak. 3, 6) dreht sich für die nächsten Generationen nach der Paradieseszeit noch langsam, erreichte die gegenwärtige sausende, Rad und Wagen in Flammen setzende Umdrehungsgeschwindigkeit erst nach und nach im Laufe der Jahrtausende. Zwischen Adam und Noah, während eines mindestens anderthalbtausendjährigen Zeitraums, bleibt die durchschnittliche Lebensdauer der vor Gott wandelnden Frommen noch zwischen 1000 und 700 Jahren stehen. Es sind im Einzelnen die Zahlen 930, 912, 905, 910, 895, 962, 365, 969, 777 und 950, welche die Lebensalter der zehn Erzväter dieser Periode bezeichnen, wobei die Eine Ausnahme vom Oscilliren zwischen 700 und 1000 Jahren diejenige des überhaupt nicht gestorbenen, sondern zu Gott hinaufgenommenen Henoch ist. Von Noah bis auf Abraham, während eines nur nach halbtausendjährigen Zeitraums, halten sich die höchsten Lebensalter der noachidischen Erzväter noch zwischen 600 und 175 Jahren, und zwar mittelst eines ziemlich stetigen Herabsinkens, wie das die Reihe 600 (Sem), 438, 433, 464, 239, 239, 230, 148, 205, 175 im Einzelnen zeigt; die Eine Ausnahme ist hier diejenige Nahors, des Vaters Tharahs, der es nur bis zu 148 Jahren brachte, also sowohl hinter seinem noch über 2 Jahrhunderte alt gewordnen Sohne, wie hinter seinem wenigstens zu 1¾ Jahrhunderten gelangten Enkel zurückblieb. Eine dritte und letzte Stufe des Herabsinkens bezeichnet das israelitische Patriarchenzeitalter, die etwa ein halbes Jahrtausend umfassende Periode von Abraham bis auf Mosen. Bei ihrem Beginn steht die Altersgrenze, wie Isaaks um fünf Jahre höher als die seines Vaters Abraham gekommene Lebensdauer zeigt, noch auf 180 Jahren; bei ihrem Schlusse ist sie nahezu beim einfachen Jahrhundert angelangt, wie die stetig absteigende Zahlenreihe: 147 (Jakob), 137 (Ismael, Levi und Amram), 133 (Kahath), 123 (Aaron), 120 (Mose), 110 (Joseph) darthut.[1])

[1]) Als Belegstellen für diese Angaben vergleiche man: 1 Mos. 25, 7 (Abraham); 35, 28 (Isaak); 47, 28 (Jakob); 25, 17 (Ismael); 2 Mos. 6,

Es folgt hierauf, zusammenfallend mit der heilsgeschichtlichen Entwicklung seit Ertheilung des Gesetzes, die Lebensordnung der Gegenwart, mit dem Jahrhundert als höchst selten überschrittener äußerster Grenze, sowie mit 70—80 Jahren als günstigsten Normaldauern des menschlichen Individuallebens (Ps. 90, 10). — Die Bestimmtheit des in diesen Ziffern sich ausprägenden Gesetzes einer allmähligen Degradation, Abschwächung oder Herabminderung der ursprünglich unsrem Geschlechte verliehen gewesenen Lebenskraft läßt nichts zu wünschen übrig. Wollte man vielleicht bezweifeln, ob das stufenmäßige Geringerwerden der Lebensdauern wirklich einen Bestandtheil des Pragmatismus der biblischen Urgeschichte bilde und als ein dem Gange der Heilsgeschichte inhärirendes Gesetz gedacht sei, so genügt es, sich Jakobs Ausspruch an Pharao zu vergegenwärtigen: „Die Zeit meiner Wallfahrt ist 130 Jahre; wenig und böse ist die Zeit meines Lebens, und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt" (1 Mos. 47, 9). Unsicher ists, ob vielleicht auch schon das Wort des über die Frevel der vorsintfluthlichen Menschen zürnenden Gottes in 1 Mos. 6, 3 mit seiner Erwähnung einer 120jährigen Zeitdauer als directes Zeugniß für ein nach bestimmten Gesetzen stattfindendes allmähliges Sinken der Lebensalter aufzufassen ist. Wäre dieser Ausspruch etwa (mit Gesenius, Ewald, Baumgarten, auch Tuch &c.) zu übersetzen: „Nicht soll auf immer erniedrigt sein mein Geist im Menschen, dieweil dieser Fleisch ist: und es sollen (fortan) seine Tage sein 120 Jahre!", oder auch mit Knobel: „Nicht soll herrschen mein Geist im Menschen für ewig; (sondern) dieweil auch er Fleisch, so sollen seine Tage 120 Jahre sein", — so würde allerdings ein sehr bestimmter und nachdrücklicher göttlicher Urtheilsspruch im Sinne

16—20 (Levi, Kahath und Amram); 4 Mos. 33, 39 (Aaron); 5 Mos. 34, 7 (Mose); 1 Mos. 50, 26 (Joseph). Die Belegstellen für die vorhergehenden Zahlenreihen entnehme man einfach aus Kap. 5 u. 11 der Genesis. — Ueber eine merkwürdige, von Trebell. Pollio aufbewahrte jüdische Sage, welche Mosen nicht 120, sondern 125 Jahre alt werden läßt, s. unten Nr. IX, 1.

jenes durch die sündige Corruption bedingten Degradationsgesetzes in der Stelle enthalten sein. Allein gegen diese neuere Deutung, als deren theilweise Vorgänger im Alterthum Philo und Josephus aufgeführt werden können, sprechen verschiedne Gründe, vor allem der eigenthümliche Zeitpunkt des Ausspruches. Als strafende Lebensverkürzungs-Sentenz würde derselbe entweder unmittelbar vor der Fluth, oder auch gleich nach derselben am Platze gewesen sein, vorausgesetzt daß wirklich alsbald nach der Fluth 120 Jahre Lebenszeit als menschliche Altersgrenze festgesetzt worden wäre. Allein abgesehen davon, daß eine so weit gehende Herabsetzung ja erst reichlich ein Jahrtausend nach der Fluth in Kraft trat, fällt auch der Ausspruch laut 1 Mos 5, 32 (wo Noahs Alter um den Zeitpunkt seines Ergehens auf erst 500 Jahre bestimmt wird, während die Sintfluth erst in dessen 600. Jahre sich ereignete) ungefähr ein Jahrhundert vor den Eintritt des Fluthgerichts. Deßhalb bleibt — wie auch immer die schwierige erste Hälfte des Verses zu erklären sein möge, ob von einem „Richten", oder „Herrschen", oder „Wohnen" des göttlichen Geistes im Menschen — für die Schlußworte immerhin die von Luther nach dem Vorgange des chaldäischen Paraphrasen und andrer alter Uebersetzer erwählte Deutung die besser gesicherte: „Ich will ihnen noch geben 120 Jahre", bis zur Fluth nemlich. Das Wort scheint eher Ankündigung einer letzten Gnadenfrist zu sein, als degradirender Richterspruch.[1]) Wäre es aber auch im letzteren Sinne zu fassen: man bedürfte seiner nicht einmal zur Feststellung des heilsgeschichtlichen Gesetzes eines langsamen Sichverminderns der menschlichen Lebensjahre in Folge der zunehmenden Corruption; die obige Zahlenzusammenstellung in Verbindung mit der Klage des gealterten Jakob ergibt einen vollständig ausreichenden Schriftbeweis für dessen thatsächliches Bestehen.

---

[1]) Siehe namentlich Delitzsch z. d. St., dem Keil, J. P. Lange, Tiele, Bibl. Chronologie, 1839), A. Köhler (Bibl. Geschichte I, 56 f.), überhaupt die meisten positiven Exegeten neuerer Zeit zustimmen; vgl. jedoch auch Rosenmüller z. d St.

Als wichtiges degradationistisches Moment muß neben dieser Lebensalter-Abnahme, und zwar als mit ihr eng verflochten und ihr stetes Fortschreiten bedingend, das allmählige Versinken der Menschheit in rohes Lasterleben und in Götzendienst wahrgenommen werden. Für die vorsintfluthliche Periode stellt das Alte Testament diesen Verschlechterungsproceß weniger noch als religiösen, denn als ethischen dar; doch trägt das wilde Naturleben der Nachkommen Kains — man denke an Lamech, den Begründer polygamischer Sitten und blutiger Kriegführung — mehr oder weniger auch schon den Charakter eigentlichen Naturdienstes. Und vollends in den Ehen der Gottessöhne mit den Menschentöchtern 1 Mos. 6, 1—4 tritt götzendienerisches Treiben mit seinen greuelvollen Früchten offen zu Tage. Bestimmter lassen alsdann der Thurmbau zu Babel und die Völkerzerstreuung, sowie das Scheiden Abrahams aus dem Kreise der Nahoriden in Haran das Umsichgreifen der Götzendienerei erkennen — wiewohl noch mit Abraham auch nicht-götzendienerische Stämme, repräsentirt durch Melchisedek, den königlichen Priester des höchsten Gottes zu Salem, in Kanaan zusammen wohnten (1 Mos. 14). Von der genannten mesopotamischen Familie aus dringt das Uebel der Hausgötzen-Anbetung bis in Jakobs erzväterliche Zeit ein (1 Mos. 31, 19 ff.); der Sohn eben der Lieblingsgattin, die sich und ihn mit dieser Schuld befleckte, heirathet nachmals eines ägyptischen Priesters Tochter (1 Mos. 41, 45); das aus Aegypten nach Kanaan zurückkehrende Gottesvolk erscheint von götzendienerischen Gelüsten so ganz erfüllt und vergiftet, daß Mosis gesammtes Wirken als ein anhaltender Kampf mit diesem Heidenthum in Herzen und Leben seines Volkes verlaufen muß (vgl. Am. 5, 25; Apg. 7, 35—43) und Josuas Testament die Perspective auf noch viele Jahrhunderte lang währende innere Kämpfe ähnlicher Art eröffnet, Jos. 24. Das Neue Testament hat die äußeren Umrisse dieses Fortschreitens in der Richtung auf immer ärgere götzendienerische Entartung zu mehreren Malen auf lehrreiche Weise gezeichnet, besonders Apg. 7; auch Hebr. 11,

8 ff. Vornehmlich aber hat dasselbe, im 1. Kapitel des Römerbriefs (V. 18—32), vom Entstehungsprocesse des Götzendiensts nach seiner inneren Seite und nach seinem Zusammenhange mit den vielfältigen, von Geschlecht zu Geschlecht sich steigernden zuerst natürlichen, dann immer unnatürlicheren Lastern des Heidenthums ein ebenso lebensgetreues als erschütterndes Bild entworfen.

Diesen biblischen Gemälden von der absteigenden Entwicklung der ältesten Menschheit in biologischer wie in religiös-ethischer Hinsicht erscheinen aber zugleich bedeutsame Züge einverleibt, welche ein Aufwärtssteigen ebenderselben zu allmähliger Erfüllung ihrer Culturaufgaben trotz eingerissener sittlicher Corruption andeuten. Denn darin bleibt ja der Mensch Gottes Bild, trotz sündiger Abirrung von seinen Wegen, daß er sich als Beherrscher der irdischen Natur und ihrer Kräfte je mehr und mehr geltend macht; das „Bauen und Bewahren" bleibt seine Aufgabe, auch wenn sie in hartem Ringen mit dem rauhen Gestein und Gestrüpp dorn- und distelbewachsener Aecker, statt getragen vom milden Himmelssegen des Paradieses vorwärtsschreiten muß. Die h. Schrift hat diesen äußeren Culturfortschritten der nachparadiesischen Menschheitsgeschichte zwar keine hervorragende, aber immerhin doch einige Aufmerksamkeit gewidmet. Ein frühester Anfang dessen, was die zur Zeit ihres Falles noch nackte Menschheit an solchen Fortschritten zu erlernen hat, die Bekleidung mit Thierfellen, wird als noch in die Paradieseszeit selbst zurückreichend dargestellt (1 Mos. 3, 22). Sofort nach dem Verluste der seligen Wohnstätte der Urzeit treten bei Kain und Abel die beiden Grundformen natürlicher Lebensökonomie: Ackerbau und Viehzucht, nebeneinander hervor (1 Mos. 4, 2). Der diesen beiden gemäß moderner culturgeschichtlicher Speculation gern zugesellten und für ihre naturgemäße Grundlage und Vorgängerin erklärten Jägerei geschieht erst an viel späterer Stelle Erwähnung, und zwar keineswegs so, daß dieselbe als zu den primitiven und vor allen nothwendigen Grundäußerungen des Culturlebens gehörig dargestellt würde (1 Mos. 10, 8 f.). Wie denn hiemit die neueste

anthropologische Forschung auf merkwürdige Weise übereinkommt, sofern sie die Annahme, als ob aus wilden Jagdvölkern von selbst, d. h. ohne die civilisirende Beihilfe höherstehender Völker, jemals seßhafte Ackerbautreiber oder auch friedliche Nomaden geworden seien, mehr und mehr als irrthümlich und durch keinerlei geschichtliches Beispiel bezeugt erkennt.[1]) — Was von ferneren civilisatorischen Fortschritten der Menschheit in der mosaischen Urgeschichte angedeutet wird, hält sich zunächst für das vorsintfluthliche Zeitalter überwiegend innerhalb des Bereichs jener frühzeitig zu gottlosem Treiben entarteten Kainiten, deren Genealogie das 4. Kapitel der Genesis bietet. Gerade diesem vornoachischen Ur-Heidenthum werden mehrere vorzugsweise wichtige Errungenschaften des ältesten culturellen Strebens zugeschrieben. Kain sammt seinem Sohne Hanoch erscheint als ältester Städteerbauer, Lamech als Erfinder des Waffenhandwerks und Kriegsrechts in seinen frühesten rohen Anfängen. Von Lamechs Söhnen wird Jabal als Urheber des nomadischen Zelt- und Wanderlebens genannt, Jubal als Erfinder der ältesten Musikinstrumente, Thubalkain als „Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk", d. h. als Erfinder der Metallgeräthe und des Schmiedehandwerks. Treten als Objecte dieser vom Lamech-Sohne erfundenen Schmiedekunst bedeutsamerweise schon beide Hauptwerkmetalle: Erz und Eisen nebeneinander, nicht etwa (gemäß neueren archäologischen Phantasieen) zuerst bloß das Erstere, hervor:[2]) so scheint im Namen, der Schwester dieses biblischen Vulkanus: Naama, „die Liebliche", eine Hinweisung auf die frühzeitige Verwerthung der metallbereitenden Kunst zur Bereitung auch zierlicher Schmucksachen zur Hebung menschlicher Schönheit zu liegen (vgl.

[1]) Ueber die ethnologische Unbeweisbarkeit der herkömmlich angenommenen Entwicklungsreihe: Jäger, Hirten, Ackerbauer s. unten, am Schlusse des die sprach- religions- und culturgeschichtlichen Instanzen behandelnden Abschnitts.

[2]) Wegen der Unhaltbarkeit der fast ein Menschenalter hindurch verbreitet gewesenen Stein-, Bronze- und Eisentheorie s. die unten, im vorletzten Abschnitte folgenden Mittheilungen.

überhaupt 1 Mos. 4, 17—22). — Die Durchsichtigkeit der hebräischen Namenbildungen reizt dazu, auch in der sethitischen Patriarchenreihe etwelche derartige Anspielungen auf Culturanfänge und -Fortschritte zu muthmaaßen; wie es denn geradezu versucht worden ist, mittelst solcher etymologischer Deutungen in den Erzvätern zwischen Seth und Noah bedeutungsvolle Embleme culturgeschichtlicher Entwicklungsmomente nachzuweisen.[1]) Wissenschaftlich undurchführbar, wie dieser Versuch jedenfalls ist, schließt er doch wohl einzelne Wahrheitsmomente in sich; es kann immerhin als bedeutsam gelten, daß der Name Kenan's (Gen. 5, 9) s. v. a. „Handel, Erwerb" besagt, oder daß Thubalkains sethitischer Zeitgenosse, der Längstlebende aller Makrobier, Metuschelach, d. i. „Mann des Geschosses" heißt (5, 21). Auf jeden Fall tritt, als Resultat der sethitisch-erzväterlichen Entwicklung, statt etwaiger Unwissenheit und roher Barbarei im Archenbaue Noahs ein nicht unbeträchtliches Fortgeschrittensein in kunstvollen technischen Verrichtungen zu Tage (6, 14 ff.). Und alsbald nach der Fluth gesellt sich eine Reihe weiterer cultureller Fortschritte hinzu, anhebend mit Noahs Pflanzung und Pflege des Weinstocks (9, 20) und besonders im Kreise der hamitischen Völker ausgedehnte und vielseitig bedeutsame Erfolge erzielend (1 Mos. 10, 8—12). Wie denn auch schon das große Unternehmen des Thurmbaus in der Ebene Sinear hauptsächlich auf Rechnung von Angehörigen dieses Menschheitsastes gekommen sein dürfte (1 Mos. 11, 1—9).

Es unterliegt nach dem Allem keinem Zweifel, daß die Bibel beiderlei Vorstellungsweisen zugleich begünstigt, die degradationistische und die progressistische. Sie lehrt außer dem langsamen Herabsinken in physisch-sittlicher Hinsicht auch ein langsames Aufsteigen in ökonomischer und gewerblicher Hinsicht. Entdeckungen der modernen

[1]) So beispielsweise **Böttcher**, De inferis etc. (Dresden 1846), § 245, und **Ewald**, in 23. I seiner Geschichte Israels. Vgl. dagegen **Delitzsch**, Genesis, 4. A., S. 184.

historisch-anthropologischen Forschung wie die, daß eine Steinzeit der Epoche der Metallverarbeitung überall vorausgegangen, oder auch wie die jüngst von einem Vertreter jener Wissenschaft als besonders brillante und einleuchtende Ergebnisse derselben gerühmten: „daß das Musik-Instrument aus der schwirrenden Saite entstanden ist, die den Pfeil abschoß, und daß ein durchbohrter Röhrenknochen die erste Flöte war",[1]) sind dem, was die Bibel von den Anfängen menschlichen Culturlebens lehrt, keineswegs principiell entgegen. Ja Manches von dem in ihr über solche Dinge Ueberlieferten nimmt sich innerlich glaubwürdiger und gesünder aus, als gewisse traditionelle Lieblingsannahmen moderner Archäologen, z. B. als jene Bronze- und Eisenalter-Speculationen der skandinavischen Forscher, deren Einflusse erst neuestens die deutsche Wissenschaft sich zu entwinden begonnen hat. — Immerhin finden sich der Erinnerungen an diese urgeschichtlichen Momente verhältnißmäßig nur wenige in das biblische Gemälde von den Anfängen menschlicher Geschichte mit aufgenommen. Die Rückschau auf den verlornen Unschuldsstand überwiegt naturgemäß das Interesse an der vorwärts strebenden Entwicklung auf den äußeren Lebensgebieten; die h. Schrift ist Urkunde nicht der allgemeinen Culturgeschichte, sondern der religiösen Offenbarungsgeschichte.

Kann aber dieses so stark in ihr vorwaltende degradationistische Element vor den Enthüllungen der neueren Wissenschaft bestehen? Sind wir angesichts der Fülle von steinernen und versteinerten, von ehernen, eisernen, thönernen, hölzernen Belegen für die ausschließliche Herrschaft evolutionistischer Lebensgesetze in der Urzeit, welche unsre Archäologen und Ethnologen vor uns ausbreiten, genöthigt, unsren Glauben an eine untergegangene Paradiesesglorie und an einen noch lange sichtbar gewesenen patriarchalischen Nachglanz derselben als einen schönen Jugendtraum preiszugeben? Müssen wir uns, gezwungen durch jene Evidenzen, zur Mythen-

[1]) Schaaffhausen, in s. Eröffnungsrede bei der Kieler Anthropologen-Versammlung. 1878 (s. die Verh., herausg. von J. Ranke, S. 86).

theorie bekehren? — Bevor wir zur unmittelbaren Untersuchung dieser Frage übergehen, muß das im vorigen Abschnitte begonnene Verhör außerbiblischer Zeugen über den Gegenstand fortgeführt und beendigt werden. Den Zeugen kirchlichen Standpunkts, deren Aussagen sich im Allgemeinen wie ein phantasievoll erweitertes, hie und da auch ins Crasse und Grelle verzerrtes Abbild des biblischen Urbildes ausnahmen, haben zunächst die aus dem älteren und neueren Heidenthum zu folgen. Die biblische Ueberlieferung vom Urstand, die man uns jetzt vielfach zum Mythus zu degradiren räth, ist mit den ebendarauf bezüglichen Ueberlieferungen, deren Mythencharakter allgemein zugestanden wird, näher zu vergleichen.

III.

Die Traditionen des Heidenthums.

Die Gesammtheit der den biblisch-urgeschichtlichen Ueberlieferungen zur Seite gehenden mythischen Parallelberichte des älteren und neueren Heidenthums kann hier nicht behandelt werden. Wollten wir so weit greifen, wir würden unsre Darstellung unnöthigerweise belasten und den Hauptpunkt, um den es sich handelt, vielmehr verdunkeln, statt helleres Licht über ihn zu verbreiten. Die mythischen Traditionen betreffend die Weltschöpfung, den Sündenfall, die Sintfluth und den Thurmbau sind zwar von mittelbarem Belang für unsre Frage, sofern sie im Allgemeinen ein gewisses Zeugniß für die Ursprünglichkeit der biblischen Berichte und für eine Ureinheit des Menschengeschlechts ablegen. Wichtiger indessen für unsre Aufgabe sind die auf den paradiesischen Unschuldsstand, die absteigende Stufenreihe der Weltalter mit ihren allmählig sich verkürzenden Lebensdauern, sowie die in diesen Degradationsproceß verflochtenen frühesten Culturfortschritte im Bereiche der Erfindungen und Künste bezüglichen heidnischen Sagen. Wir folgen bei ihrer Aufzählung einem geographischen Eintheilungsprincip, anhebend mit dem fernen Osten und schließend mit der hellenisch-römischen Culturwelt und dem auf sie gefolgten neueren europäischen Völkerleben. Den sehr verschiednen Werth der einzelnen Ueberlieferungen, ihr bald hoch hinaufreichendes, bald ziemlich junges Alter geben wir von vornherein zu. Wir glauben aber trotz dieser theilweisen kritischen Anfechtbarkeit des zusammenzustellenden Materials eine Unabhängigkeit

desselben in seinem größeren Theile von den heil. Schriften der Juden und Christen behaupten zu dürfen, da die Annahme eines Entlehntseins aus diesen in den meisten Fällen an weit größeren Schwierigkeiten leidet, als die Voraussetzung des Gegentheils.

Alte Sagen der Chinesen reden von einem Urzustande der „großen Einigkeit," wo der Mensch noch mitten unter den Thieren wohnte, auf einer Erde, die Alles von selbst wachsen, alle Früchte von selbst dem Boden entkeimen ließ; wo man „die Tugend übte ohne Hilfe der Wissenschaft und in Unschuld lebte, ohne die Reizungen des Fleisches zu fühlen". Erst „die unmäßige Begier nach Wissenschaft hat (nach Hoai-man-tse) den Menschen in's Verderben gestürzt". „Nachdem der Mensch verderbt worden", sagt Lo-pi, „führten die wilden Thiere, die Vögel, die Insecten und Schlangen Krieg mit ihm; kaum hatte er die Wissenschaft erlangt, als alle Geschöpfe ihm feind wurden; in wenigen Stunden veränderte sich der Himmel, und der Mensch war nicht mehr derselbe". Eine andre Version der Sage läßt Fo-hi (Pao-hi), den ersten Menschen, durch einen der Tiefe entstiegenen Drachen in die „Wissenschaft des In und Yang," d. h. ins Geheimniß der Männlichkeit und Weiblichkeit eingeweiht und so zu Fall gebracht werden[1]). Die Tradition über die von diesem Urmenschen Fo-hi oder Pao-hi bis auf Yao, den chinesischen Noah oder Sintfluth-Ableiter, sich gefolgten Urkaiser oder Heroen erinnert theils an die sethitische Patriarchenreihe in Gen. 5, theils und mehr noch an die kainitische bis auf Lamech; dieß besonders durch die mancherlei Fortschritte in Erfindungen und Künste,

[1]) Wir folgen hier, natürlich mit aller Reserve, der Darstellung H. Lüken's (Die Traditionen des Menschengeschlechts ꝛc., 2. Aufl., 1869) S. 96 ff., der sich seinerseits hauptsächlich auf T. I der Mémoires concernant les Chinois stützt. — Wir halten das Lükensche Werk sammt manchen ähnlichen Versuchen (z. B. Stiefelhagen, Theologie des Heidenthums, 1858; E. L. Fischer, „Heidenthum und Offenbarung" (s. u.), Lipschütz, De communi hum. gen. origine, 1864, ꝛc., für dankenswerthe Vorarbeiten zur Apologetik, verlangen aber natürlich strenge Prüfung ihrer Angaben am Lichte der beständig fortschreitenden religionsgeschichtlichen Forschung.

welche sie durch diese Heroen bewirkt werden läßt. Schon Pao-hi selbst soll einiges Wichtige, nemlich die Buchstaben (die „Figuren des Y-king") und den Fischfang erfunden haben. Sein Nachfolger Schin-ming (oder Schin-mung), d. h. der Ackermann, soll Ackerbau, Handel und Märkte erfunden haben; deßgleichen soll er, der chinesische Zeitgenosse oder Doppelgänger Kains und Abels, zuerst Opfer dargebracht haben, bis der böse Riese Tschi-Yu ihn tödtete. Dieses böse Ungeheuer Tschi-Yu (oder Tschi-Yeu) besiegte und tödtete dann Hoang-ti, der dritte Urkaiser, eine besonders wichtige Figur der mythischen Urgeschichte China's. Als Städte- und Paläste-Erbauer entspricht derselbe merkwürdig dem Kainiten Hanoch, als auf leuchtender Wolke gen Himmel hinaufgenommener aber gleichzeitig dem sethitischen Henoch. Eine Sage läßt bereits unter ihm, durch Ling-lün, die Musik erfunden und in ihren Grundgesetzen ausgebildet werden, während eine andre Ueberlieferung erst den fünften Urkaiser Schum-hio als Erfinder der Musik sowie auch der Himmelskunde nennt. Zwischen diesem fünften Kaiser und Hoang-ti soll Schao-hao oder Kiven-hao regiert haben, der chinesische Thubalkain, Erfinder der Metallwerkzeuge, aber angeblich auch böser Zauberkünste und das Dämonencultus. Vom sechsten Kaiser Ti-ku heißt es, er habe zuerst zwei Weiber genommen, vgl. den biblischen Lamech. Der Dritte seiner drei Söhne Ki, Si und Jao, ist der chinesische Sinfluthpatriarch, zugleich aber auch der Vervollkommner der astronomischen Forschung; während seiner angeblich 100jährigen Regierung soll der erste Komet in China genauer beobachtet worden sein[1]). — Die hie und da gemachten Versuche, diese ältesten chinesischen Heroen vom ersten Menschen bis zur Fluth genau auf eine Zehnzahl zu bringen,[2]) erscheinen gekünstelt und entsprechen der Mehrzahl der alten Berichte nicht. Auch darin besteht keine Concordanz zwischen

[1]) Mädler, Geschichte der Himmelskunde I, 3 ff. Vgl. im Uebrigen Ebrard, Apologetik, II, 288 f., sowie Lüken, S. 155—158 (woselbst auch einige Quellenangaben).

[2]) So u. a. Lüken a. a. O., S. 157.

der chinesischen und der biblischen Patriarchengeschichte, daß die erstere von so hohen Lebensaltern ihrer Helden wie die der biblischen Makrobier nichts meldet. Kainitische und sethitische Reminiscenzen scheinen in ihr ineinander zu spielen; dabei kehrt sich, bezeichnend für den werkheiligen und industriellen Nationalgeist des Chinesenthums, das Interesse ihrer Erzähler weit mehr der aufsteigenden Culturentwicklung zu, als der absteigenden Entwicklung in ethischer Hinsicht.

Die mongolischen und japanesischen Urgeschichtssagen mit ihren wild-naturalistischen Phantasien, worin die Himmelskörper Sonne und Mond sowie die vier oder fünf Elemente eine Hauptrolle spielen, bieten geringere Anklänge an die heil. Schrift dar. Immerhin ist es bemerkenswerth, daß die Kalmücken vier Weltalter annehmen, das erste mit 80000jähriger Lebensdauer der in ihm lebenden und mit besonderer Heiligkeit begabten Menschen, jedes folgende dann kürzer, schlechter und mit geringeren Lebensaltern. Deßgleichen erscheint bei den Japanesen es als eine Berührung mit der biblischen Weltalterfolge, daß eine Reihe von sechs Geistern gelehrt wird, die im Processe des Weltwerdens (jeder 1—200 000 Millionen Jahre lang!) nacheinander geherrscht haben sollen, nemlich zuerst ein erhabener Himmelsgeist, der „Verehrungswürdige des ewigen Reichs," nach ihm dann ein Wassergeist, dann ein Feuergeist, hierauf ein Holzgeist, ein Metallgeist und ein Erdgeist, wonach dann Isa-ma-gi gekommen sei, der Schöpfer der gegenwärtigen Welt mit den japanischen Inseln und mit Sonne und Mond als ihren Beherrschern[1]). — Vier Weltalter oder „Sonnen", den vier Elementen entsprechend, sollen die alten Mexikaner gelehrt haben. Ihr großes Weltjahr, nach Humboldts Berechnung 18,028 Jahre betragend, nach Andern freilich kürzer, zerfiel in die vier Zeitalter: Sonne des Wassers, bis zur Sintfluth; Sonne der Erde, bis zu einem großen, die alten Riesen vertilgenden Erdbeben; Sonne der Luft, bis zu einem das Menschengeschlecht hinwegfegenden ungeheuren

[1]) Ebrard II, 294.

Sturme; Sonne des Feuers, mit dem einstigen Weltbrande endigend. Ob die theilweisen Anklänge an jene ostasiatischen Kosmogonien zu Gunsten des von Manchen behaupteten buddhistischen Ursprungs der mexikanischen Religion und Cultur verwerthet werden dürfen, lassen wir dahin gestellt.[1])

Zur mongolischen Völkerschicht ist auch jener merkwürdige hinterindische Stamm der Karenen zu rechnen, dessen Sagen über Welt- und Menschenschöpfung, Sündenfall, Fluth und Völkerzerstreuung durch ihr auffallend genaues Zusammenstimmen mit den biblischen Urüberlieferungen das gerechte Erstaunen der evangelischen Missionare erregten, welche in unsrem Jahrhundert sie zuerst kennen lernten. Die Uebereinstimmung erstreckt sich hier bis zur Bezeichnung Gottes mit dem Namen Y'wah, bis zur Bildung des Weibes aus der Rippe des ersten Mannes, der genauesten Wiedergabe fast aller einzelnen Umstände der Verführung zuerst des Weibs, dann des Mannes zum Essen der verbotenen Frucht, der Darstellung einer neuen dämonischen Massenverführung der Menschheit (vgl. Gen. 6, 2—4) als Ursache des Sintfluthgerichts, u. s. f. Da die betr. Sagen nur mündlich überliefert sind, so muß ihr jüngerer Ursprung fast als gewiß gelten. Die Annahme ihres Herrührens von jüdischen Einflüssen leidet allerdings an der Schwierigkeit, daß keinerlei Reste israelitischer Ceremonien, wie Beschneidung &c. bei dem Volke vorhanden sind; sie darf auch keinenfalls bis dahin ausgedehnt werden, daß man etwa die verlornen zehn Stämme hier, im Irawady-Stromgebiete wiederzufinden meinte. Doch steht der Annahme eines späteren Gelangens jüdischer oder auch christlicher Traditionen zum Karenenvolke nichts Triftiges im Wege.

Aehnlich wie über diese nur mündlich überlieferten religiösen Sagen der Karenen dürfte über die der malaio-polynesischen Stämme zu urtheilen sein. Aus dem wilden Gewirr und Gewimmel

[1]) Ebr. II, 480, tritt entschieden für diese buddhistische Herkunft der betr. Sagen ein — Anders Müller, Amerik. Urreligionen. S. 509 ff., sowie Lüken, 284 f.

dieser oceanischen Sagen mit ihrer die Momente der Schöpfung, Sintfluth und frühesten Culturentwicklung unklar ineinander wirrenden Tendenz mag, außer jenem merkwürdigen Seitenstück zur Erzählung von Kains Brudermord, welches eine von Wilhelm v. Humboldt mitgetheilte Sage der Tonga-Insulaner darbietet, noch eine zur Zeit ihrer Entdeckung angeblich auf zahlreichen Südseeinseln verbreitete Ueberlieferung betreffs eines allmählichen Kürzerwerdens der menschlichen Lebensalter um der zunehmenden Sünde willen hervorgehoben werden. „Sie meinen", berichtete darüber ein Forscher aus dem Anfang unsres Jahrhunderts,[1]) das Alter der Menschen sei nicht stets dasselbe gewesen wie jetzt und werde auch nicht stets dasselbe bleiben, sondern es werde je nach Tugend und Verdiensten der Menschen verlängert oder verkürzt. Sie sagen, gemäß dieser Theorie, das Leben des ersten Menschen habe sich noch bis zu fast unermeßlicher Länge erstreckt, seine Kinder und Enkelkinder aber hätten langsam und allmählich immer kürzere Lebensdauern erhalten, in dem Maaße als sie immer weniger tugendhaft wurden" ꝛc.

An der Spitze der hieher gehörigen Sagen der alten **Indier** steht, was über den mitten im Weltmeere stehenden und in den Himmel hineinragenden Götterberg Meru, den Sitz Wischnu's oder das Paradies erzählt wird. Auf ihm wächst der den Trank der Unsterblichkeit spendende Lebensbaum Soma (oder mehrere solcher ewig blühender Lebensbäume); tief unter ihm aber, in der Unterwelt, ruht die Weltschlange. In den den Kampf dieser Weltschlange mit dem hehren Lichtgotte Indra betreffenden Sagen erscheint die Reminiscenz an den Sündenfall und den Verlust des Paradieses stark getrübt und in's phantastisch-Unklare verzerrt. Dagegen erscheinen an die nachparadiesischen Stadien der Urgeschichte einige deutlichere Erinnerungen bewahrt. Die Sage von der Aufeinanderfolge der

[1]) **Faber**, Horae Mosaicae, or adissertation on the credibility and theology of the Pentateuch (2. Edition, Lond. 1818), vgl. I, p. 92. — Vgl. was die Karenen betrifft: **Eppler**, Die Karenen und ihre Bekehrung zum Christenth., — Allgem. Missions-Zeitschrift, 1879, S. 57 ff.

Weltalter kehrt hier in verschiednen Abwandlungen wieder. Schon zu Alexanders des Großen Zeit wurde dem Cyniker Onesikritos durch den indischen Büßer Kalanos eine üppige Schilderung vom goldnen Zeitalter und der an seine Stelle getretenen schlechteren Folgezeit mitgetheilt: „Vor Alters war Alles voll Waizen- und Gerstenmehl, wie jetzt voll Staub; die Quellen flossen, etliche von Wasser, etliche von Milch, andere von Honig, Wein oder Oel. Uebersättigt von diesen Gütern fielen die Menschen in Uebermuth, und Zeus, den Zustand hassend, vernichtete Alles und wies ihnen ein Leben voll Mühsal an".[1]) Ausgebildeter Art und das Eigenthümliche der indischen Weltansicht noch kräftiger ausprägend erscheint die brahminische Legende von den vier Zeitaltern der Erde oder Jugas. Das erste war das Krita- oder Satja-Juga, das „Zeitalter der Wahrheit," wo die Tugend auf den vier Füßen der Wahrheit, Buße, Liebe und Mildthätigkeit gieng und die Menschen glückselig lebten. Das zweite oder Tretajuga „Zeitalter der drei Opferfeuer", entzog der Tugend bereits einen ihrer vier Füße. Im dritten oder Dwaparajuda, dem „Zeitalter des Zweifels," geht die Tugend, da der Geist der Buße erlischt, nur noch auf zweien Füßen. Das Kalijuga oder Zeitalter der Sünde, wo die Tugend nur auf dem Einen Fuße des Almosengebens steht, dauert noch jetzt an; es wird, nachdem es bisher bereits einige Jahrtausende gewährt, im Ganzen 432 000 Jahre dauern, und dann mit dem Weltbrande endigen. — Auch in der Sage von den zehn frommen Pitri's oder Patriarchen der Urzeit, welche Viradsch-Manu als früheste Beherrscher der Menschen hervorbrachte und deren zehnter Manu, der indische Sintfluthpatriarch war, sind bemerkenswerthe Anklänge an die biblische Urgeschichte enthalten, denen schwerlich eine directe Bekanntschaft mit dieser zu Grunde liegt. Das Gesetzbuch des Manu nennt die neun Ersten dieser Zehnzahl oder die Vorgänger Manus selber: Maritschi, Atri, Angiras, Pulastya, Pulaga, Cratu, Prachetas oder Dakscha, Brigu und Narada. Nachrichten über die zunehmende religiös-

[1]) Strabo, Geogr. XV, 8.

sittliche Entartung sowie über die Erfindung verschiedener Künste und Gewerbe werden auf ähnliche Weise mit ihrer Geschichte verflochten, wie im oben erwähnten chinesischen Parallelberichte. Insbesondere wird Pulastya als Erfinder dämonischer Zauberkünste, Atri als von Gott gelehrter frommer Beter (vgl. Henoch), Dakscha als Stammvater von Riesen und Verüber von Freveln beim Opfer, der deßhalb getödtet wird, Brigu als Verfasser eines heiligen Gesetzbuchs, und Narada als ascetisch lebender Büßer, der sich des Kinderzeugens enthalten habe, dargestellt.[1])

Diesen indischen Sagen stehen die der alten Eranier unmittelbar nahe, kommen aber zugleich in ihrer Behandlung der Paradieses- und Sündenfallsgeschichte noch näher mit der alttestamentlichen Ueberlieferung überein. Das Paradies, die „Schöpfung der Anmuth", der „erste und beste der Plätze" wurde von Ahuramazda geschaffen durch die Macht seines Verstands und seiner Weisheit. Inmitten seiner vielen heilsamen Bäume wuchs Gaokerena, der „weiße Haoma" oder Baum des Lebens, deß Genuß unsterblich macht. Die ersten Menschen lebten hier, unter Jima's, des Schönen und Reinen, patriarchalischer Herrschaft, frei vom Tode; sie konnten in die Sonne sehen, ohne geblendet zu werden; es gab bei ihnen weder Tod noch Alter noch Sünde, — bis endlich Jima durch Stolz und Selbstüberhebung lügnerischer Rede sich hingab, in Sünde verfiel und, von Ahuramazda verlassen, der Sterblichkeit überliefert wurde, worauf auch für sein Geschlecht, das von ihm die sündige Kunst des Fleischessens erlernte, der paradiesche Ursitz verloren ging. Mit dem Verluste desselben erscheint hier der Eintritt des von den himmlischen Göttern in Gestalt eines furchtbaren Winters oder Regenwetters verhängten Gerichts der Sintfluth unmittelbar verflochten; denn Jima selbst, der Menschheitsstammvater, erlebt diese Fluth noch und baut die rettende Arche. So schon der Vendidad

[1]) Vgl. Gesetzb. des Manu (Manawadharmasâstra) I, 33; III, 192 198. — Lüken a. a. O., 152 ff., auch daselbst 86 ff., und Fonseca, Mythologie des alten Indien, S. 25 f.

oder Grundbestandtheil des Avesta.[1]) Spätere Quellen des Parsismus kennen auch die zehn Urpatriarchen oder Püschdadih, die „Menschen vom alten Gesetze", welche alle noch vegetarianisch, ohne Fleischgenuß, vom „reinen todzerstörenden Haoma" lebten, und deren einer, angeblich der Vierte, jener Jima war, der zuerst mit goldnem Pfluge die Erde spaltete. Desgleichen die vier Weltalter, jedes zu 3 Jahrtausenden: 1) das des Paradieses unter Ahuramazdas, bezw. Jima's Herrschaft; 2) das des beginnenden Kampfs mit Ahriman und der anfangenden Unsitte des Fleischessens der Menschen; 3) die Zeit der Getheiltheit zwischen Ormuzd und Ahriman, oder nachsintfluthliche Periode, bezeichnet durch die Erfindung des Feuers, des Eisens 2c.; 4) die Zeit des scheinbaren Siegs Ahrimans bis zu seiner endlichen Besiegung und Vertilgung im großen Weltbrande. Bei diesen letzten Angaben, sowie bei den Nachrichten des muhammedanischen Annalisten Hamza über die frühesten persischen Könige und deren theilweise exorbitant lange Regierungszeiten (bis zu 500, 746, ja 1000 Jahren), ist die Möglichkeit jüdischer, oder gar urchristlicher Einflüsse auf die betr. Traditionsbildung nicht ganz ausgeschlossen.[2])

Unbestimmterer Art sind die Anklänge der ägyptischen Sage an die biblische Urgeschichte. Namentlich die vier Weltalter mit ihrer allmähligen Degradation fehlen hier ganz; auch sind in den neun Halbgöttern, welche Manethos zwischen Osiris und zwischen dem ersten menschlichen Könige Menes über Aegypten herrschen läßt, die zehn Patriarchen zwischen Adam und Noah kaum wiederzuer-

[1]) Die specielleren Belege s. bei Engelb. Lorenz Fischer, Heidenthum und Offenbarung. Religionsgeschichtliche Studien über die Berührungspunkte der ältesten heil. Schriften der Inder, Perser, Babylonier, Assyrer und Aegypter mit der Bibel. Mainz 1878, S. 133—142.

[2]) Immerhin geht, was die betr. Quelle, der vielleicht erst nach der Sassanidenzeit aufgezeichnete Bundehesch, über Weltschöpfung, Weltalter und Weltbrand berichtet, auf alte Traditionen zurück, vgl. Vendid. Farg. 1 u. 2; Izeschne, Ha. 9 u. 32; Spiegel, Art. Parsismus in Herzogs R.-E.

kennen; eher dürften die Pharaonen der ersten drei oder vier Dynastien von Menes bis auf Cheops als eine ägyptische Parallele zur sethitischen Erzväterreihe zu betrachten sein (vgl. unten, IX, 1). Immerhin war auch für die altägyptische Geschichtsansicht der Ausgangspunkt aller Entwicklung ein Paradies oder goldnes Zeitalter, wo Osiris und Isis zu Nysa in Arabien über eine vom Strome Triton umflossene, mit ewig blühenden Bäumen bepflanzte und heilbringende Ströme nach den vier Weltgegenden hin entsendende, glückselige Landschaft herrschten, bis der böse Dämon Set-Typhon durch Tödtung seines Bruders Osiris dieser goldnen Urzeit ein Ende machte.[1]) Auch eine Erschaffung des Menschen nach göttlichem Ebenbilde lehrte die Religion der alten Aegypter. Das erste Buch des Todten-Papyrus singt: „Lob und Preis dem Baumeister, der die Welt zur Heimath des Menschen, des Ebenbildes des Schöpfers, machte.“

Wenigstens in Einer Hinsicht näherten sich die urgeschichtlichen Sagen auch der Phönicier, soweit wir sie genauer kennen, den biblischen. Mehrere alte Geschichtsschreiber dieses Volks, welche Josephus aufführt: Mochus, Hestiäus, Hiromus (Hieronymus?), sollen über die hohen Menschenalter der ältesten Patriarchen aus phönicischen Traditionen Aehnliches überliefert haben, wie die Genesis. Auch Xenophon im Periplus wußte nach einer derartigen Nationalsage mitzutheilen: der Inselkönig von Tyrus habe nahezu 600, sein Sohn 800 Jahre gelebt. — Als eine einigermaßen verwaschene Erinnerung an den Sündenfall sowie an Kains Brudermord dürfte vielleicht gedeutet werden, was der alte, freilich ziemlich verdächtige Sanchuniathon von den ersten sterblichen Menschen Aeon und Protogonos, deren Jener „die Speise von den Bäumen fand“, sowie weiterhin von der Entzweiung zwischen den Brüdern Usoos und Hypsuranios berichtet haben soll. Der Erstere dieser feindlichen

---

[1]) Diod. Sic. I, 15; III, 68. Vgl. Todtenb. I, 18, sowie überhaupt Lüken, S. 115 ff. 158 f.; Fischer, 323 f.

Brüder wird als Erfinder des Feuers (aus Anlaß eines Waldbrands), der Thieropfer und auch schon der Schifffahrt dargestellt.[1])

Den Babyloniern hat man neuerdings auf Grund vermeinter Aussagen ihrer Keilschrift-Monumente eine sehr genaue Uebereinstimmung mit der alttestamentlichen Paradieses- und Sündenfallsgeschichte zuschreiben zu dürfen geglaubt. Man hat hierin freilich geirrt; namentlich die angebliche Abbildung vom ersten Menschenpaare im Paradiese sammt der sie verführenden Schlange, welche George Smith entdeckt haben wollte, ist durch die französischen Assyriologen (Ménant, Oppert ꝛc.) als wesentlich nur in der Phantasie jenes Forschers existirend erwiesen worden.[2]) Indessen spielt unzweifelhaft der paradiesische Lebensbaum, das Aequivalent des persisch-indischen Soma, eine wichtige Rolle auf den Denkmälern und in den Traditionen der Euphratvölker. Und jedenfalls ist betreffs der 10 vorsintfluthlichen Patriarchen, ebenso wie auch betreffs der Fluth selbst, die Uebereinstimmung der chaldäischen Berichte mit den biblischen eine merkwürdig durchgreifende. Nach Berosus regierten bis zum Sintfluthpatriarchen Xisuthros (keilinschriftl. Khasi-

---

[1]) Josephus, Antt. I, 3, 9; Plinius, H. N. VII, 49; Sanchuniath ed. Orelli c, 3. Vgl. Ebrard, Apologet. II, 176, sowie das weiter unten von uns über Sanchuniathon Bemerkte.

[2]) S. Oppert in den Gött. Gel.-Anzeigen 1878, St. 34. Der Smithschen Deutung von kirkir tikamtiv = „Seeschlange, große Schlange“ stellt hier Oppert seine Erklärung des fraglichen Namens durch „Wirbel des Meeres“ gegenüber. Zugleich mit dieser Beseitigung der Schlange aus dem betr. Berichte erklärt er, unter Berufung auf Ménant, es für einen Irrthum, daß die bekannte von Smith mitgetheilte Abbildung das erste Menschenpaar zu beiden Seiten der verführenden Schlange darstelle. Die betreffenden menschlichen Figuren seien in Wahrheit nicht Mann und Frau, sondern zwei Männer; die angebliche Schlange zwischen Beiden sei ein theilender Strich, u. s. f. — Vgl. auch schon v. Gutschmids Zweifel an der Haltbarkeit der Smithschen Sündenfalls-Deutungen: „Neue Beiträge zur Gesch. des alten Orients“ ꝛc., S 147. Trotzdem ist erst jüngst wieder Fischer a. a. O., S. 208 f. den Annahmen Smiths ohne jede kritische Reserve gefolgt.

sadra) neun Urkönige der Babylonier, die er Aloros, Alaparos, Ammenon, Amelon, Amelagoros, Daon, Andorachos (Edorandhos), Amempsinos, Otiartes nennt, und auf welche er Xisuthros als zehnten Herrscher folgen läßt. Von diesen Herrschern läßt er, die biblischen Alterszahlen der Makrobier ins Ungeheuerliche steigernd, drei (den 5., 7. und 10.) je 64800 Jahre, drei (den 1., 6. u. 8.) 36000 Jahre rc. regieren; dem zweiten als dem kurzlebigsten gibt er wenigstens 10800 Jahre. Die ganze Reihe läßt er 120 babyl. Saren (zu 3600 Jahren) = 432000 Jahre lang regieren. Trotz dieser maaßlosen mythischen Verzerrung dessen, was im A. T. einfacher erzählt wird, bleibt die Concordanz dieses Stücks altbabylonischer Urgeschichte mit dem entsprechenden biblischen bedeutsam genug.[1]) Gleichwie auch die babylonische Fluthsage, beides nach Berosus wie nach den seine Angaben theils bestätigenden theils ergänzenden Keilschrifturkunden, der entsprechenden alttestamentlichen Erzählung näher steht als irgendsonstwelcher außerbiblische Bericht.

Betreten wir das Gebiet der abendländischen Sagenwelt, so erscheint zunächst die urgeschichtliche Tradition der alten Etrusker, soweit die über sie vorhandnen fragmentarischen und theilweise erst durch späte Zeugen mitgetheilten Sagen dieß zu erkennen geben, als theils der persischen, theils der chaldäisch-babylonischen und ebendamit auch der biblischen Ueberlieferung ziemlich nahe verwandt. Mit den Persern hatten, Suidas zufolge, die Tyrrhenier die Lehre von den 12 Jahrtausenden gemein, welche die Welt dauern werde und von welchen die sechs ersten die Epochen der Weltschöpfung gewesen seien. An die chaldäische und biblische Makrobier-Sage erinnert die den Auguren der alten Etrusker wie der Römer zugeschriebene Ueberlieferung von acht Generationen der ersten Menschen, deren

---

[1]) Berosus bei Euseb. Chron. armen. I, 11—16. 46—48. Vgl. Beros. ed. Richt. p. 53—55. — Ueber das Verhältniß der schwindelhaft hohen Alterszahlen bei Berosus zu den biblischen Makrobierjahren kann erst weiter unten gehandelt werden.

jede 750 Jahre gedauert habe.[1]) — Von den durch **römische** Berichterstatter überlieferten urgeschichtlichen Sagen gehört vor allen die vom Saturnischen goldnen Zeitalter hieher. In der bekannten späteren Fassung, welche Vergil im 8. Buche seiner Aeneide dieser Sage ertheilt hat, spielt ein an die evolutionistischen Speculationen eines Lucrez rc. erinnernder Zug roh=naturalistischer Art in das überwiegend degradationistisch gehaltene Gemälde von den guten alten Zeiten hinein: ungeschlachte und unwissende Urmenschen, „aus Baumstämmen und hartem Holze gewachsen," sind es, welche der vom Olymp ausgestoßene Fremdling Saturnus sammelt, an bessere Sitten gewöhnt und während des goldnen Zeitalters in Latium friedlich regiert —

„Bis, jenes Glanzes beraubt (decolor), ein schlechteres Weltalter folgte,
Mit ihm des Krieges Wuth und die leidige Gier nach dem Haben".

Der Kern dieser Sage ist jedenfalls altitalischen Ursprungs; wie denn insbesondere auch das Moment der langen Lebensdauer in der glückseligen Urzeit schon im ältesten Sagengute der Römer vorhanden gewesen sein muß, da bereits Varro und später Plinius durch die vielhundertjährigen Alter der urzeitlichen Tradition zu ihren rationalistischen Versuchen, die betreffenden Jahre auf Zehntelsjahre oder auch auf Vierteljahre zu reduciren, veranlaßt wurden.[2])

Wohl erst ziemlich späten Ursprungs und außer durch römische und griechische vielleicht auch durch christliche Quellen in ihrem Entstehen beeinflußt, sind die **germanischen** Sagen vom Urstande in der jüngeren Edda. Sie lassen inmitten der Stadt Asgard, des nordischen Paradieses, einen großen Saal, inwendig und auswendig vom lautersten Gold, gebaut werden, genannt „Gladsheim" (Freudenland) und verbunden mit Wingolf, der schönen Wohnstätte für die Göttinnen. In dieser köstlichsten und größten Wohnung auf dem

---

[1]) Suid. Lex. s. v. Τυῤῥηνία. Vgl. Rocholl, Philos. der Geschichte, S. 18.

[2]) Vergil. Aen. VIII, 315—327. Vgl. den Scholiasten Servius z. d St., sowie Plin. H. N. VII, 49.

weiten Erdenrund legten die als Verwalter Alfadurs sie regierenden Richter oder Erzväter jene Schmiede an, darauf „das Metall, welches Gold heißt", geschmiedet wurde. „Alles Hausgeräthe und Pferdegeschirr war da von Gold. Diese Zeit heißt das Goldalter, welches wurde verderbt durch die Ankunft von Weibern, die da kamen aus Jotunheim" ꝛc. Hohe Lebensalter, sowie obendrein eine Zehnzahl vorsintfluthlicher Patriarchen spielen gleichfalls eine Rolle in dem nordischen und germanischen Sagenkreise. Halfdan, der erste Mensch und König nach der Edda, soll 300 Jahre alt geworden sein; ihm folgen neun Könige als Stammväter eben so vieler alter Heldengeschlechter, wie der Hildinger, der Niflunger, der Audlinger ꝛc. Von Sigar, dem zehnten derselben an, einer Art von nordischer Parallele zu Noah, spaltet sich die nordische Menschheit in drei Aeste, die Geschlechter der Skioldunger, Wolsunger und Skelfinger. Ganz ähnlich die angelsächsische Sage; sie läßt dem Sintfluthpatriarchen Finn-Godwulf oder Burri (dem nordischen Börr, Vater Odin's, Wile's und We's) neun Urmenschen vorhergehen; mit Finn-Godwulf als dem Zehnten beginnt die Dreitheilung der Menschen in Nachkommen Fridhuwulfs (= Odin's), Frithalafs und Fridhuwalds. In die an die Tödtung des Riesen Ymir durch Odin angeknüpfte Fluthsage dieser nordischen Stämme wird übrigens auch wieder eine eigenthümliche neue Menschenschöpfungssage eingeflochten; Odin bildet nach der Fluth das Menschengeschlecht neu aus Esche und Erle ꝛc.[1])

In Griechenlands urzeitlichem Mythenschatze fehlt, wie sich erwarten läßt, kein wesentliches dieser Elemente, weder die Erinnerung an ein verlorenes goldnes Zeitalter, noch die absteigende Weltalterfolge, noch die Nachrichten über hohe Lebensalter in der Urzeit. Wir haben die Erwähnung der hellenischen Sagen hierüber bis zum Schlusse unsrer Aufzählung verspart, weil gerade sie, ins-

---

[1]) S. das Nähere mit den nöthigen Belegen zusammengestellt bei Lüken, S. 110 f. 159 f.

besondre in der dichterisch verklärten Gestalt, welche sie schon ziemlich frühzeitig durch Hesiodos erhielten, eine sehr durchgreifende, viele merkwürdige Einzelheiten in sich schließende Parallele zur Darstellung der Weltalter im Alten Testament darbieten. Hesiod's Fassung der Weltalter-Sage vereinigt in der That fast alles Charakteristische in sich, was auch die Bibel in die früheste Menschheitsgeschichte zwischen Adam und Noah verlegt, ohne doch ihr specifisch Hellenisches und alt-Episches, ihre poetische Freiheit und Selbständigkeit irgendwie zu verleugnen.[1]) Sie hebt an mit einer Schilderung der ursprünglichen Unschuld und Glückseligkeit der Menschen, während der Zeit, da Pandora, das hellenische Gegenbild der Eva, noch nicht durch Oeffnung ihres unheilspendenden Gefäßes zahllose unsägliche Uebel über die Erde ausgebreitet hatte. In dieser goldnen Urzeit — ein wahrscheinlich von späterer Hand eingeschobner Vers bezeichnet dieselbe als die der Herrschaft des Kronos — lebten die Menschen gleich Göttern ohne Sorge, Kummer und Arbeit auf Erden, ungeplagt von des trägen Alters Ermattung.

„Wie vom Schlafe bezwungen, so starben sie. Trefflich war Alles
Diesem Geschlecht: Frucht brachte die nahrung-sprossende Erde
Ganz von selbst in reichlicher Füll'; und willig die Menschen
Wirkten ihr Werk in Frieden, von der Güter Fülle getragen".

Viel geringer schon war die Herrlichkeit des hierauf gefolgten silbernen Zeitalters; die ursprüngliche Fülle menschlicher Lebenskraft beginnt in ihm schon zu weichen. Doch wachsen in ihm noch hundertjährige Knaben heran unter ihrer Mütter sorgsamer Pflege, welche dann freilich nach erreichtem Mannesalter rasch wieder hinwelken in Folge ihrer Thorheit. Denn den unsterblichen Göttern wollten sie nicht dienen, noch die gebührenden Opfer ihnen bringen; deßhalb verbarg Zeus der Kronide schon bald sie im Zorne unter der Erde und machte aus ihnen das Geschlecht der „Unterirdischen", der „seligen Todten" zweiten Rangs. — Es folgte das eherne Zeitalter des aus harten Eschen gemachten kriegerischen und ge-

[1]) Hesiod, Ἔργα καὶ ἡμέραι, v. 109—201.

waltigen Geschlechts, dem nur des Ares blutiges Handwerk am stahlharten Herzen lag und das sich nicht mehr ernährte von den Früchten der Erde, sondern voll unersättlicher Gier war. Eherne Waffen, eherne Häuser und ehernes Geräth hatten diese Menschen, noch nichts von Eisen. Durch ihrer Hände Bluttat gebändigt, stiegen sie ruhmlos hinab in des Hades finstere Behausung. Daß bei diesem ihrem Untergange das Gericht einer großen Fluth wirksam gedacht ist, erhellt nicht bestimmt aus Hesiods Schilderung, wohl aber aus den Parallelberichten andrer mythologischer Quellen, welche das eherne Zeitalter durch die Deukalionische Fluth beendigt werden lassen.[1]) — Das nun folgende „Zeitalter der Heroen" unterbricht auf eigenthümliche Weise die absteigende Stufenleiter der immer geringer und härter werdenden Metalle. Als kriegerisch wird auch dieses Geschlecht dargestellt; die Kämpfe um das siebenthorige Theben und um Troja waren sein Werk. Aber es war doch gerechter und edler, als die Menschen der vorhergehenden Zeit, ein halbgöttliches Heldengeschlecht auf der Erde, das zum Theil zwar dem Tode anheimfiel, zum Theil aber noch ein seliges Dasein unter des Kronos mildem Scepter auf den fernen Inseln der Seligen im Okeanos fortführte. — Erst das fünfte Zeitalter ist das gegenwärtige, dem anzugehören keiner sich rühmen noch sich wünschen soll:

„Denn ein Geschlecht von Eisen lebt jetzt; nicht ruht es bei Tage,
Auch nicht bei Nacht, sich selbst zu verderben mit Mühsal und Jammer.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Nicht ist der Vater ähnlich dem Kind, noch das Kind seinem Vater:
Freund ist nicht dem Wirthe der Gast, noch zweier Gefährten
Einer dem Anderen so, wie sichs ziemt und wie es zuvor war."

Mit so düsteren Farben wird das Elend dieser letzten Zeit gemalt, daß der Verdacht einiger Kritiker, denen eine in die Schilderung verflochtene Hindeutung auf einiges dem Schlimmen doch immer noch beigemengte Gute, als späteres Einschiebsel gilt,[2]) fast gerechtfertigt erscheint.

[1]) Vgl. Hesiod, l. c. 152—155 mit Apollodor, Biblioth. I, 7, 2; auch Ovid, Metam. I, 151 ff.

[2]) So Lehrs (Quaestt. epicae) u. Göttling; vgl. d. Letzt. zu Opp. et dies, v. 179. 7*

Auch in der durch Hesiods Theogonie in ältester Fassung überlieferten Sage von den Titanen sind bedeutsame Anklänge an die alttestamentliche Ueberlieferung über die Zeit vor der Sintfluth, und zwar speciell an die kainitische Patriarchenreihe mit ihren Culturbestrebungen und Erfindungen enthalten. Zu diesen riesenhaften Söhnen der Erde und Empörern gegen den Himmel gehören außer Kronos, dem Könige des goldnen Zeitalters und außer Japetos, dessen Name dem des dritten Noahsohnes entspricht, der Feuerfinder Prometheus, der Sündfluth-Ableiter und zweite Menschheitsstammvater Deukalion, der als Erfinder der Astronomie und Verfertiger der ersten Himmelskugel geltende Atlas. Nahe stehen dieser Gruppe mythischer Figuren die blitzeschmiedenden Kyklopen, des Schmiedegottes Hephaistos Gehilfen, sowie das uralte (nach Ovid durch die Sintfluth vertilgte) Zauberpriestergeschlecht der Telchinen, durch welches die Sage der Rhodier die Erz- und Eisenbereitung sammt allerlei magischen Künsten erfunden werden läßt.[1]) — Ungewöhnlich lange Lebensalter werden für diese mythischen Urgeschlechter selbstverständlich vorausgesetzt, hie und da auch ausdrücklich erwähnt. Von dem Volke der Arkadier, das sich mit besonderem Stolze seines Autochthonenthums oder seiner vormondlichen Abkunft (als *προσεληνοι*) rühmte, wissen Censorinus und Sergius der Vergilcommentator zu erzählen, daß bei seinen frühesten Königen ein mehr als 300jähriges Lebensalter einst das Gewöhnliche gewesen sei. Andere, schon früherer Zeit angehörige griechische Gewährsmänner für ein Makrobierthum der Urzeit waren Akusilaus, Hellanikus, Ephorus, Hekatäus und Nikolaus von Damaskus.[2])

---

[1]) Hesiod, Theog. 133 ss. — Diodor, V, 56. — Ovid, Metam. VII, 367 ss.

[2]) Diese größtentheils schon von Grotius, De veritate religionis Christianae I, 33 (neben Manetho und den Phönikiern Mochus rc.) als heidnische Zeugen für die Thatsächlichkeit außerordentlich langer Lebensdauer in der Urzeit aufgeführt. Vgl. Censorinus De die nat. 17, 3; Servius zu Aen. VIII, 315 ss.

Wir begnügen uns mit dieser Aufzählung, die sich leicht durch noch andre nationale Sagen aus dem älteren wie neueren Heidenthum hätte vermehren lassen. Das von uns Zusammengestellte reicht dazu hin, die Erinnerung an eine ursprüngliche Zeit gewaltigerer Urkraft, reinerer Unschuld, größerer Langlebigkeit und ungestörterer Glückseligkeit der Menschen als ein Gemeingut sämmtlicher älterer Culturnationen darzuthun. Mehr oder minder craß naturalistische Züge erscheinen diesen heidnischen Parallelen zu den Kapiteln 2—11 des ersten Buchs der Bibel stellenweise allerdings beigemengt. Namentlich das Autochthonenthum, die Idee einer Erdgeburt der Menschen oder ihres Entwickeltseins aus Bäumen u. dgl., spielt auf verschiednen Punkten in das betrachtete Sagengewirre hinein. So wird weiter unten (Nr. VIII) auch gewisser bei einzelnen Völkern eine Rolle spielender Affen-Mythen zu gedenken sein. Doch kommt diesen evolutionistischen Gedanken, verglichen mit dem weit stärker vertretnen degradationistischen Element, durchweg eine untergeordnete Bedeutung zu. Und namentlich im classischen Heidenthum hat diejenige Fassung der naturalistischen Geschichtsphilosophie und Lehre vom Menschen, welche diesen als bloßes Entwicklungsproduct der Materie denkt und jeder Annahme eines ursprünglichen Vollkommenheitszustands fern bleibt, entschieden als Product einer späteren philosophischen Reflexion zu gelten, die niemals Volksglaube war noch werden konnte, deren Gegensatz zu jener der biblischen Geschichtsansicht näher stehenden älteren und verbreiteren Tradition also von keiner Bedeutung ist. Die meisten dieser Speculationen hellenischer Philosophen über den rein natürlich gedachten Ursprung des Menschengeschlechts und seiner Cultur, in welchen theils der Materialismus theils der Darwinismus unserer Tage gern ihre Vorläufer erblicken, erscheinen als die Einfälle einzelner, mehr oder minder isolirt stehender Köpfe von geringem Einflusse auf das Ganze der Volksmeinung. Was kümmerte es die große Menge, ob Anaximander den Menschen „aus Thieren von andren Formen als die heutigen“, und zwar zunächst aus

wasserbewohnenden Thieren, hervorgehen ließ, oder ob Empedokles „Strauchwerk, Vogel und meerbewohnenden Fisch" als die unsrem Geschlechte vorausgegangene Ahnenreihe nannte und ächt-darwinistisch von einer Ausbildung des menschlichen Gebisses mit seinen Schneide-, Eck- und Backenzähnen durch fortschreitende Kau- und Beiß-Uebungen fabelte, oder ob der späte Philo von Byblus dem angeblich uralten phönikischen Chronisten Sanchuniathon gewisse confuse Nachrichten über einen uranfänglichen Baumcultus der Menschen (dem zunächst Sonnenanbetung, dann Feuer- und Wind-Vergötterung, Pfeiler-Anbetung, zuletzt Menschen- und Götterverehrung gefolgt sei) andichtete![1]) Selbst die materialistischen Lehren Epikurs von einem rein nur durch natürliche Uebung und Gewöhnung bewirkten langsamen Werden aller menschlichen Sitten haben nie eine weit und tief greifende Wirkung geübt; ebenso wenig seines Jüngers Lucretius Versuche zu poetischer Verklärung dieser Anschauungen in Versen wie jene von unsren Bronzezeit- und Pfahlbautenforschern vielbewunderten:

„Hände waren die Waffen der Alten, und Krallen und Zähne;
Steine sodann und Aeste, von Bäumen des Waldes gebrochen;
— — — — — — — — — — — — — —
Später erst wurde erkannt die Stärke des Eisens und Erzes;
Aber des Erzes Gebrauch war früher, als jener des Eisens." [2])

Mochten einzelne naturphilosophische Richtungen an solchen Betrachtungen Gefallen finden; mochte dem Stoicismus wieder eine andre Art evolutionistischer Geschichtsbetrachtung, die beispielsweise

---

[1]) Anaximander, b. Plutarch Placita philosophor. V, 19; Empedokles b. Aristoteles Phys. II, 8 (vgl. Zeller, Ueber gewisse griech. Vorläufer Darwins, in dem Sitzungsber. der Berl. Akad. Oct. 1878), sowie in den bekannten Hexametern (Fragm., v. 469 s.):

Ἤδη γάρ ποτ' ἐγὼ γενόμην κοῦρός τε κούρη τε
Θαμνός τ' οἰωνός τε καὶ εἰν ἁλὶ ἔλλοπος ἰχθύς.

Sanchuniath. (Philo v. Byblus) b. Euseb., Praep. evang. I, 6 (Ueber die Fingirtheit dieses „Sanchuniathon" vgl. Movers und W. Baudissin).

[2]) De nat. rerum V, 1281 ss.

bei Seneca und Florus eine Rolle spielende Verwendung der menschlichen Lebensalter, Kindheit, Jugend, Mannheit, Greisenalter zur Periodisirung der Gesammtgeschichte, besser zusagen:[1]) auf die althergebrachten religiösen Volksvorstellungen vom Ursprung und der Urzeit unsres Geschlechts hat das alles doch nur geringen Einfluß geübt. Noch zu Pauli Zeit lebt die Erinnerung an das einstige Wandeln der Götter unter den Menschenkindern auf Erden bei den Lykaoniern zu Lystra in voller Stärke fort, steht aber auch bei Athens Philosophen das Dichterwort vom Zeus-Ursprung oder „göttlichen Geschlechte" der Menschen in Ehren (Apg. 14, 11 f.; 17, 28). Später noch sieht man einen Plutarch über die Empedokleischen Fischursprungslehren bitter spotten, und andre Philosophen in ihren Bemühungen um Rettung und Stärkung des alten Volksglaubens noch viel weiter gehn.[2])

Die Bekräftigung der biblischen Urstandslehre in ihren allgemeinen Umrissen durch das Zeugniß der heidnischen Mythen und auch vieler angesehener Philosophen (argumentum e consensu gentium et philosophorum potiorum) läßt in der That wenig zu wünschen übrig. Die zurückbleibenden Discrepanzen sind in der Hauptsache nur solche, die sich jeweilig aus der Grundrichtung der betr. Nationalreligionen sowie aus dem bedingenden Einflusse örtlicher Ueberlieferungen mit Nothwendigkeit ergeben, ohne den Kern der Sache zu berühren. Ein goldnes Zeitalter mit darauf gefolgtem allmähligem Herabsinken zur Dürftigkeit und Kümmerlichkeit heutiger Zustände, eine Paradiesessonne mit langsam erbleichendem Glanze ist in der That Gemeinbesitz der Traditionen aller älteren Völker. Darf dieses Ergebniß als so ganz bedeutungslos auf Seite gelegt werden?

Man hat der Thatsache durch mehrerlei Betrachtungen ihr

[1]) Seneca b. Lactanz, Instit. VII, 15. — Florus, Epit., Prooem.

[2]) Plut. (Sympos. VIII, 8). Vgl. Maximus v. Tyrus, Aelian 2c.

apologetisches Gewicht zu nehmen gesucht. „Die biblische Urstandslehre ist eben einfach die Quelle aller jener mit ihr übereinstimmenden Sagen des Heidenthums," hat man gesagt; „auf zum Theil nicht mehr nachweisbaren Wegen haben hebräisch-jüdische oder auch erst christliche Einflüsse die betr. Nachrichten dem Sagenschatze der Völker in Nah und Fern übermittelt", u. s. f. — Unmöglich, wird jeder unbefangene Geschichtskundige mit uns antworten. Gerade die dem alttestamentlichen Volke Gottes zunächst wohnenden Völker des Orients wie des Abendlands weisen ihre Parallelen zur biblischen Ueberlieferung in Urkunden auf, deren hohes Alter den Gedanken an ihre Unselbständigkeit gegenüber jener nicht aufkommen läßt. Wenn ferner wohnende oder ihrem Culturleben nach jüngere Stämme, wie manche Völker Ostasiens und Afrikas, die Südseevölker, die Germanen Nordeuropa's, den Gedanken an eine Entlehnung gewisser Elemente ihrer Sagen aus biblischer Quelle schon eher zulassen, so betrifft das entweder nur die jüngste Fassung und Einkleidung ihrer Berichte, während deren Kern als alt und ursprünglich in Geltung belassen werden muß; oder die Thatsache der Entlehnung bleibt, als mehr oder minder vereinzelte (wie in dem Falle der wahrscheinlich entweder jüdisch oder christlich verursachten Karenen-Sagen vom Sündenfalle ꝛc.), gegenüber der Fülle sonstiger bestätigenden Zeugnisse von selbständigem Werthe unerheblich und belanglos.

Andere haben gesagt: „Die biblische Sage ist eine Sage wie viele andre Sagen der Völker, eine Mythenbildung des hebräischen Volksgeistes, gleichwie die Titanensage ꝛc. mythisches Produkt der griechischen Stämme, die Osirissage ägyptischer, die Jima-Sage persischer, die Fohi-Sage chinesischer Nationalmythus sind; darum tragen die mancherlei, meist doch nur entfernten Anklänge außerbiblischer Traditionen an den Inhalt der Eingangskapitel der Bibel eher zur Herabsetzung als zur Hebung des Ansehens dieser letzteren bei." — Diese modern-rationalistische Mythentheorie schließt mehrerlei Proben von oberflächlichem Räsonnement und Gedankenlosigkeit in

sich. Sie verkennt erstlich das Durchgreifende der stattfindenden Uebereinstimmungen, welche nicht etwa bloß das einstige Zeitalter des Glücks und der Unschuld, sondern auch seine nur stück- und schrittweise stattgehabte Entziehung und dazu so manche besondere Umstände, wie die langen Lebensalter, das Fortschreiten in Kriegs- und Friedenskünsten, die Fluthkatastrophe rc. betreffen. Sie würdigt ferner nicht nach Gebühr den Umstand, daß es Völker der verschiedensten Art, Repräsentanten weit auseinandergehender Aeste des Menschheitsstammes, semitische und indoeuropäische, dazu turanische, malaische u. a. Völker sind, bei welchen sich die fraglichen Ueberlieferungen als Zeugnisse nicht bloß für ihren gemeinsamen Ursprung, sondern auch für ihren Urmonotheismus vorfinden. Sie übersieht nicht minder den Charakter heiliger Reinheit, Ursprünglichkeit und Nichtentstellung durch naturalistisch-mythische Zuthaten sowie namentlich durch Züge eitlen Nationalstolzes und hochmüthiger Barbaren-Verachtung, welcher der biblischen Fassung der Urstandstradition als unwidersprechliches Zeugniß ihres höheren Ursprungs, ihres wirklichen Geoffenbartseins, ihres Herrührens aus göttlich übermachten Erlebnissen, Erinnerungen und Ueberlieferungen eigen ist.[1])

Eine noch modernere skeptische Betrachtungsweise sucht die vielfachen Uebereinstimmungen, um die es sich handelt, völkerpsychologisch zu erklären: „die allen Menschen überhaupt gemeinsame Neigung, die guten alten Zeiten zu loben, die Zustände der Gegenwart aber herabzusetzen und möglichst schlecht zu machen, habe die Paradiesestraditionen hier wie dort, bei Semiten wie bei Ariern,

[1]) Vgl. Ebrard, Apolog. II, 86: Die Gemeinsamkeit der Sage zwingt zu dem Schlusse auf die Gemeinsamkeit und Einheit ihres Ursprungs . . . . Von den gemeinsamen Vorvätern der semitischen Israeliten und der indogermanischen Eranier und Inder ist jene Tradition auf diese verschiednen Völker vererbt worden . . . Bei dieser Annahme kommen wir über die Thatsache nicht hinaus, daß die gemeinsamen Vorfahren der Semiten und der Indogermanen schon die Erkenntniß des Einen lebendigen heiligen Gottes und den Glauben an ihn besaßen; denn dieser Glaube bildet ja die Grundlage und den Inhalt jener gemeinsamen Ursage oder Tradition", rc. —

im Osten wie im Westen erzeugt; das gemeinsame Sagengut vom goldnen Zeitalter sei den vielen Völkern mit derselben Naturnothwendigkeit gemeinsam, wie das Gold selbst; die metallene Weltalterfolge sei nichts als ein zufällig manche überraschende Gleichklänge ergebender Reflex der im Schooße der Länder verborgenen mancherlei Metallschätze innerhalb der mythendichtenden Phantasie", u. s. f.[1]) — Also der Pessimismus, dieser der Menschheit aller Zonen gemeinsame Grundzug (!?), soll die Verantwortung für jene zahlreichen merkwürdigen Uebereinstimmungen tragen! Das Paradies der Urzeit soll, wo es uns nur begegnet, ein naturwüchsiges Product pessimistischer Gemüthsstimmung sein, ähnlich wie das Paradies der Zukunft, wie jede messianische Zukunftshoffnung, jede chialistische oder dem Chiliasmus verwandte Erwartung, jedes hoffende Ausschauen auf wiederkehrende Davide oder Friederiche oder Sebastiane ꝛc., eine Frucht optimistischer Phantasien sein soll. Glaube, wer's kann! Auch bei dieser Meinung wird es mit den ebenso durchgreifenden als im Einzelnen überraschenden Congruenzen der biblischen mit der außerbiblischen Ueberlieferung sonderbar leicht genommen. Dieses constante Wiederkehren der Erinnerungen an ein Paradies mit seinem Lebensbaume, an höhere Lebensalter und größere Kraft der

[1]) Siehe bes. Edm. Pfleiderer, Die Idee des goldnen Zeitalters ꝛc., S. 13: „Es würde sich — — nur darum handeln, genauer zu zeigen, wie unsre Phantasie in der That die Fähigkeit, ja den unwiderstehlichen Drang hat, eine derartige Vergoldung des Morgenhorizonts der Menschheit — — aus sich selbst hervorzuzaubern. Wer kennt sie nicht von täglicher Erfahrung her, die farbenreiche Poëtin oder die schöpferische Künstlerin, welche den sonst matt gewordenen Greis, und nicht blos ihn, so eifrig und beredt macht in lobpreisender Ausmalung der Zustände, wie sie früher waren? „Damals" kam der Frühling bälder und war üppiger in seiner Blüthenpracht, der Sommer aber that gleichfalls noch seine ihm obliegende Schuldigkeit und zeitigte seine Gaben unter kräftiger Sonne; darum war „damals" auch der Herbst noch ganz etwas anderes als jetzt ꝛc. ꝛc. . . . . Was aber die Hauptsache ist, auch die Menschen waren viel besser, viel ehrlicher und gerader, viel frischer und gesünder, als das jetzige verderbte und verkommene Geschlecht" ꝛc.

frühesten Geschlechter, an eine absteigende Folge der Zeitalter, eine große Fluth ꝛc. kann schwerlich so beurtheilt werden, wie das Vorkommen grünlicher und gelblicher Nephrit- und Jadeït-Werkzeuge bei den Völkern fast aller Welttheile, oder wie die ähnlichen Phänomene einer Identität gewisser Lieblingsgeräthe, abergläubiger Sitten, Ceremonien ꝛc. bei Stämmen der verschiedensten Art. Jene mythologischen Parallelen mit ihren auffallend bestimmten Anklängen an die biblische Urgeschichte haben denn doch etwas Anderes zu bedeuten, als das gleichzeitige und wohl von einander unabhängige Vorkommen heiliger Steinkreise (Cromlechs), Felsentische (Dolmen) und Steinpfeiler (Menhirs) im celtischen Westeuropa, in Nordafrika und in Hinterindien; oder als die analoge sporadische Wiederkehr solcher Gebräuche wie das Nägeleinschlagen in Unglücksbäume und sonstige Beschwörungs- und Behexungsriten, das sitzende Begraben der Todten, das Trinken aus Schädelbechern, das Spitzfeilen der Zähne u. dgl. m. Die Vorliebe für diejenige Auffassung dieser „ethnographischen Parallelen", welche dieselben als völlig unabhängig voneinander entstanden denkt, unter möglichstem Ausschlusse jeder „Entlehnungs-Hypothese", ist dermalen weit genug verbreitet;[1]) es mag ihr auch, abgesehen von einer Reihe von Fällen, wo sie sich notorisch einer Competenz-Ueberschreitung schuldig macht (vgl. darüber unten) eine gewisse beschränkte Wahrheit zuzugestehen sein, namentlich betreffs solcher Sitten wie die zuletzerwähnten. Dagegen jedoch, daß man diese Betrachtungsweise ohne Weiteres auch auf den uns beschäftigenden Complex urzeitlicher Sagen ausdehne, müssen wir, und zwar nicht blos auf Grund unsres Glaubens an die Schrift sondern auch aus wissenschaftlichen Gründen, entschieden protestiren. Es handelt sich hier nicht um bloße „Geschichten" oder Schwänke, gleich den nordamerikanischen Indianermythen über Schöpfung ꝛc. oder gleich sonstigen Einfällen mäßigen Phantasirens roher Naturvölker; auch

[1]) Vgl. besonders Rich. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878. Auch verschiedne Aufsätze im „Globus", z. B. 1879, S. 288.

sind es ja nicht einzelne abgerissene Reminiscenzen oder verisolirte Mythen-Bruchstücke, die wir hie und da, bei Völkern der verschiedensten Zonen und Zungen wiederkehren sahen. Es sind ganze Sagen-Complexe, deren Wiederkehr unter den verschiedensten Umständen und bei Culturnationen fast aller Himmelsstriche wir zu beobachten hatten. Sagen-Complexe sind es, deren einzelne Elemente allerdings mehrfach verworfen oder seltsam ineinander gewirrt erscheinen, die auch durch Einmengung fremdartiger polytheistischer Vorstellungen theilweise entstellt oder in Folge ähnlicher Einflüsse hie und da verstümmelt auftreten, aber immerhin doch Sagen-Complexe, deren Zurückgehen auf einen gemeinsamen Ursprung nach allen Regeln gesunder und unbefangener Geschichtsforschung mit Entschiedenheit behauptet werden muß, und zwar unter Ausschluß jener oben berührten schlechten Entlehnungshypothese, die alle die vielen nationalen Ausprägungen der Sage direct aus der Bibel selbst herleiten will, als einer geschichtlich unmöglichen Annahme. — Es verdient als lehrreich hervorgehoben zu werden, daß ein principieller Gönner der hier bestrittenen völkerpsychologischen Betrachtungsweise mit ihrem Versuche zur Natürlicherklärung des in Rede stehenden Phänomens am Schlusse seiner Prüfung des Sachverhalts doch zu dem Resultate gelangt: eine gewisse geschichtlich-thatsächliche Grundsubstanz der mancherlei Urstands-Sagen müsse denn doch wohl angenommen werden. Es gelte „in der vergoldeten Schaale den wahren Kern" anzuerkennen, nur freilich nicht so, daß man diese als mehr bloß idealwahre reinere und glücklichere Urzeit bis in die erste Kindheit unsres Geschlechts zurückschiebe, sondern vielmehr so daß man sie als auf einen thierartig rohen allerfrühesten Urzustand erst etwas später gefolgt denke.[1]) So hätte denn die Römersage von Saturn als dem Lehrmeister der ungeschlachten Baum- und Klotzmenschen der ersten Aboriginerzeit das allein Richtige getroffen! Vergils Schilderung im achten Buche der Aeneide wäre der Wahrheit am Näch-

[1]) So, wie bereits oben im ersten Abschnitte von uns erwähnt, Pfleiderer a. a. O., S. 24 f.

sten gekommen; die übrigen meist älteren Fassungen der Sage verdienten keinen Glauben! — Auf eine ernsthafte Widerlegung dieser Annahme brauchen wir uns wohl nicht einzulassen. Es ist eben Geschmackssache, ob man einer einzelnen Version des vielgestaltigen Sagenkreises den Vorzug ertheilen, alle übrigen aber als unzurechnungsfähig bei Seite lassen will. Poëtenwillkür ist es, welche dort epikurisch-lukretianische Phantasien mit der älteren Grundgestalt der Sage verschmilzt, und Philosophenwillkür ist es, welche hier einen realen Kern der Urstandssagen zwar statuirt, ihm aber einen modernen Unterbau à la Darwin gibt.

Noch eine letzte Modification derjenigen neueren Theorien, mittelst deren man das Gewicht der zahlreichen mythologischen Parallelen zur biblischen Urstandsgeschichte zu entkräften sucht, muß hier erwähnt werden. Es ist die vornehme Betrachtungsweise einer jugendlich kühn emporstehenden alttestamentlichen Kritikerschule, welche das Gleichartige der biblischen Urstandssagen mit den außerbiblischen einfach so erklärt, daß sie ein Eindringen dieser letzteren in die als erst spät entstanden gedachten biblischen Quellen behauptet. „Die biblischen Schriftsteller haben a b s i c h t l i c h die Ur- und Vorgeschichte Israels so componirt, daß sie den Urtraditionen der übrigen orientalischen Nationen, so weit als der schriftstellerische Plan dieß zuließ, conform gestaltet wurde. Die Harmonie der Sagen, um welche es sich handelt, ist weder ein Werk des Zufalls, noch ein Produkt providentieller Veranstaltung oder ein Ergebniß göttlich geleiteter Entwicklung der Völker aus Einem Urgrunde: sie ist ein T e n d e n z-machwerk, absichtlich und überlegterweise herbeigeführt durch die Redaktoren der pentateuchischen Urkunden". Man sieht, hier wird jene oben zuerst betrachtete ältere Entlehnungshypothese umgekehrt und auf den Kopf gestellt. Statt eines biblischen Ursprungs der heidnischen Sagen, wird sozusagen ein heidnischer Ursprung der biblischen behauptet. Dabei bringt es aber diese Betrachtungsweise über eine gewisse Halbheit ihres Verfahrens doch nicht hinaus. Die elohistischen Bestandtheile des Pentateuchs, also die Schöpfungs-

geschichte, die Genealogie der Patriarchen von Seth bis Noah, die Grundlage des Sintfluthberichts rc., gelten ihr als erst nachexilischen Ursprungs, alles Jehovistische aber als schon älter. Im Paradieses- und Sündenfallsbericht steckt nach ihr also älteres Sagengut aus der Prophetenzeit; die Schöpfungsgeschichte u. s. f. sind Producte jüngerer und freierer, sich nicht an alte Mythen des Orients (insbesondere der Euphratvölker) anlehnender schriftstellerischer Reflexion. Reflexionsproducte sind sie freilich beide; auch schon der jehovistische Erzähler ist eifrig darauf ausgewesen, von den Sagenstoffen, die er den mythischen Traditionen von Israels Nachbarvölkern entnahm, das eigentlich Mythische und Grobheidnische möglichst abzustreifen, was ihm natürlich minder vollkommen gelang, als dem auf seinem streng monotheistischem und abstract-theologischen Standpunkte fast völlig frei dichtenden priesterlichen Urheber der Elohim-Urkunde.[1]) — Es gehören feine Spürnasen dazu, die Richtigkeit solcher Aperçu's nachzuempfinden; nicht Jedermann besitzt sie. Wir an unsrem bescheidnen Theile können, wie aus dem vorigen Abschnitte erhellt, den Unterschied des elohistischen und jehovistischen Standpunkts in Behandlung der Urgeschichte nicht so groß finden, daß wir dem ersteren die Beeinflussung durch die gemeinsame religiöse Urtradition Vorderasiens, welchen man dem Jehovisten in reichlichem Maße zuschreibt, abzusprechen für nöthig hielten. Wir meinen: sie schöpften Beide aus jenem uralten religiösen Sagenschatze — der für uns freilich kein mythischer, sondern ein der Uroffenbarung Gottes an das Menschengeschlecht entstammender ist; und was sie aus ihm über des Menschen ursprüngliches Verhältniß zu Gott, sein allmähliges Abweichen von seinen Wegen und Entfallen aus seiner Gemeinschaft, rc. mittheilen, sieht sich nicht gar so unähnlich, daß darum eine Kluft von Jahrhunderten zwischen ihren beiderseitigen Aufzeichnungen befestigt werden müßte. Die großen Grundwahrheiten der alttestamentlichen Religion, welche Gen. 1 umschließt: des heiligen und gei-

[1]) Näheres s. bei Wellhausen, Geschichte Israels I, 339—352, besonders S. 347.

stigen Schöpfergottes weltschöpferisches Walten und seine Erschaffung des Menschen nach seinem heiligen Bilde: sie bilden ebenso gut die unumgängliche Voraussetzung zur Existenz der Prophetie, dieser treuen Wächterin und Interpretin der Grundsubstanz der Offenbarung, wie das was, sachlich mit jenen Wahrheiten übereinstimmend wenn-schon in theilweise andre Formen gekleidet, in den folgenden Kapiteln zur Aussage gelangt, als deren Urheber man sich gern einen der Propheten des eigentlichen Propheten-Zeitalters denkt. Vorexilisch können und müssen sie beide sein, die erste wie die zweite Urkunde; eine unbefangene, von moderner Blasirtheit freie Betrachtungsweise wird auch ferner nicht umhin können, gerade in der elohistischen Tradition die, weil einfachere, darum ältere und ursprünglichere Ueberlieferung zu erblicken. Wollte man der persischen und seleucidischen Epoche der israelitischen Volksgeschichte überhaupt eine so bedeutende theologische Productionskraft wie die des Verfassers der pentateuchischen Grundschrift, dieses „großen Unbekannten“ der Esra-Zeit, zuschreiben: warum dann lieber nicht noch weiter gehen, warum den Jahrhunderten zwischen Cyrus und Herodes nicht noch mehr „große Unbekannte“ zuweisen?“ Was hindert's doch, mit dem scharfsinnigen Franzosen Ernest Havet[1]) die tendenzkritischen Operationen auf die äußerste Spitze zu treiben und auch die ganze Prophetenliteratur, mithin auch die jehovischen Abschnitte der Thora, erst in diese späten Zeiten, die man früher für nachhebräisch und nachkanonisch zu halten pflegte, zu verlegen? Raum genug ist ja vorhanden: man setze nur, wie Havet dieß wirklich thut, die Grundschrift des Pentateuchs in Esras Zeit, dann die prophetische Literatur ins Makkabäerzeitalter, das Danielbuch aber nebst einem großen Theil der Psalmen unter Herodes! Speculative Köpfe jüdischer Nation wie Zunz, Gräz u. AA. haben ja hiezu so schön den Weg gebahnt. Wahrhaft consequent können wir in der That das Verfahren erst dieser Ultras der tendenzkritischen Richtung finden. Erst durch sie wird das Zerstörungswerk vollständig gethan, um das es sich hier handelt.

[1]) Les Origines du Christianisme. Vol. III: Le Iudaisme. Paris 1878.

Lassen wir sie sich austoben, die Wogen eines kritischen Uebermuths, der dem frischen Brunnquell göttlicher Wahrheit und Lebenskraft selber doch nichts anhaben kann! Eins vermag keiner der im Bisherigen betrachteten Versuche zur Entwerthung der biblischen Urgeschichte und zur Erschütterung ihrer Glaubwürdigkeit: die Parallelen der heidnischen religiösen Tradition von ihr loszureißen, sie ihres hohen Zeugenwerthes zu berauben und als lediglich zufällige oder scheinbare Anklänge an das biblisch Ueberlieferte darzuthun. Was das Alte Testament vom Urstande unsres Geschlechts und seinem allmähligen Verlorengehen bei gleichzeitigem Aufkeimen der Anfänge einer vorwärtsstrebenden Culturentwicklung überliefert und was die Sagen sämmtlicher Haupt-Culturvölker in wesentlichen Einklange damit berichten, das gehört unabtrennbar zusammen und bleibt als Ein Ganzes, Ein Grundstock urzeitlicher Reminiscenzen der Völkerwelt, fest miteinander verbunden, wie immer man im Einzelnen das Verhältniß beider Theile zu einander sich denken möge. Um die biblische Urgeschichte als den Kern der Festung gruppiren sich die an Alter mit der muthmaaßlichen Entstehungszeit der biblischen Urkunden großentheils wetteifernden altheidnischen Traditionen ähnlichen Inhalts als eine Reihe verstärkender Bollwerke herum. Beide stehen und fallen miteinander. Man kann nicht die Außenwerke preisgeben, ohne den Kern mit zu überliefern; unmöglicher noch ist's, unter Verlassung des Kernes sich in diesen oder jenen Theil der Außenwerke flüchten und nur ihn als fest und angeblich uneinnehmbar behaupten zu wollen. Mit einer solchen halben Uebergabe wie die hier angedeutete gibt der moderne Unglaube sich auch keineswegs zufrieden. Er will das Ganze niederwerfen; mit Stumpf und Stiel soll hinweggemäht werden, was nur von Glauben an eine einstige reinere und glücklichere Urbeschaffenheit unsres Geschlechts aus alter Zeit her überliefert ist. — Vergegenwärtigen wir uns zunächst, vor näherem Eingehen auf die Gründe dieser Gegner, das allmählige Zustandekommen ihrer radikalen Opposition, mittelst übersichtlicher Betrachtung des betr. Entwicklungsganges seit dem Reformationsjahrhundert.

IV.

Die Opposition des modernen Naturalismus.

Es währte ziemlich lange, ehe das neubelebte classische Heidenthum des Humanismus sich mit der kirchlichen Urstandslehre zu entzweien begann. Das goldne Zeitalter der antiken Mythologie und Poesie erschien den meisten Jüngern dieser Geistesrichtung als ein hinreichendes Aequivalent des biblischen Paradieses. Der in ihren Kreisen meist vorherrschende Platonismus nöthigte nicht gerade dazu, diese ideale Vorstellung von den Anfängen der menschlichen Entwicklung aufzugeben. Der strengeren Aristoteliker aber oder der Anhänger Epikurs und Lukrez's gab es verhältnißmäßig nur wenige, und insbesondere den Ersteren lag es nahe, ihren Zwiespalt mit der Kirchenlehre in der vorsichtigen Weise eines Pomponazzo durch Unterscheidung des philosophisch- vom theologisch-Wahren zu verbergen.

Der französische Skeptiker und freigeistige Politiker Jean **Bodin** († 1597) ist einer der frühesten Repräsentanten des modernen Heidenthums, die das Dogma vom heiligen Urstande der Menschheit direct angriffen und über Bord warfen. In seiner 1566 geschriebnen Einleitung in die Geschichtswissenschaft[1]) verwirft er die altherkömmliche degradationistische Behandlung der Weltgeschichte nach dem Schema der Danielischen vier Monarchien als einen „eingewurzelten Irrthum". Es gebe kein goldnes Zeitalter; je weiter man in der menschlichen Geschichte zurückgehe, desto geringer erscheine die Cultur,

[1]) Methodus ad facilem historiarum cognitionem, Par. 1566.

desto größer die Barbarei. Den Urzustand müsse ein Zeitalter thierischer Wildheit gebildet haben, „wo die in Wald und Feld zerstreut lebenden Menschen gleich reißenden Thieren nur eben das erwarben und besaßen, was sie mit Gewalt an sich gerissen".[1]) Nicht ein zunehmender Verfall der Menschheit sei zu lehren, sondern ein stetiges Fortschreiten durch Erfindungen, Künste, Wissenschaften 2c. Auch sei die Geschichte nicht nothwendig in den knappen Rahmen von sechs Jahrtausenden einzupressen; es sei einerlei, ob man sechstausend Jahre mit darauf folgendem Sabbath-Jahrtausend annehme, oder neunundvierzig Tausend nebst darauf folgendem Jubel-Jahrtausend, u. s. f. — Montaigne empfahl diese Schrift seines Zeitgenossen und Geistesverwandten; die Annahme eines Zustands ursprünglicher Wildheit der Menschen war auch ihm vertraut. Er gefiel sich in thierpsychologischen Vergleichen, meinte, die Thiere zeigten so viel und oft mehr Vernunft als die Menschen. Auch bei den Naturrechts-Lehrern Alberich Gentilis († 1608) und Hugo Grotius († 1645) sieht man die Bodinschen Anschauungen weitere Pflege und Verarbeitung erfahren. Doch strebt der Letztere nach Ausgleichung mit der Kirchenlehre; goldnes Zeitalter oder Paradies sammt den hohen Lebensaltern der ältesten Patriarchen werden in seinem apologetischen Büchlein „Von der Wahrheit der christlichen Religion" mittelst Zusammenstellung zahlreicher Zeugnisse aus dem Heidenthum angelegentlich vertheidigt.[2])

Viel weiter in Naturalisirung des Urstandes als alle bisher Genannten ging Hobbes. Sein roher Sensualismus läßt überhaupt alles Geistige im Sinnlichen wurzeln; „es gibt keinen Begriff im Geiste des Menschen, der nicht vorher ganz oder zum Theil aus den Sinnesorganen erzeugt worden wäre". So ist denn auch fürs Gesammtleben der Menschheit ein wilder Naturzustand das Ursprüngliche; ein „Krieg Aller gegen Alle", ein Zustand, „wo jeder

[1]) „quibus homines ferarum more in agris ac silvis dispersi tantum haberent, quantum per vim et nefas retinere possent."

[2]) Vgl. oben, S. 100.

Mensch dem Anderen Wolf ist" (homo homini lupus).[1]) Alle Menschen sind in diesem Zustande an Stärke, Verstand ꝛc. einander ungefähr gleich, auch gleich frei, einander zuzufügen was sie wollen. Gegenseitige Furcht, Versuche sich gegen die Feinde zu schützen, Abschluß von Verträgen, zuletzt die Aufrichtung einer Alleinherrschaft, der die Einzelnen sich unterwerfen und durch welche die anfängliche Freiheit in allgemeine Knechtschaft verwandelt wird, sind die nothwendige Folge jenes wolfsmäßigen Urzustandes. Man sieht hier die anarchischen Zustände des englischen Revolutionszeitalters zurückdatirt in die Anfänge unsres Geschlechts; es ist nicht historisches Studium der Urzeit, sondern Beobachtung der unmittelbaren Gegenwart, was diesem Philosophen die Farben zu seinem düsteren, von grellen Effecten durchzuckten Gemälde lieferte.[2]) — Maaßvoller hielt sich der als sensualistischer Psychologe und Leugner des Angeborenseins unsrer Ideen ihm gleichgesinnte Locke. Er ließ ein gewisses physisches Wohlsein und Glück durch den Sündenfall verloren gehen, wurde übrigens durch seine naturalistischen Grundsätze auf pädagogischem Gebiete und durch seinen politischen Constitutionalismus zum Vorläufer der französischen Aufklärungsphilosophen des vorigen Jahrhunderts, und inaugurirte durch den Eifer, womit er aus Beschreibungen von Reisen unter wilden Völkern u. dgl. Belege für seinen Lieblingssatz vom Nichtangeborensein sittlicher Ideen (bestehend in Beispielen rohesten Kannibalenthums, geschichtlicher Unsitten u. s. f.) zu sammeln pflegte, eine gewisse wohlfeile Beweisführungsmethode moderner Naturalisten, über welche wir weiter unten noch zu handeln haben werden.

In Montesquieus „Geist und Gesetze" (1745) sieht man ähnliche Anschauungen naturrechtlicher Art zum Ausgangspunkte politischer Speculation gemacht, wie die eines Bodin und Hobbes, nur gemildert und humanistisch veredelt. Aecht naturalistisch ist aber auch bei ihm die Art, wie jedes Volk als Product seiner eigen-

[1]) De cive I, 1, 3. 11. Epist. dedicat. Vgl. Leviath. c. 1, 59.

[2]) Vgl. E. Pfleiderer, a. a. O., S. 22.

thümlichen Naturbedingungen und seines Klima aufgefaßt wird, mag er immerhin diese Betrachtungsweise noch nicht so auf die Spitze treiben, wie neuerdings Buckle. — Weiter schon geht Voltaire. Ihm sind die ältesten Traditionen der Völker, sowohl die theogonischen des Heidenthums, als die biblischen, sammt und sonders nichts als Narrheit; das biblische Paradies „kritisirt er nach Yemen im glücklichen Arabien hin." Den von seinem Zeitgenossen Rousseau gelehrten rohen Naturzustand verspottet er zwar, aber nur soweit derselbe eine ungesellige Isolirung und ein thierisches Auf allen Vieren gehen der Urmenschen behauptete. Er zieht es vor, ein heerdenweises Entstandensein unsres Geschlechts in verschiednen Erdtheilen anzunehmen. Das Vorkommen von Urbewohnern Amerikas däucht ihm so wenig verwunderlich, wie daß es dort, so gut wie in der alten Welt, Fliegen gibt; die Menschheit gehört nach ihm zur obersten Gattung der „gesellig lebenden Thiere" (animaux qui vivent en troupe), wie etwa die Biber und Schafe. Zur Verbreitung des Polygenismus in der modernen anthropologischen Betrachtungsweise hat seine Geschichtsansicht, seicht und oberflächlich wie sie ist, ziemlich viel beigetragen.[1]) Wieder in andrer Art hat Rousseau[2]) sich zum Problem des Urstands gestellt. Er eifert gegen die kannibalischen Zustände, womit Hobbes die Geschichte beginnen ließ; aber sein isolirter Urmensch, der grundsätzliche Gegner aller Civilisation und höheren Gesittung, ist doch auch nur ein Wilder, ein ungeleckter Bär, den die bestehende Gesellschaft nothwendig mit Entsetzen von sich ausstößt, ein Anarchist und Egoist im absolutesten Sinn des Worts und ebendarum vom gottbildlich erschaffnen ersten Menschen der hl. Schrift nicht minder weit entfernt, als die Hobbesschen reißenden „Wölfe". Für eine gewisse Religiösität gilt er ihm als empfänglich, aber nur für eine ganz selbstisch geartete, im subjectiven Genuß eines gewissen Gottesgefühls aufgehende.

[1]) Siehe bes. den Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, 1756. Vgl. Rocholl, S. 62 f.

[2]) Contrat social, 1762. Vgl. Rocholl, S. 67.

Auch als vervollkommnungsfähig stellt er ihn an und für sich dar, aber er fordert nichtsdestoweniger sein Verharren im thierartig wilden Naturstande, weil ja die Civilisation nothwendig sein Verderben werden müßte. Rousseau leugnet also nicht die Thätigkeit eines einstigen Urstands oder Unschuldsstands an der Spitze der menschlicher Entwicklung, aber er läßt diesen Urstand noch jetzt überall da, wo ächte Naturmenschen leben, fortdauern. Er idealisirt die Wilden, als seien sie die wahren Normalmenschen, zeigt aber eben damit, daß er von der wahren, gottbildlich heiligen und naturbeherrschenden Würde der Menschheit keine Ahnung hat. Es mangelt ihm jede ernstere Erkenntniß des Gegensatzes zwischen Gut und Böse; Unschuld und Schuld, vorsündiger und sündiger Zustand fließen bei ihm ununterschieden ineinander. Seine Weltansicht ist zwar, im Gegensatz zum groben Materialismus vieler seiner philosophischen Zeitgenossen, eine idealistische; aber es ist nur der unklare und unlautere Idealismus des Revolutionsgeistes, dem er huldigt.

Rousseau hat ungeachtet des cynisch Rohen und phantastisch Ueberschwenglichen seiner Weltansicht einen weitgreifenden Einfluß geübt. Nur wenige der an ihn anknüpfenden geschichtsphilosophischen Denker des ausgehenden 18. Jahrhunderts haben ihn in der Weise zu idealisiren gesucht, wie beispielsweise der Basler Iselin (1768), der statt thierischer Rohheit vielmehr Kindeseinfalt an die Spitze der Menschheitsentwicklung setzte und diese dann weiter die Stadien des Knaben-, Jünglings- und Mannesalter zurücklegen ließ, oder wie der diese Entwicklungsstufen auf ähnliche Weise, nur mit noch engerem Anschlusse an die biblische Urgeschichte lehrende Universalhistoriker Gatterer.[1]) Für Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts (1780)" ist der Ausgangspunkt der gleichfalls durch die Stufen des Knaben-, Jünglingsalters rc. sich hindurchbewegenden Geschichtsspeculation die Annahme eines Urzustands von ähnlicher rein natürlicher Art wie

[1]) Iselin, „Ueber die Geschichte der Menschheit", 2 Bde. Zürich 1768. — Gatterer, Handb. der Universalhistorie, 1785, I, S. 155 f.

die Rousseausche Urmenschheit; nur daß dieser Urzustand hier entwicklungsfähiger gedacht und überhaupt auf die allmählige Annäherung an das zukünftige goldne Zeitalter viel größeres Gewicht gelegt wird, als auf die Rückerinnerung an das in hypothetischer Unbestimmtheit belassene goldne Zeitalter der Vergangenheit.[1]) Aehnlicher noch als die Lessingsche sieht die Herdersche Auffassung des Urstandes derjenigen Rousseaus. Es ist bekannt, daß Herder in manchen seiner Aussprüche über die Urbeschaffenheit unsres Geschlechts in dem Grade naturalisirt und die Aehnlichkeit der Thiere, dieser unsrer „älteren Brüder", mit uns Menschen so stark hervorhebt, daß man ihn für einen Hauptvorläufer Darwins glaubte ausgeben zu können. Jedenfalls sind seine hieher gehörigen Speculationen vielfach der Art, daß man mit einem gewissen Rechte von ihm sagen kann, er „feiere den Triumph der physischen Natur über die Menschheit".[2]) Die einfachen „Verhältnisse der Natur, in denen die Menschen noch glücklicher leben, weil sie noch nicht in die Maschine des Staats wie auf Ixions Rad geflochten sind", spielen bei ihm eine große Rolle; und Hand in Hand mit diesen sehr an Rousseau erinnernden Betrachtungen geht seine Mythisirung des biblischen Berichts vom Paradiese, diesem „Fabellande, wohin die Nationen der alten Welt ihre schönsten Zauberideen, das goldne Bließ, die goldnen Aepfel, das Gewächs der Unsterblichkeit ꝛc. setzten." Immerhin hat Herder, wo er dieses Gebiet berührt, den Einfluß seines schriftgläubig-realistischen Lehrmeisters Hamann niemals ganz verleugnet. Eine einseitig perfectionistische Geschichtsbetrachtung in der Weise des heutigen Monismus ist nicht bei ihm zu finden; und manches flüchtig hingeworfene Wort im Sinne der naturalistischen Lieblingsideen eines Theils seiner Zeitgenossen empfing seine Correctur durch das sonstige

[1]) Vgl. Dilthey, in den Preuß. Jahrbb. 1867; Rocholl, S. 79 ff.

[2]) So der belgische Geschichtsphilosoph Laurent. Vgl. Rocholl, S. 88, der noch weiter geht und Herdern vorwirft, er habe mit der theologischen Betrachtung der Geschichte ganz gebrochen. S. dagegen de Rougemont, Les deux Cités, etc. II, 204. ss.

überwiegend conservativ geartete Verhalten des Mannes, welchen viel eher die tiefer gerichteten Geister der Zeit als einen „Leuchtthurm bei anbrechender Nacht“ den Ihrigen nennen, als die ordinären Aufklärer für sich beanspruchen durften.[1]) — Näher schon stand Goethe dem eigentlichen Naturalismus des Zeitalters, wenn er das Menschheitsbewußtsein sich durch die vier Stadien der kindlich naiven Poesie, der mythenbildenden und Götter (Dämonen) dichtenden volksthümlichen Theologie, der den Volksglauben künstlich deutenden Philosophie, und letztlich der alle diese Ideale zerstörenden kalten und nüchternen Prosa hindurch entwickeln ließ. Doch huldigte auch er keiner einseitig fortschrittlichen Geschichtsansicht; nur in intellectueller, nicht auch in ethischer Hinsicht, ließ er ein unausgesetztes Aufsteigen der Entwicklung unsres Geschlechts stattfinden. — Ungefähr so wie Herders Stellung zu den Rousseauschen Ideen nimmt diejenige Kants sich aus, obschon derselbe der plump-phantastischen Fiction eines unschuldigen Naturzustands der Völker mit kritischer Schärfe entgegen trat. Kant wollte vom Rousseauschen „Abderitismus“ so wenig etwas wissen, als vom einseitigen „Eudämonismus“ oder der fanatisch-chiliastischen Fortschrittsphilosophie andrer Aufklärer seines Zeitalters. Ebenso bestimmt freilich widersprach er auch jeglichem „Terrorismus“, d. h. jeder einseitig pessimistischen Geschichtsbetrachtung; und überwiegend suchte doch auch er das Ideal menschheitlicher Entwicklung erst in der Zukunft. Ja als Vorgänger des Darwinismus könnte er um mancher Anklänge an den modernen Descendenzgedanken willen, die sich besonders in seinen späteren Schriften finden, fast mit noch größerem Rechte als Herder gelten.[2]) — Von seinen großen dichterischen Zeitgenossen

[1]) Vgl. m. „Geschichte der Beziehungen“ 2c. II, 226 ff. 242. — Den Vergleich mit dem „Leuchtthurm“ 2c. s. bei G. H. v. Schubert, Selbstbiographie. I, 278 f.

[2]) Ueber Kants Kritik des Rousseauschen Contrat social (in seiner „Idee zu einer allgem. Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, 1784, u. s. f.) s. bes. K. Dietrich, Kant und Rousseau 1876, S. 39 ff. — Vgl. desselben „Kant und Newton“, 1876, S. 279 ff.

gleicht der durch seine philosophischen Ideen stark beeinflußte Schiller, was die Auffassung der Uranfänge menschlicher Natur- und Geistesentwicklung betrifft, dem revolutionären Philosophen von Genf in ziemlichem Grade, während gleichzeitig Fichtes und Hegels Theorie vom Sündenfalle als einem wesentlichen Fortschritte der menschlichen Vernunftentwicklung bei ihm keimt.[1]) Den Maaßstab für die frühesten, vorgeschichtlichen Zustände des Menschengeschlechts glaubt er der Beschaffenheit jener wildesten Völkerschaften, die man auf entlegenen Küsten und Inseln entdeckt hat, entlehnen zu dürfen; aus diesem Spiegel wähnt er „den verlorenen Anfang unsres Geschlechts wiederherstellen" zu können. „Wie beschämend und traurig", ruft er, „ist das Bild, das uns diese Völker von unsrer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper, aber der Mensch mußte sich erst durch außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.[2]) In seiner Vorlesung „Ueber die erste Menschengesellschaft" hat Schiller — nicht ohne eine gewisse Anlehnung an die mosaische Urkunde, aber im Ganzen sich doch wenig an dieselbe bindend — die frühesten Anfänge der menschlichen Cultur, anhebend mit jener Zeit, wo „die erste Mutter ihre nothwendigste Mutterpflicht von den Thieren erlernte", zu schildern versucht. An demselben „Leitbande des Instincts", woran noch jetzt das vernunftlose Thier von der Vorsehung gehalten wird, sei da der Mensch geleitet worden. Ein Zeitalter wollüstig schlaffer Kindheit, in stetem Wechsel zwischen Genuß und Ruhe, verlebte er da. Er mußte aus dieser Winterzeit heraustreten, sollte er anders mündig werden, mußte aus einer bloßen „Creatur des Instincts" mit pflanzenartigem Dasein ein freier, vernünftiger Geist werden. Sein sogen. Sündenfall, als Abfall vom Instincte, war demnach „ohne Widerspruch

[1]) Vgl. das oben, Nr. I z. Ende über Fichte Bemerkte.

[2]) Was heißt und wozu studirt man Universalgeschichte? (Akad. Antrittsrede, 1789).

die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblicke her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt." Mag der Volkslehrer recht haben, die Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen zu behandeln: der Philosoph hat ebenso recht, sie einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen. „Denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebs ein frei handelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritte trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird." Schon bald begann dem in den harten Kampf ums Dasein Eingetretenen „die Natur an Freuden des Geistes zu ersetzen, was sie ihm an Pflanzengenüssen genommen hatte .... Der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebautem Dache süßer, als in der trägen Ruhe seines Paradieses." Ja, er war jetzt „für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte".[1]) — Ein gewisser Versuch, den Kern der biblischen Urstandslehre speculativ zu erfassen und zu begründen, erscheint hier wirklich gemacht, aber ein sehr einseitiger. Bei Ausmalung sowohl des ursprünglichen Instinct-Zeitalters als der darauf folgenden harten Arbeitszeit spielt die Phantasie eine große Rolle; und der gewaltige Ernst des sündig Bösen wird, ähnlich wie dieß von Rousseau geschieht, wenn auch mit theilweise andersartiger Wendung und Wirkung, von ihm verkannt.

Man sieht: theils eine gewisse Anhänglichkeit an die Traditionen der h. Schrift, theils eine selbstständige philosophisch-kritische Haltung läßt das „Volk der Denker" vorläufig, soweit seine Geistesentwicklung bis um den Anfang des 19. Jahrhunderts in Betracht kommt, die von Frankreich herüber gedrungenen naturalistischen Ideen

---

[1]) Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde (1790).

doch nur ziemlich bedingter Weise aufnehmen und weiter bilden. Gelehrigere Schüler fanden sowohl Voltaire mit seiner plump negirenden, als Rousseau mit seiner phantastisch idealisirenden Manier, bei den Angehörigen ihrer eigenen Nation sowie bei den späteren Ausläufern des britischen Naturalismus. Wir heben als charakteristisch für die betr. Denk- und Lehrweise der Franzosen um die Zeit ihrer ersten großen Revolution beispielsweise Condorcets „Gemälde der Fortschritte des menschlichen Geistes" (1793) hervor. Darin werden im Ganzen zehn Zeitalter der aufsteigenden Vernunft- und Freiheitsentwicklung statuirt; im ersten entwickelt sich die mit thierischer Roheit beginnende, ihre jugendlichen Kräfte mittelst Jagd und Krieg übende Menschheit bis zur Stufe des Familienlebens, im zweiten bis zur Erlernung von Viehzucht und Ackerbau,[1]) im dritten bis zur Begründung großer Despotieen mit ihren Kasten, ihrem Erbadel, Priesterstand, ihrer Sklaverei, u. s. f. Englischerseits sei hier Gibbon in Erinnerung gebracht, dessen 1787 vollendetes großes Geschichtswerk über Sinken und Fall des Römerreichs dem Gedanken, daß für unsre Vorstellungen von den frühesten Zuständen des Menschengeschlechts die heutigen wilden Völker maaßgebend sein müßten, einen besonders kräftigen Ausdruck gegeben hat. „Die Entdeckungen alter und neuer Seefahrer, sowie die nationalen Ueberlieferungen der Völker stellen den wilden Menschen nackt dar an Leib und Seele, ohne Gesetze, Künste, Begriffe, ja fast ohne Sprache. Aus dieser kläglichen Lage, wohl dem ursprünglich allgemeinen Zustande des Menschen, hat sich derselbe allmählig zur Herrschaft über die Thiere, zur Urbarmachung der Erde, Durchschiffung des Meeres und Ausmessung des Himmels erhoben. Seine Fortschritte in Ausbildung und Uebung seiner geistigen und körperlichen Kräfte sind unregelmäßig und verschiedenartig gewesen: unendlich langsam im Anfange und stufenweise mit beschleunigter Geschwindigkeit vorwärts

[1]) Ueber die Unhaltbarkeit dieser Voraussetzung, als seien Viehzucht und Ackerbau auf ein ursprüngliches Jagdleben der Menschen erst gefolgt, s. oben: II, geg. E.

strebend; auf Jahrhunderte mühsamen Aufsteigens folgte (hie und da) ein Augenblick reißenden Niedersturzes, und die verschiedensten Klimate der Erde haben den Wechsel des Lichts und der Finsterniß erfahren. Die Erfahrung von vier Jahrtausenden sollte jedoch unsre Hoffnungen mehren und unsre Besorgnisse mindern. Wir können nicht bestimmen, zu welcher Höhe das Menschengeschlecht in seinen Fortschritten zur Vollkommenheit gelangen möge, dürfen aber mit Zuversicht annehmen, daß kein Volk, es sei denn das Antlitz der Natur erführe eine gänzliche Umgestaltung, wieder in seine ursprüngliche Barbarei zurückfallen werde . . . . Seitdem die erste Erfindung der Künste, seitdem Krieg, Handel und Religionseifer unter den Wilden der alten und neuen Welt diese unschätzbaren Gaben verbreitet haben, sind sie ununterbrochen fortgepflanzt worden und können nie wieder verloren gehen. Wir mögen uns daher mit der frohen Gewißheit beruhigen, daß jedes Zeitalter der Welt den wirklichen Reichthum, das Glück, die Kenntnisse und vielleicht auch die Tugend (!) des menschlichen Geschlechts vermehrt habe und noch fortwährend vermehre".[1]) — Je besser der optimistische Grundton solcher Betrachtungen zum allgemeinen Fortschrittsstreben des Zeitalters paßte und eine Stimmung stolzer Zufriedenheit in Bezug auf die errungenen Fortschritte begünstigte, desto einflußreicher mußte die Stimme des vielbewunderten Historikers auch auf dem in Rede stehenden besondren Gebiete wirken.

Das 19. Jahrhundert hat eine zunehmende Erweiterung und Befestigung der zwischen den naturalistischen Ansichten von der Urbeschaffenheit unsres Geschlechts und der kirchlichen Urstandslehre vorhandenen Kluft gebracht. Die Opposition nimmt eine immer radikalere Haltung an. Ihre Angriffe gewinnen an Heftigkeit, an

[1]) Gibbon, Geschichte des allmäligen Sinkens und endlichen Unterganges des römischen Weltreichs. A. d. Engl. von Sporschil (4. A. 1863), Kap. 38.

systematischer Consequenz und an scheinbarer Unwiderleglichkeit besonders dadurch, daß mehrere ganz neue, früher in selbständiger Existenz nicht vorhanden gewesene Wissenschaften durch die im Chor geeinigten Stimmen ihrer angeseheneren Vertreter Zeugniß zu Gunsten der naturalistischen Auffassung abzulegen anfangen. Die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft thut dieß, besonders sofern die s. g. Fetischismus-Hypothese oder die Annahme eines Hervorgegangenseins sämmtlicher positiven Religionen aus ursprünglichem Fetischdienste bei Vielen ihrer Vertreter Platz greift. Viele linguistische Forscher und Sprachphilosophen operiren in ähnlicher Richtung auf Grund ihrer Voraussetzung eines Entsprungenseins der ausgebildeteren Sprachen aus thierartig rohen und elementaren naturnachahmenden Lauten, also vermöge ihrer „Wau-wau- oder Päh-päh-Theorien". Die ethnologisch-archäologische und culturhistorische Forschung reicht Waffen gegen die kirchliche Ansicht in Gestalt einer unübersehbaren Reihe von Geräthschaften, Zierrathen, Ceremonien, Sitten und Gebräuchen der Völker dar, deren vergleichende Betrachtung eher poly- als monogenistische Speculationen zu begünstigen und zugleich mit der Ur-Einheit auch die Ur-Vollkommenheit und ursprüngliche Unschuld des menschlichen Geschlechts in Frage zu stellen scheint. Und vollends die durch Cuviers comparativ-anatomische und paläontologische Entdeckungen angebahnte, nachgerade freilich in Widerspruch mit den Annahmen dieses großen Forschers getretene vorhistorische Anthropologie, das jüngste Kind des in Ausgestaltung immer neuer Wissensfächer unermüdlichen und unerschöpflichen Forschungsdranges unsres Jahrhunderts, scheint den Glauben an einen Urstand in früherer Fassung auf gefahrdrohende Weise zu erschüttern. Der prähistorische Mensch, in Gestalt fossiler Skeletfragmente und Schädeltrümmer aus seit Jahrtausenden verschütteten Gebirgshöhlen mühsam zu Tage gefördert, mit geschnitzten Mammuthzähnen oder Renthierknochen roh-phantastisch geschmückt und mit derben Kieseläxten bewehrt, scheint der biblischen Paradieses-Tradition ein steinerner Gast werden und das Festhalten an den heiligen

Sagen der Urzeit endgültig unmöglich machen zu sollen. — Auf der anderen Seite wird auch von den Vertheidigern der älteren Ueberlieferung mannhaft gestritten. Gerade das Gegentheil dessen, was die negativen Kritiker aus ihren wirklichen oder vermeintlichen Monumenten der Urzeit herauszulesen suchen, wird von ihnen, gleichfalls auf Grund tief eindringender antiquarischer, paläontologischer, sprach-, cultur- und religionsgeschichtlicher Forschungen, behauptet. Die Arsenale der neuen Wissenschaften bieten ihnen nicht minder schneidige Waffen zur Vertheidigung, wie Jenen zur Bekämpfung des kirchlichen Standpunkts oder wenigstens des Kernes der kirchlichen Ueberlieferung dar. Und jedenfalls wird es ihnen leicht, die vielfache Beeinflussung ihrer Gegner durch vorgefaßte Meinungen und Lieblingstheorien nachzuweisen und eine unbefangnere Interpretation der prähistorischen Monumente sowie eine gründlichere Sichtung der sonstigen für die Urwildheits-Hypothese ins Feld geführten Beweisinstanzen als nothwendig darzuthun.

Eine ziemlich acute Gestalt gewann der unsre Frage betreffende Conflict schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Folge des streng reactionären Auftretens einer Anzahl von Romantikern, insbesondere römisch-katholischer, denen die naturalistische Richtung sich mit entsprechender Heftigkeit widersetzte. In Deutschland sowohl wie in Frankreich wurden die betreffenden Verhandlungen zunächst auf ziemlich unwissenschaftliche Weise geführt, jedenfalls ohne Anwendung einer derartigen exacten Untersuchungsmethode, wie die moderne Naturforschung sie fordert. Graf Joseph de Maistre bekämpfte die revolutionäre Fortschrittstheorie Condorcets und seiner Geistesverwandten als den „Lieblingstraum, Mutter-Irrthum und die Urlüge unsres Jahrhunderts". In seinen „St. Petersburger Soiréen" (1821) stellte er ihr eine sehr decidirte Entartungstheorie gegenüber. Eine zwar nicht vollständig civilisirte, aber doch geistig hochstehende und im Besitze schon mancher wichtiger Künste und Kentnisse befindliche Urmenschheit sei das erste gewesen. Von ihr aus sei die menschliche Entwicklung einerseits vorwärts geschritten

zur Erzeugung höherer Cultur, andrerseits aber auch rückwärts zur Entstehung barbarischer Nationen. Die heutigen Wilden aller Erdtheile seien die zerstreuten Trümmer jener viel höherstehenden einheitlichen Urrace unsres Geschlechts.[1]) — Die geistvoll und geschickt begründete Theorie gewann den Beifall weiterer Kreise. Für Deutschland kam ihr die principielle Zustimmung mehrerer bedeutender Historiker des anhebenden neuen Jahrhunderts zu Gute, und zwar nicht bloß eines Joh. v. Müller, dessen Standpunkt überhaupt wesentlich der christliche war, sondern auch eines Niebuhr, der schon ein Jahrzehnt vor de Maistre den Philosophen, welche völlige Wildheit als den Ausgangspunkt aller Völkergeschichte betrachten, vorgeworfen hatte: sie übersähen, „daß kein einziges Beispiel von einem wirklich wilden Volke aufzuweisen ist, welches frei zur Cultur übergegangen wäre, und daß, wo diese von außen aufgedrängt wurde, physisches Absterben des Stammes die Folge war".[2]) Daher denn hier nicht bloß katholische Romantiker für den Grundgedanken der de Maistreschen Degradationslehre eintraten, wie beispielsweise F. v. Schlegel, dessen Geschichtsphilosophie (1828) Wiederherstellung des durch den Sündenfall verlorenen göttlichen Ebenbilds für die Aufgabe der gesammten geschichtlichen Entwicklung erklärte, oder wie J. v. Görres, der sogar die altkirchliche Betrachtungsweise zu erneuern suchte und eine typische Sechszahl von Hauptperioden der Geschichte, gemäß dem mosaischen Hexaëmeron lehrte, oder wie die theilweise in ihrem Gefolge auftretenden Theosophen Molitor, Leop. Schmid, Baader, v. Lasaulx 2c.,[3]) sammt den Neu-Scholastikern des

---

[1]) Soirées de St.-Petersbourg, 1821, II, p. 150.

[2]) Römische Geschichte, Bd. I, 1811, S. 88.

[3]) F. v. Schlegel, Vorlesungen über Philos. der Geschichte, 1828. — J. v. Görres, Europa und die Revolution, 1821. — Wegen Molitors Annahme einer paradiesischen Urreligion in Gestalt eines „heiligen magischen Naturcultus" sowie eines allmähligen Sichlosreißens der noch im Kindesalter stehenden vorsintfluthlichen Menschheit von diesem gemeinsamen Urherd ihrer Entwicklung; deßgleichen wegen der noch strenger biblischen Betrachtungsweise

jüngsten Ultramontanismus, wie Kleutgen, Scheeben ꝛc.[1]) Auch außerhalb dieser römisch-kirchlichen Kreise erhielt die Entartungstheorie theils in strengerer theils in irgendwie gemilderter Fassung eine Reihe namhafter Vertreter. Kein Geringerer als der große Geograph C. Ritter huldigte mit Begeisterung der Annahme eines einstigen Ur-Monotheismus als gemeinsamen Ausgangspunkts für die Entwicklung aller heidnischen Culte und Mythen, wie er dieß schon in seiner etwas phantastisch angelegten „Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodot" (1818) darzulegen versuchte, aber auch später noch mit Entschiedenheit vertrat. Ein nicht minder energischer Vertheidiger der Degradationslehre war bis zu seinem Tode der berühmte Brasilienforscher und Botaniker Martius († 1868), der „König im Reiche der Palmen".[2]) Bei G. H. v. Schubert wirkte Beides, der nachwirkende Einfluß Schellingscher Naturphilosophie und eine streng bibelgläubige Haltung, dahin zusammen, ihn zu einem eifrigen Vertreter der Annahme eines sündlosen Urstands und Gegner der Naturmenschen-Hypothese Rousseau's und seiner Schule zu machen.[3]) Aber auch manche nicht-orthodoxe Schellingianer hielten, — gleich ihrem Meister selbst, der trotz seiner Bevorzugung polygenistischer Vorstellungen doch stets einen Urmonotheismus lehrte und den Satz vertheidigte: es gebe keinen Zustand der Barbarei, der nicht aus einer untergegangenen Cultur hervorgegangen wäre — am Grundgedanken einer reineren Urbeschaffenheit und monotheistischen Religiosität der ersten Menschen fest. So der „Panentheist" Krause,

Baaders, sowie derjenigen Lasaulx's s. Rocholl, S. 158—163. Ueber Leop. Schmid als anfänglichen Jünger des Molitorschen Kabbalismus in seinem mystischen Genesis-Commentar (1834) s. m. Geschichte der Beziehungen ꝛc. II, 527.

[1]) Kleutgen, Die Theologie der Vorzeit, II, 595. — Scheeben, Die Mysterien des Christenthums, S. 204 ff.

[2]) Wegen Ritters vgl. G. Kramer, Carl Ritter; ein Lebensbild ꝛc. Halle 1864, I, 290. 415 ff. 443 ff.; wegen Martius' s. Biographie von Hugo Schramm 1869, sowie „Ausland" 1869, Nr. 38.

[3]) Siehe bes. die Ausführungen in seiner Selbstbiographie, I, S. 178 ff.

dessen geistreiches geschichtsphilosophisches System die Menschheitsgeschichte nicht mit thierisch rohen Urzuständen, sondern einem „Keimlebenalter" oder halbbewußten goldnen Kindheitsalter beginnen, darauf dann das „Wachs-Lebensalter" (vom allmähligen Uebergange vom Monotheismus zum Polytheismus an, bis auf Christum) und endlich das noch jetzt andauernde „Reif-Lebensalter" folgen läßt, unter sehr bestimmter Verwerfung jener Wilden-Theorie, welche die rohen Völker der Jetztzeit verkehrterweise mit Urvölkern verwechsle.[1]) — Einen sehr beträchtlichen Anhang fanden die degradationistischen Lehren de Maistre's auch im katholischen Frankreich, wo der Umstand, daß angesehene Naturforscher ersten Ranges wie Cuvier, Ampère, Biot ꝛc. als mehr oder minder entschiedne Bekenner des Glaubens an die biblisch-urgeschichtlichen Traditionen eintraten, begünstigend für sie wirkte. Buchez in seiner „Einleitung in die Geschichtswissenschaft" (1833) legt einen entschieden theistischen und monogenistischen Grund; seine der socialistischen Geschichtsspeculation St.-Simons nachgebildete Periodeneintheilung der vorchristlichen Zeit behandelt Adam, Noah, Abraham, Moses als die Anfangspunkte immer neuer Stufen göttlicher Offenbarung an die Menschheit. Aehnlich der besonders an Vico anknüpfende Ballanche, der ultramontan begeisterte Roux-Lavergne, Veuillots und Montalemberts Kampfgenosse, der stupend gelehrte Religions- und Alterthumsforscher Baron d'Eckstein u. AA. Selbst der phantastische Socialist Fourier konnte sich dem weitgreifenden Einflusse dieser Richtung nicht entziehen. Er stellt in seinem Nouveau monde industriel (1829) an die Spitze der Menschheitsgeschichte, die er fünf Jahrtausende betragen läßt, eine paradiesische Urzeit, „Edenismus" genannt, der er zunächst eine Zeit der Wildheit, dann ein patriarchalisches Zeitalter folgen läßt, u. s. f. — Unter den ähnlich gerichteten Denkern der romanischen Nachbarländer Frankreichs ist namentlich der streng

[1]) Krause, Allgemeine Lebenslehre, herausgeg. von Leonhardi, 1843. — Vgl. Schelling, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, 1803.

katholische Geschichtsphilosoph Rosmini, Italiens Leibniz, zu nennen. Seine „Theodicee“ (1827) läßt die menschliche Entwicklung von einem zwar noch uncivilisirten, aber sowohl unschuldigen als glückseligen Zustande ausgehen; sie schließt sich in den meisten Einzelheiten eng an den römischen Katechismus an.[1])

Geringer, wenn nicht an Zahl doch an nachhaltigem wissenschaftlichem Einflusse blieben bis um die Mitte unsres Jahrhunderts die radikalen Gegner der Annahme eines Standes ursprünglicher Integrität des Menschengeschlechts. Aber sie ersetzten, was ihnen an exacter Schärfe und Fülle von Argumenten für ihren einseitigen Evolutionismus abgieng, durch die Heftigkeit ihrer Polemik oder auch durch vornehme Ignorirung der Theorieen ihrer Gegner. — In Frankreich war es besonders Auguste Comte, der vielgefeierte Begründer des modernen Positivismus, der die antidegradationistische Denkweise in ein für weitere Kreise maaßgebend gewordnes System brachte. Seine auf Vico und Campanella zurückgehende Gliederung alles menschlichen Geisteslebens nach den drei Hauptstufen oder Zeitaltern der theologischen Fiction, der metaphysischen Abstraction und des positiven Wissens schließt, was die erste oder theologische Stufe betrifft, das berühmte Schema: Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus in sich. Besonders Comte, auf religionshistorischem Gebiete ein Schriftsteller ohne allen wissenschaftlichen Beruf, hat diese grundverkehrte Annahme, als ob die früheste Form aller Religiosität der Fetischdienst, die abergläubige Verehrung von Holzstücken oder Steinblöcken, gewesen sei und als ob man erst ganz zuletzt, nach vielhundertjährigem Umherirren in den Irrgängen des Polytheismus, zu monotheistischen Gottesvorstellungen gelangt sei, zuerst angelegentlich cultivirt und in Umlauf gesetzt.[2]) Die Zahl

[1]) Ueber die meisten hier Genannten handelt Rocholl, S. 232—240; vgl. S. 216. — Von v. Eckstein gehört hieher bes. seine Schrift: „Geschichtliches über die Askesis der alten heidn. u. jüd. Welt“ ꝛc. (Freiburg 1862).

[2]) Ganz anders noch als Comte hatte C. de Brosses, der erste Bahnbrecher für die religions-wissenschaftliche Erforschung der fetischistischen Culte (in

der seinen ebenso seichten als kecken Constructionen sich anschließenden popularphilosophischen Denker und Schriftsteller erscheint bis auf den heutigen Tag als recht beträchtlich, besonders in den Ländern romanischer und englischer Zunge, weniger in Deutschland. Er hat dem Darwinismus auf diesem Gebiete sehr wesentlich vorgearbeitet; viele der später unter dessen Zeichen streitenden Natur-, Religions-, Sprach- und Geschichtsphilosophen sind von Haus aus Comtesche Positivisten gewesen; so in Frankreich Littré, Eugène Véron, Edgar Quinet, Taine, Renan ꝛc., in Italien Villari, Trezza, Omboni, Quadri ꝛc. Deutschland hat zwar dem eigentlichen Positivismus niemals Aufnahme gewährt, darum aber doch der ähnlich wie er über die Anfänge menschlicher Cultur- und Religionsentwicklung denkenden Forscher und Schriftsteller eine reichliche Zahl geliefert. Vor dem Eindringen der darwinistischen Lehren war es besonders die machtvolle Autorität Alexanders v. Humboldt (gest. 1859, im Jahre des Erscheinens von Darwins erstem Hauptwerke), welche dieser Denkweise Vorschub leistete. Obschon nicht unbedingt Polygenist, neigte derselbe doch überwiegend derjenigen geschichtlichen Betrachtungsweise zu, welche das menschliche Culturleben von mehreren Urherden aus sich entwickeln läßt und einen eigentlichen Status integritatis in Frage stellt. „Die Geschichte, soweit sie durch menschliche Zeugnisse überliefert ist, kennt kein Urvolk, keinen einzigen ersten Sitz der Cultur, keine Urphysik oder Naturweisheit, deren Glanz durch die sündige Barbarei späterer Jahrhunderte verdunkelt worden wäre. Der Geschichtsforscher durchbricht die vielen übereinander gelagerten Nebelschichten symbolisirender Mythen, um auf den festen Boden zu gelangen, wo sich die ersten Keime menschlicher Gesittung nach natürlichen Gesetzen entwickelt haben." [1]) Immerhin

seinem Werke „Du culte des dieux fétiches, 1760) über Wesen und Ursprung derselben geurtheilt. Seine Theorie war eine wesentlich degradationistische. Erst mit der Sündfluth ließ er die Zeiten der Wildheit im alten Völkerleben beginnen. Vgl. E. Tylor, Die Anfänge der Cultur ꝛc., I, 36; II, 144.

[1]) Kosmos, II, 146.

verfuhr Humboldt auf diesem Gebiete behutsam. Wenn er es unentschieden gelassen wissen wollte, „ob die Volksstämme, die wir gegenwärtig Wilde nennen, alle im Zustande ursprünglich natürlicher Rohheit sind, ob nicht viele von ihnen, wie der Bau ihrer Sprachen es oft vermuthen läßt, verwilderte Stämme, gleichsam zerstreute Trümmer aus den Schiffbrüchen einer früh untergegangenen Cultur sind", so trug er damit den Ansichten seiner Freunde Ritter und Martius theilweise Rechnung; wie er denn auch den sprachphilosophischen Ideen seines Bruders Wilhelm, dem die menschliche Sprache nicht als bloßes Naturproduct oder Schöpfung der Völker, sondern als „eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe" galt', niemals widersprochen hat. In bestimmteren Gegensatz zur Annahme eines höheren Ursprungs des menschlichen Geisteslebens traten vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus Jakob Grimm und Steinthal, vom anthropologisch-ethnologischen aus Waitz, vom physiologischen und paläontologischen aus K. Vogt, Schleiden, Cotta, Burmeister, Giebel &c.; — wobei es verhältnißmäßig untergeordnete Differenzen blieben, welche einen Theil der Letztgenannten (Vogt, Schleiden, Cotta) nachmals dem Darwinismus zuführten, einen andren Theil (Burmeister, Giebel) als eifrige Polygenisten zu dessen Gegnern machten.[1]) Eine ziemlich eifrige Pflege erfuhr die Urwildheitstheorie, meist im Zusammenhange mit der, die Ureinheit des Menschengeschlechts preisgebenden Autochthonenhypothese, auch seitens verschiedner Ausläufer der Hegelschen Philosophenschule. Wie schon Hegel ein Paradies nur als Begriff oder Princip, nicht als einzelnen concreten Zustand zu begreifen vermocht hatte, so ließ L. Michelet den Menschen, das halbthierische Product der Erde, „erst durch die Sünde in eine menschlich bewußte Stellung gelangen", und vertheidigte Strauß die alte Autochthonentheorie in rohester Form: zu Tausenden seien die Menschen durch einen Ur-

[1]) Jak. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, 1848. Vgl. im Uebrigen den von den letzten Vorgängern des Darwinismus handelnden Abschnitt meiner „Geschichte der Beziehungen" &c., Bd. II, S. 612 ff.

zeugungsproceß des Erdplaneten ins Dasein gezeugt worden. Aber auch Schopenhauer, der ingrimmige Gegner des Hegelianismus, den die große Kunst eines Modephilosophen allerneuester Zeit mit diesem System zusammengekuppelt hat, spottete bitter über den „Adam-Mythus" der Christen; seiner „Sünde der Geburt" geht keine Zeit, da die Menschheit unsündlich geboren worden wäre, vorher. Er lehrt etwas wie eine Erbsünde, aber er verlacht die Annahme einer gottbildlichen Erschaffung unsres Geschlechts, der er vielmehr, wie dem göttlichen Schaffen überhaupt, gewisse „heterogene Schöpfungsacte des blinden Willens" substituirt.[1])

Englische Natur- und Culturforscher hatten sich an diesen die Uranfänge des menschlichen Daseins betreffenden Speculationen bis um die Mitte unsres Jahrhunderts zwar auch mehrfach betheiligt, aber ohne jene Angelegentlichkeit und radikale Verwegenheit, welche ihre gegenwärtige Theilnahme an denselben charakterisirt. Die leitende Rolle im Gange der hieher gehörigen Untersuchungen übernahm England erst seit den 50er Jahren, und zwar in Folge der Conflicte des von Frankreich herüber eingedrungenen und durch die Traditionen der schottischen Philosophenschule begünstigten Positivismus mit der kirchlich rechtgläubigen Richtung, welche Conflicte seit dem Hervortreten Darwins und seiner Anhänger (anfangs der 60er Jahre) nach und nach in die große Descendenz-Streitfrage der Gegenwart einmündeten. Bei den britischen Repräsentanten der Positivistenschule, wie Mill, Lewes, Buckle, bildet eine schroffe Verwerfung alles und jedes Supranaturalismus im Punkte der den Urstand betreffenden Speculationen ganz ebenso die Basis der gesammten Geschichtsbetrachtung, wie bei denjenigen Frankreichs. Sie denken sämmtlich die Urbeschaffenheit unsres Geschlechts wenn nicht schlechthin thiermäßig, doch sehr thierähnlich. Die Wilden der Gegenwart bilden ihnen den Maaßstab für die civilisatorischen Zu-

[1]) K. L. Michelet, Ueber Persönlichkeit Gottes und menschl. Unsterblichkeit, 1841, S. 241. — D. Fr. Strauß, Dogmatik, II, 681. — A. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena (1850).

stände der Menschheit in ihrer frühesten Kindheitsepoche. Sie finden es ganz in der Ordnung, daß Charles Darwin, auch ein Angehöriger ihrer Richtung, schon als ein junger Mann, als seine berühmte Reise um die Welt ihm u. a. den Anblick des hilflosen Elends und wilden Trotzes der Bewohner des Feuerlandes vorführte, unwillkürlich gemäß jener Betrachtungsweise in den Ruf ausbrach: „So waren auch unsre Vorfahren!" Die Entstehung der Religion suchen sie entweder gemäß der Fetischismus-Hypothese zu begreifen, oder einfacher noch nach dem Recepte des alten Lukrez. Furcht habe überall den Wahn vom Dasein der Götter oder auch der Einen Gottheit erzeugt, meint Buckle; mit unglaublicher Flachheit sucht er überall da, wo Erdbeben und Orkane die Einbildungskraft der Menschen aufregen, Herde des religiösen Lebens nachzuweisen, in den vulkanischen Districten Amerikas, Südasiens, Afrikas, Südeuropas; genau da herrsche von jeher eine glühende Religiosität, wo elementare Naturereignisse der bezeichneten Art dem Menschen Furcht und Zittern einjagen und ihn ins Gebet treiben; in gemäßigteren Gegenden und unter dem Eindruck eines gleichmäßigeren, ruhigeren Naturverlaufs habe sich das religiöse Leben nie in solchem Maaße entwickeln gekonnt, u. s. f.[1])

Erzbischof Whately von Dublin († 1863) überhaupt ein feiner und glücklicher Apologet, der früher (in seinen „Historischen Zweifeln in Bezug auf Napoleon Bonoparte", 1819) auch schon den Humeschen Scopticismus mit treffender Wirkung persifflirt hatte, trat diesen Urwildheitsphantasien der Positivisten energisch gegenüber. In einer 1854 vor einem christlichen Jünglingsvereine gehaltenen Vorlesung „Ueber den Ursprung der Civilisation"[2]) behauptete er mit Nachdruck den übernatürlichen, d. h. auf göttlicher Veranstaltung,

[1]) Th. H. Buckle, Geschichte der Civilisation in England, 1857, 2 Bde. Desselben Kritik von J Stuart Mills Schrift über die Freiheit, 1859 (vgl. Rocholl, S. 250 f.).

[2]) Aufgenommen auch in seine Miscellaneous Lectures and Reviews, 1861, p. 26.

Leitung und Mithilfe beruhenden Ursprung der menschlichen Cultur. Die meisten Völker seien im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung von einer ursprünglich inne gehabten höheren Civilisationsstufe allmählich herabgesunken. Beweis hiefür sei die Erfahrungsthatsache, „daß keine menschliche Gemeinschaft jemals anders, als durch den Beistand fremder Hilfe, aus dem Zustande völliger Barbarei zu einer mit Recht so zu nennenden Civilisation emporgestiegen sei.“ Wesentlich übereinstimmend mit dem oben erwähnten ähnlichen Satze Niebuhrs erklärte er: „Es gibt nachweislich keinen Fall, wo eigentliche Wilde von jener aufs Tiefste gesunkenen Art, welche unsre Reisenden uns kennen lehren, irgendwo und irgendwann einmal durch eigne Kraft, ohne Unterweisung oder Beihilfe von bereits civilisirten Völkern, sich in einen Zustand der Civilisation erhoben hätten“. — Diesem auch sonst in Whatelys Schriften[1]) ausgesprochnen und angelegentlich vertheidigten Satze, der in der Negation selbständiger Civilisationsfähigkeit der sündigen Menschheit fast zu weit geht und mit der biblisch-urgeschichtlichen Darstellung (1 Mos. 4, 17 ff.) in Conflict zu gerathen droht, trat einige Zeit nach dem Tode des Erzbischofs, als bereits Darwin's und Wallace's Lehre von einem einheitlichen Ursprunge oder einer Blutsverwandtschaft sämmtlicher thierischer Organismen auf die englischen Naturforscherkreise ihre Einwirkung zu üben begonnen hatte, der gelehrte Insectenforscher und Archäologe Sir John Lubbock öffentlich gegenüber. In einem vor der Britischen Naturforscherversammlung zu Dundee 1867 gehaltnen Vortrage über den Ursprung der menschlichen Civilisation suchte er Whatelys These zu entkräften, indem er ihr 1) Beispiele von einem selbständigen Sichemporarbeiten wilder Racen zu cultivirteren Zuständen (die Peruvianer als Cultivatoren des Lama, die Cherokesen, Mandaus und andere nordamerikanische Indianerstämme, die Australier als Erfinder des Bumerang ꝛc.), 2) Spuren ursprünglicher Wildheit bei jetzigen Culturnationen (z. B. den germanischen Völkern, ꝛc.) und 3) Beweise für ein Stehengebliebensein

[1]) Vgl. z. B. seine Political Economy, p. 68.

der heutigen Wilden auf ihrem ursprünglichen Gesittungsniveau, also positive Gegenbeweise wider die Entartungstheorie, gegenüberstellte. Er erndtete ziemlichen Beifall seitens der genannten Versammlung; Mr. John Hunt, der Vorsitzende der Londoner anthropologischen Gesellschaft, erklärte: die vorgebrachten Facta seien unbedingt abschließender Art und unwiderleglich, sodaß es unnütz sein würde noch irgend ein Wort über die Streitfrage zu verlieren; der Ethnologe J. Crawfurd drückte seine lebhafte Freude über die Lubbock'sche Widerlegung des „abominablen Paradoxon" des Dubliner Erzbischofs aus und meinte, derselbe sei jetzt „tüchtig auf den Rücken gelegt worden, wie man eine Schildkröte auf den Rücken legt."

Lubbock's Ausführungen in dem genannten Vortrage sowie in der um dieselbe Zeit erschienenen Schrift über „Vorgeschichtliche Zeiten", (Prehistoric Times, 1867) erfuhren im folgenden Jahre eine auf mehreren Punkten glückliche Zurückweisung durch den Herzog von Argyll in dem geistvollen Schriftchen: „Der urzeitliche Mensch; eine Kritik gewisser neuerer Speculationen".[1]) Daß die Whately'sche These, wonach ein selbständiges Sichemporarbeiten von Wilden unnachweisbar sei, etwas zu weit greife und nur bedingterweise wahr sei, räumte dieser Vertheidiger der Entartungstheorie bereitwillig ein, that dagegen das Unhaltbare verschiedner der von Lubbock für seine Urwildheitstheorie beigebrachten Argumente auf treffende Weise dar. Als unwidersprechliche Belege für die Annahme einer wirklichen Degradation, eines thatsächlichen Herabgesunkenseins gewisser Stämme von früher innegehabter höherer Stufe ihres physischen wie sittlichen Daseins hob er insbesondere die Eskimo im eisigen Norden, und, die Feuerländer im äußersten Süden Amerika's hervor. Beide Stämme seien unverkennbar, durch die überhand nehmende Bevölkerung des Continents hinausgedrängt und von den sie vertreibenden kräftigeren Racen in ihre unwirthbaren Einöden ver-

[1]) Primeval Man: an examination of some recent speculations. London 1869 (vorher in N. Macleod's „Good Words", März — Juni 1868 erschienen)

wiesen worden, wo sie nothwendigerweise verkümmern und von Stufe zu Stufe tiefer hätten sinken müssen. Die Annahme besonderer Stammväter dieser Stämme, eines Eskimo-Adam hier und eines Pescheräh-Adam dort, leide an den unbesiegbarsten Schwierigkeiten. „Nicht einmal der extravaganteste Vertreter des Polygenismus werde annehmen wollen, daß es wirklich einen Eskimo-Adam gegeben habe, daß also in den eisigen Polarländern Menschen, sei es durch Erschaffung, sei es durch ursprüngliche spontane Entwicklung, ins Dasein getreten seien;" die Auffassung solcher tiefstehender Stämme als „degradirter Auswürflinge" der übrigen Menschheit, sei nicht bloße Glaubensmeinung, sondern wissenschaftliche Nothwendigkeit.[1]) Nicht anders aber werde es sich mit den Buschmännern der südafrikanischen Wüsten, den Van-Diemensländern, den Papuas und anderen australischen Wilden, auch wohl den einstigen Urbewohnern Mitteleuropas zur Renthierzeit, deren Steingeräthschaften und sonstige Reste man jüngst aus den Kiesbetten des Sommethals, aus belgischen Höhlen ꝛc. zu Tage gefördert habe, verhalten. Die Annahme einer Verdrängung, Ausstoßung und Entartung liege in allen diesen Fällen viel näher, als die einer uranfänglichen Wildheit der betr. Stämme. Was ferner die von Lubbock als allgemeine Grundlage der religiösen Entwicklung des Menschengeschlechts behauptete absolute Religionslosigkeit betrifft, so lasse sich ein solcher Zustand, gesetzt er existirte wirklich bei diesen oder jenen heutigen Wilden, nimmermehr als etwas Ursprüngliches, sondern lediglich als Degradationsproduct, als Wirkung eines Abfalles der betr. Völker von ihren ursprünglich gehabten religiösen Vorstellungen und Gebräuchen begreifen. Die vergleichende Religionswissenschaft lehre für alle Religionen ein Herabsinken von ihrer anfänglichen relativen Reinheit als natürliches Entwicklungsgesetz kennen. Es könne nichts Widersinnigeres gedacht werden, als daß Teufelsdienst, Menschenopfer, religiös geweihter Kannibalismus, sammt so manchen anderen gräßlichen Formen des Aberglaubens roher Naturvölker, den Ausgangspunkt oder die nor-

[1]) A. a. O., p. 164 sq.

male Vorstufe zur Entwicklung höherer Religionsformen gebildet haben sollten, während sie augenscheinlich nichts als Corruptionen und Verfallproducte einstiger reinerer Vorstellungsweisen und Sitten seien. — Manche dieser Einwürfe waren offenbar schlagender Art, obschon sie eine reichlichere Exemplification vermissen ließen und theilweise nur in kurzen Andeutungen bestanden. Das über die Eskimo als gen Norden gedrängte Auswürflinge der einstigen Indianerbevölkerung Nordamerikas fast nur vermuthungsweise Gesagte haben neuere Forschungen über die nationalen Ueberlieferungen der Grönländer ꝛc. sozusagen experimental und aufs Kräftigste bestätigt (s. unten). Deßgleichen ist die Hypothese einer ursprünglichen absoluten Religionslosigkeit mehr und mehr als unhaltbar erwiesen, also auch auf diesem Punkte das Argyll'sche Räsonnement als richtig bewährt worden. Immerhin war die Opposition des edlen schottischen Peer gegen den Lubbockismus in mancher Hinsicht eine schwächliche; sie räumte auf einigen Punkten, z. B. betreffs der Frage des Alters der Menschheit, wo der Herzog der gefeierten Autorität eines Lyell weichend die biblischen Anschauungen preisgab, dem Gegner mehr als nöthig ein. Auch ließ sie durch die Fülle gelehrter ethnologischer und archäologischer Beweisinstanzen, womit Lubbock in seiner folgenden Schrift: „Ueber den Ursprung der Civilisation“ (1870) seine Position zu decken und jeden Widerspruch zu Boden zu schlagen suchte,[1]) sich unnöthig rasch zum Schweigen bringen. Lubbock brachte in diesem neuen Werke keine wesentlich neue Behauptung vor; nur die Exemplificirung seiner die angebliche Urwildheit betreffenden Thesen erscheint als eine nach mehreren Seiten hin reichere und geschickter gruppirte als früher. Er vertheilt sein Material unter die Kapitel: Kunstthätigkeit und Verzierungen; Eheschließung und Verwandtschaft; Religion; Moral; Sprache; Gesetzgebung. Bei den drei mittleren Materien verweilt er mit besonderer Angelegentlichkeit: bei den Ehesitten, um als Ausgangspunkt von deren Entwick-

[1]) On the origin of civilisation and the primitive condition of man. Mental and social condition of savages. 2. edit., London 1870.

lung einen rohen Hetärismus oder eine völlige Weibergemeinschaft als angebliche Ursitte aller Völker zu behaupten; bei der Religion, um ein gewisses, sehr künstliches siebenstufiges Schema: Atheismus, Fetischismus, Totemismus (Sinnbilderdienst), Schamanismus, Idololatrismus (oder Anthropomorphismus), Anbetung naturbeherrschender geistiger Mächte und ethisirte Gottheitsidee, als den Stufengang, welchen wesentlich alle Völker auf dem Wege zur Religiosität zu durchlaufen pflegten, darzuthun; bei der Moral, um ihr erst sehr spätes Inverbindungtreten mit religiösen Vorstellungen durch Citirung einer Reihe von Beispielen aus dem Leben verschiedner Wilden wahrscheinlich zu machen. Denn, so führt er betreffs des letztgenannten Punkts aus: bei sämmtlichen wilden Völkern erscheinen religiöse Vorstellungen und moralische Eindrücke oder Motive gänzlich voneinander getrennt; dieselben zeigen niemals Reue wegen einer Sünde; ihrem Glauben an ein Jenseits und eine Geisterwelt wohnt nie die Erwartung einer sittlichen Vergeltung bei; die Mehrzahl ihrer Götter sind nicht gute, sondern schlimme, ja diabolische Wesen, u. s. f. Es sei ihm selbst, fügt er gewissermaaßen entschuldigend hier bei, schwer genug gefallen, sich diese ungünstige Vorstellung vom natürlichen Charakter der Menschen anzueignen; er habe ursprünglich eine weit bessere Meinung in diesem Betreff gehegt, die ihn indessen sein fortgesetztes Studium der Wilden aufzugeben genöthigt hätte.[1]) — Der Rückschluß vom gegenwärtigen Sein und Denken der Naturvölker auf ihre ursprünglichen Zustände wird hiebei bis zum Ermüden oft gemacht, ohne Rücksicht darauf, ob das Gegenwärtige wirklich als Maaßstab für Vergangenes und zudem für Urzeitliches dienen könne oder nicht. Bei Construction jener siebenstufigen Scala, welche das angebliche Emporsteigen von ursprünglichem Atheismus zu ethisirter Religiosität veranschaulichen soll, werden die heterogensten Dinge aus allen Weltgegenden zusammengebracht und so ein angebliches Entwicklungsgesetz aufgebaut, für welches gewiß auch kein Schatten von thatsächlicher Begründung aus dem wirklichen Leben

[1]) p. 301—370.

der Völker beigebracht werden kann. Der Einfluß darwinistischer Speculation und Spencerscher evolutionistischer Natur- und Socialphilosophie ist überall aufs Stärkste wahrzunehmen, obschon der Satz vom Affenursprung des Menschen nicht gerade bestimmt und ausdrücklich an die Spitze der Darlegungen gestellt wird — womit ohnehin eine Anticipation einer bis dahin von Darwin selbst noch nicht öffentlich aus seiner Theorie gezogenen Consequenz stattgefunden haben würde.

Ihren gefährlichsten Gegner erhielt die Whately-Argyll'sche Degradationstheorie weder an Lubbock, noch an Darwin, der im Eingange seines Werkes über die Abstammung des Menschen (1871) sich im Wesentlichen zustimmend zu den Lubbock'schen Argumenten für die Urwildheit erklärte, da dieselben ja seiner Beschreibung unsres Urstammvaters als eines schmalnasigen Chimpanse- oder Gorilla-Vetters, „behaart, mit Schwanz und Spitzohren versehen, auf allen Vieren gehend und wahrscheinlich baumkletternd" (arboreal), aufs Trefflichste sich anpassen,[1]) noch an Lyell, der schon früher, in seinem Buche über das Alter des Menschengeschlechts (1864), der Annahme einer ursprünglichen höheren Cultur mit sarkastischem Spott gegenübergetreten war,[2]) noch an Walter Bagehot, dem darwinistischen Socialpolitiker, oder an M'Lennan, dem eifrigen Erforscher

[1]) The Descent of Man etc., I, ch. V, p. 180 s. Vgl. II, ch. XXI, p. 385.

[2]) Das Alter des Menschengeschlechts, a. d. Engl. von L. Büchner, Kap. XIX. Die Art, wie hier die Annahme persifflirt wird, daß eine angebliche höhere Gesittung der ältesten Menschheit auch einen ungewöhnlich hohen Grad von technischer Meisterschaft und industrieller Vollkommenheit bedingt habe, (— sodaß die prähistorische Forschung statt roher Töpferarbeit und Steinwerkzeugen eigentlich Bildhauerwerke von größerer Vollendung als die eines Phidias und Praxiteles, dazu Teleskope und Mikroskope, elektrische Telegraphen, Eisenbahnen, Luftschiffe &c. zu Tage fördern müsse —), erinnert einigermaßen an Don Quixote's Kampf mit den Windmühlen. Kein wissenschaftlicher Gegner der Urwildheits-Theorie stellt die behauptete höhere Gesittung und Integrität an der Spitze der Menschheitsentwicklung in der geschilderten Weise, als einen hochgradigen Culturzustand von der Art der antiken oder gar der modernen Civilisation dar!

urzeitlicher Ehesitten und Vertheidiger der Annahme eines allmähligen Hervorgehens gesitteter Eheverhältnisse aus ursprünglicher Polyandrie der Weiber.[1]) Diese Alle sind, was reichhaltige Zusammenstellung und geschickte Entwicklung von Gründen für die Hypothese des „Savagismus" oder der Urwildheit betrifft, übertroffen worden durch Edward B. Tylor, den eigentlichen König dieses Forschungsbereichs, soweit dasselbe von Gelehrten englischer Zunge bisher angebaut worden. Die hieher gehörigen Schriften Tylor's, insbesondere seine 1871 erschienenen „Anfänge der Cultur" müssen als die wahren standard work's der naturalistischen Richtung auf unsrem Gebiete gelten. Ihre Ausführungen imponiren um so mehr, da sie bei Zurückweisung der gegnerischen Ansichten eine gewisse vorsichtige Mäßigung beobachten, ihre Polemik fast mehr nur gegen die Uebertreibungen Whately's als gegen das degradationistische Princip an sich zu richten scheinen, und manche Fälle stattgehabter Entartung von früher höherstehenden Völkern als thatsächlich zugeben.[2]) Tylor wirft dem bekannten Whatelyschen Satze von der Unnachweisbarkeit eines selbständigen Emporsteigens wilder Völker zu höherer Cultur mit Recht eine gewisse Einseitigkeit vor. Er stellt ihm die Frage entgegen: ob es denn umgekehrt für das unabhängig und von selbst erfolgte Versinken civilisirter Völker in einen Zustand der Barbarei einen geschichtlichen Nachweis gebe? Und dafür, daß solche Fälle vorhanden seien, stellt er eine Reihe beachtenswerther Beispiele zusammen: die unglückliche Colonie Tomi am schwarzen Meere laut Ovids Schilderung,[3]) die Meuterer des Schiffes Bounty auf der

[1]) W. Bagehot, Physics and Politics. London 1874. — M'Lennan, „Primitive Marriage", in seinen „Studies in ancient History", Lond. 1876.

[2]) Primitive Culture. Researches into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Art and Custom. London, 1871. 2 vols (deutsch durch Spengel und Poske: „Die Anfänge der Cultur" rc. Leipzig 1873; 2 Bde.). — Einige Jahr zuvor waren erschienen seine: „Researches into the early Hist. of Mankind. London 1865, (deutsch von H. Müller u. d. Tit.: „Urgeschichte der Menschheit" rc.).

[3]) Ex Ponto Ep. III, 8.

Pitcairn-Insel, die portugiesischen Mischlingsracen in Afrika und Indien, die Gauchos der Pampas, die Irokesen, Cheyenne-Indianer und Algonkins in Nordamerika, die Kamtschadalen. Bei manchen Stämmen, besonders in Nordamerika sei es ungewiß, ob man sie für verwildert oder für von äußerster Wildheitsstufe schon zu einem gewissen niederen Culturgrad emporgestiegen zu halten habe, u. s. f. Für die fernste Urzeit sei übrigens ein Zustand äußerster Rohheit und Uncultur das geschichtlich allein Bezeugte; ja es gebe kaum eine Landschaft der Erde, von der sich nicht mit Bestimmtheit behaupten lasse, daß dort einst Wilde gewohnt haben". Ueberall wo man prähistorisch forsche, stoße man auf die Spuren einer allem Metallgebrauch vorausgegangenen Steinzeit; Stein, Bronze, Eisen sei die schon von Lucrez bezeugte Stufenfolge, durch welche alle industrielle Entwicklung hindurchgegangen sei. — Was die religionshistorischen Gründe der Vertheidiger der Urwildheitslehre betrifft, so urtheilt Tylor auch über sie ziemlich maaßvoll und umsichtig vermittelnd. Er warnt davor, Argumente von so zweifelhafter Haltbarkeit ins Feld zu führen, wie die von der angeblichen absoluten Religionslosigkeit gewisser dermaliger Völker hergenommenen, die sich schon so manchmal bei tieferem Eindringen der betr. Forschung in ihr Gegentheil verkehrt hätten.[1]) Dennoch setzt er alsdann wieder voraus, daß alle Religion etwas natürlicherweise Gewordenes, ein Entwicklungsproduct der Cultur sei. Wie befangen in seiner naturalistischen Vorstellungsweise er ist, zeigen Sätze wie beispielsweise dieser: „Wäre es mit Bestimmtheit erwiesen, daß religionslose Wilde existiren oder existirt haben, so könnte man diese, wahrscheinlich wenigstens, als Repräsentanten des Zustandes der Menschen betrachten, ehe er die religiöse Stufe der Cultur erreichte". Auch sonst erweist er sich, ungeachtet seines Strebens nach Unbefangenheit und Unparteilichkeit, als festgefahren in den Speculationen positivistischer Weltansicht. Seine vielgerühmte Theorie vom „Animismus" als der bei allen Völkern tief eingewurzelten Vorstellung von geistigen Wesen, welche

[1]) II, 418 sq.

die Naturgegenstände beseelten, ist eine ganz und gar positivistische. Die Art, wie er die spiritualistischen Lehren entwickelterer Religionssysteme bis hinauf zum christlichen Unsterblichkeitsglauben auf derartigen Animismus zurückzuführen und als höhere Entwicklungsproducte desselben darzustellen sucht, lautet ächt materialistisch. Nicht minder geben seine in die Schlußbetrachtungen verflochtenen Urtheile über das anglikanische und die übrigen kirchlichen Glaubenssysteme den Jünger Spencers und Darwins zu erkennen. „Das allgemeine Studium der Ethnographie der Religion", meint er, „scheint, wenn es über die ganze unendliche Stufenfolge ausgedehnt wird, eine wesentliche Stütze für die Entwicklungstheorie in ihrem höchsten und weitesten Sinne abzugeben".[1])

Die Einschränkungen, welche Tylor dem extremen „Savagismus" Lubbocks angedeihen läßt, haben hie und da Nachachtung bei den urgeschichtlich-archäologischen Forschern seiner Nation gefunden. Man darf dermalen fast von einer Tylorschen Schule reden, welche den Speculationen über die erste Urzeit unsres Geschlechts ein gewisses degradationistisches Element einverleibt und von jenen Einseitigkeiten des Lubbockismus nichts wissen will. Alfr. R. Wallace gehört dahin, der Mitentdecker der Descendenzlehre; er will aus derartigen uralten Cultur-Denkmälern wie die Pyramiden Aegyptens, die kolossalen Mounds des Ohio-Thales, die riesengroßen Steinfiguren der Osterinsel ꝛc., den Schluß gezogen wissen: es sei wahrscheinlich, daß die meisten, wonicht gar alle jetzigen Wilden die Nachkommen höherstehender Racen seien und daß da und dort einstmals beträchtlich hohe Culturen bestanden hätten, welchen später barbarische Völkerströmungen den Untergang bereiteten.[2]) Aehnlich hatte schon früher Max Müller vom vergleichend-mythologischen Standpunkte aus den Satz vertheidigt: nicht allenthalben und aus-

[1]) II, 452 ss.

[2]) Wallace, Präsidential-Ansprache an die biolog. Section der Brit. Association zu Glasgow, 1876.

nahmslos habe die Menschheit sich aus absoluter Urwildheit emporgearbeitet; z. B. sei dieß von den Griechen Homers geradezu undenkbar. Sir Herbert Spencer verbietet es gleichfalls, überall und ausnahmslos in den heutigen Sitten und Anschauungen der Wilden z. B. in ihren fetischistischen Religionsvorstellungen, ohne Weiteres die wahre Urbeschaffenheit unsres Geschlechts erblicken zu wollen. Aehnlich Arthur Mitchell, Secretär der schottischen Alterthumsvereine, der besonders darauf dringt, daß man die Elemente der Civilisation nicht übersehe und nicht überschätze, die fast überall das Leben und die Gebräuche der wilden Völker durchsetzen ꝛc.[1]) — Auf der andern Seite freilich erscheint auch der radikale Lubbockismus nach wie vor mit eifrigen Anhängern begabt, die wie Baring Gould auf ächt-positivistische Weise Fetischismus, Polytheismus, Monotheismus als die nothwendigen Entwicklungsstadien der Religion darzuthun suchen, oder wie Ray Lankester und andre darwinistische Ultras die von Häckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" und „Anthropogenie" dargebotenen Instanzen für einen Thierursprung unsres Geschlechts willkommen heißen und — entgegen den Warnungen besonnener Forscher wie Huxley ꝛc. — ohne Weiteres als baare Münze hinnehmen[2]), oder wie Lewis H. Morgan sich in einem peinlich genauen Schematisiren, behufs Aufzeigung des stufenmäßigen Fortschritts der Urwilden bis zur Erreichung einer gewissen barbarischen Halbcultur gefallen[3]). Die Gesammtgeschichte unsres Geschlechts soll nach diesem letztgenannten Forscher viele Myriaden

[1]) Max Müller, Oxford Essays: on comparative Mythology (1856) Desselben Hibbert Lectures (on the growth and origin of religion etc., Lond. 1879), Lect. III, p. 65 ss. — Arthur Mitchell, in den „Rhind Lectures on Archeology", 1878.

[2]) Baring Gould, The origin and development of religious belief. Lond. 1869. — E. Ray Lankester, Notes on embryology and classification, etc. Lond. 1877.

[3]) Lewis H. Morgan, Ancient Society ss.: Researches into the human progress from Savagery through Barbarism to Civilisation. Lond. 1878.

von Jahren umfassen und wahrscheinlich bis jenseits der großen Eiszeit zurückreichen. An Vorstufen einer solchen halben Civilisation, wie etwa die der Griechen zu Homers Zeiten war, soll dasselbe nicht weniger als sechs zurückgelegt haben: drei Stufen eigentlicher Wildheit (savagery), nemlich „niederste Wildheit“ (lower s.) bis zur Erfindung des Feuers und Einführung der Fischkost, „mittlere Wildheit“ bis zur Erfindung von Pfeilen, Bogen, Bumerangs und derartiger Waffen, und „höhere Wildheit,“ endigend mit der Erfindung der Töpferkunst; und sodann drei Stufen der Barbarei oder Halbwildheit, nemlich „tiefste Barbarei“, endigend mit Zähmung der Hausthiere auf der östlichen, und mit Einführung der Maiscultur auf der westlichen Halbkugel; „mittlere Barbarei,“ bis zur Erfindung phonetischer Alphabete, und „höhere Barbarei“ bis zur Production einer solchen Cultur wie die der Homerischen Helden. — Mit Recht hat Tylor das übermäßig Künstliche und Phantasievolle dieser Morganschen Periodeneintheilung gerügt und hinreichende Begründung der statuirten Zeiträume mit concreten Thatsachen vermißt[1]).

Ein ähnliches Nebeneinander von bald extrem bald gemäßigt evolutionistischen und von degradationistischen Theorien wie die englische, stellt die modern französische Literatur über unser Thema uns vor Augen. Für die Zutageförderung thatsächlicher Beweise für die Existenz absolut roher Urmenschen an der Spitze der heutigen europäischen Cultur hat keine Nation eifrigere Anstrengungen gemacht als die französische. Auf französischem Boden wurde, dank dem unermüdlichen Forschen und Ringen des „Märtyrers der paläontologischen Wissenschaft“ Boucher de Perthes († 1868), der vieljährige Streit über die Existenz oder Nichtexistenz fossiler Menschen endlich im J. 1863 endgiltig entschieden. Der Kiefer von Moulin Quignon wurde durch eine internationale Jury, gebildet aus französischen und britischen Gelehrten wie Milne-Edwards, Busk, Prestwich 2c., als der quaternären Zeit angehörig bestimmt. Eine lange Reihe ähn-

[1]) Academy, 20. Aug. 1878.

licher Funde schloß sich an, welche die Position der hartnäckigen dogmatischen Leugner fossiler Menschenreste aus Cuviers Schule mehr und mehr unhaltbar machten[1]). Nirgends ist seitdem mit größerem Enthusiasmus der prähistorischen Wissenschaft gehuldigt worden, nirgends hat das aus Dänemark stammende Schema der drei Zeitalter (Stein-, Bronze und Eisenzeit) bereitwilligere Gläubige gefunden, nirgends ist man rascher und unbedachtsamer vom Glauben an den quaternären zu dem an den tertiären Fossilmenschen fortgeschritten! Mit dem „homme tertiaire" wird hier in alterthumsforschenden Kreisen vielfach ein fast abgöttischer Cultus getrieben; es gibt Fanatiker dieses Cultus (de Mortillet rc.), welche für die Annahme halb affen- halb menschenartiger Bewohner Europas zur Pliocän- oder gar schon zur Miocänzeit wie für ein neues Evangelium Propaganda machen und bald die technischen Fertigkeiten bald die Geschlechtssitten dieser sprachlosen „précurseurs de l'homme" mit lebhafter Phantasie auszumalen suchen[2]). An besonneneren Gegnern dieser Extravaganzen fehlt es nicht. Noch protestirt de Quatrefages dagegen, daß man aus den Skeletresten und Artafacten von angeblich tertiärem Ursprung für den Darwinismus Capital schlage; noch erklärt eine bedeutende anatomische Autorität wie Broca den Tertiärmenschen für ein einstweilen noch unbewiesenes Problem[3]). Auch entschiednere Vertreter der Entartungstheorie, die in der Weise wie früher der edle französische Schweizer de Rougemont die biblische Urgeschichte mit archäologischer und religionshistorischer Gelehrsamkeit vertheidigen, hat das heutige Frankreich immer noch aufzuweisen. Andre huldigen einer vermittelnden Richtung, indem sie zwar betreffs der Altersfrage von der biblischen Autorität abweichen, sonst aber

[1]) S. besonders Meunier, Les ancêtres d'Adam. Histoire de l'homme fossile. Paris 1875. Vgl. m. Geschichte der Beziehungen rc. II, 759 f.

[2]) Gabr. de Mortillet, Le précurseur de l'homme. Lyon 1873. — Giraud-Teulon, Les origines de la famille. Par. 1874, u. s. f.

[3]) J. Broca, Ansprache an die franz. Association Scientifique zu Havre, 1877. — Vgl. A. de Quatrefages, das Menschengeschlecht rc. Leipzig 1878.

diese zu halten suchen, also an der Annahme einer gottbildlichen Erschaffung der Menschheit und eines nur allmählig in Folge der Sünde eingetretenen Verwilderungsprocesses festhalten.[1])

Aehnlich steht es dermalen in Deutschland. Die unbedingte Gegnerschaft gegen jedwede Entartungstheorie erscheint seit dem Ueberhandnehmen darwinistischer Speculationen als der besonders auf allen Naturforscher- und Archäologen-Congressen dominirende Factor. Schon bei einer Archäologen-Versammlung zu Bonn 1868 fand ein die Urgeschichte der Menschheit im Sinne des einseitigsten Evolutionismus behandelnder Vortrag des jüdischen Sprachgelehrten Lazar Geiger fast nur Einen Gegner (v. Quast), dessen Einwürfe der Vorsitzende Schaaffhausen unter ziemlich allgemeinem Beifalle als Producte dogmatischer Befangenheit zurückwies. Allerdings haben spätere Versammlungen dieser Art auch manches besonnenere Urtheil zur Geltung gebracht. Der französisch-belgischen Schwärmerei für pliocäne oder miocäne Urmenschen ist bisher noch ziemlich regelmäßig deutscherseits widersprochen worden; ja auf dem Anthropologencongreß zu Dresden 1874 wagte der Vorsitzende Oscar Fraas den Tertiärmenschen — dieses sprachlose, feuersteinschlagende Geschöpf französischer Einbildungskraft, „halb Frühgeburt halb Mißgeburt" — ohne Weiteres feierlich zu begraben[2]). Auch sind die schwindelhaften Altersberechnungen, welche schweizerische und französische Forscher auf Grund der Pfahlbautenfunde seit Mitte der 50er Jahre versucht hatten, gerade durch deutsche Untersuchungen nüchternerer Art widerlegt worden. Den eine ähnliche Tendenz verfolgenden Bronze- und Eisenalter-Speculationen der Skandinavier sammt den mit ihnen zusammen-

[1]) So z. B. der Marquis de Nadaillac, L'ancienneté de l'homme. Par. 1870. — Bischof Meignan v. Chalons: Le monde et l'homme selon la Bible, Par. 1869. — F. Lenormant, Les premières civilisations, Par. 1874, T. I, p. 53. 58.

[2]) Vgl. E. aus'm Weerth, Der internationale Congreß für Alterthumskunde und Geschichte zu Bonn im Sept. 1868, sowie H. v. Ihering, Der deutsche Anthropologen-Congreß zu Dresden 1874 (S. 57).

hängenden fabelhaften Leistungen der Steinzeit-Archäologen im Periodisiren ihres Bereichs (als zerfallend in eine paläolithische und eine neolithische Zeit, wovon die letztere wieder eine ältere und eine jüngere Epoche, und diese letztgenannte wieder ein megalithisches und ein kryptolithisches Zeitalter in sich begreifen soll, u. s. f.),[1] nicht minder auch der seitens französischer Paläontologen ausgeklügelten Distinction zwischen einer „Mammuthperiode" und einer „Renthierperiode" (vgl. unten) droht neuerdings, wiederum in Folge tiefer eindringender und gründlicherer deutscher Forschung, ein ähnliches Schicksal. Immerhin erscheint diejenige Betrachtungsweise, welche von der Voraussetzung einer uranfänglichen Rohheit unsres Geschlechts ausgeht und jedwede supranaturalistische Fassung des Urstandsbegriffes preisgibt, bei den natur- und sprachwissenschaftlichen Forschern unsrer Nation dermalen als vorzugsweise beliebt. Ein großer Theil der nicht darwinistisch gerichteten Zoologen und Anthropologen denkt hierin übereinstimmend mit den Darwinianern; und von diesen wird theilweise Aehnliches geleistet wie von ihren Gesinnungsgenossen im Auslande. Moriz Wagner schildert mit vieler Phantasie den Kampf mit den Schrecken der Eiszeit, der unsre affenmenschlichen Voreltern in ihren mitteleuropäischen Ursitzen zum allmähligen Fortschreiten in der Cultur gestählt und aus noch sprachlosen Simiaden in intelligente Menschen umgewandelt habe. Häckels „Schöpfungsgeschichte" wagt einmal, gegen ihr Ende hin, die kühne Behauptung: es gebe immer noch gewisse äußerst wilde Stämme „im südlichen Asien und östlichen Afrika," welche von der ersten Grundlage aller Gesittung noch keinen Begriff haben, „in Heerden beisammen leben wie die Affen, größtentheils auf Bäumen kletternd (!) und Früchte verzehrend," noch ohne Kenntniß des Feuers, als Waffen nur Steine und Knüppel gebrauchend, wie es auch die höheren Affen thun"![2] Andre begeisterte

[1] Siehe v. Maacks Antiquar. Untersuchungen, im Archiv f. Anthropologie 1869, H. III, S. 266 ff. (sowie zur Kritik seiner übermäßig künstlichen Theorie. Lindenschmitt, ebendas. 1870, IV, 43).

[2] Moriz Wagner, Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus,

Vertreter des Monismus vertiefen sich, wetteifernd mit jenen Forschern des Auslandes wie M'Lennan, Giraud-Teulon &c., in geistreiche Studien über die frühesten Anfänge der ehelichen Verhältnisse oder über „die geschlechtliche Zuchtwahl beim Menschen in der Urzeit.“ Oder man sucht Menschenfresserei als allgemein verbreitete Sitte der Urmenschheit zu erweisen, rohen Fetischdienst als die nothwendige Grundform und Urgestalt aller Religion darzuthun, u. s. f.[1] Eine Zusammenfassung dieser verschiednen radikal-antibiblischen und antitheistischen Bestrebungen auf dem Gebiete urgeschichtlicher Speculation hat O. Caspari in seiner zweibändigen „Urgeschichte der Menschheit“ versucht. Darin wird, ächt dogmatisch, die Thierabstammung des Menschen als nunmehr wissenschaftlich erwiesene Thatsache vorausgesetzt, auch in engem Anschluß an Häckel ein untergegangenes südindisches Festland Lemuria als einstiger Schauplatz der Fortentwicklung der Halbaffen zu Menschen gelehrt. Die Frage nach dem Ursprung der Religion als einer allgemeinen Grundeigenthümlichkeit unsrer Race wird, wesentlich übereinstimmend mit Darwin, dahin beantwortet, daß auch schon die Thierwelt, wenigstens die höhere, eine Anlage zur Religiosität sowie Spuren religiöser Gefühle und Triebe kundgebe; seien die zu dieser Thierreligion hinüberreichenden Fäden „allerdings schwer zu finden“ (!), so sei es „wissenschaftlich um so wichtiger, denselben nachzuspüren.“ Auch die Sprachentwicklung unsres Geschlechts wird in engem Zusammenhange mit der Thier- insbesondre der Vogelsprache betrachtet, übrigens eine angeblich schon früher stattgehabte „höhere Ausbildung der Handgeschicklichkeit“ sammt

im „Ausland“ 1871, Nr. 24. — Häckel, Nat. Schöpfungsgeschichte, 3. Aufl. S. 653 (In neueren Auflagen, z. B. der 1879 erschienenen siebenten, S. 676, sind einige der kühnsten Zuthaten dieser Schilderung, wie das Baumklettern und die Unkenntniß des Feuers, verschwunden).

[1]) M. Kulischer, Die geschlechtl. Zuchtwahl &c. in d. Urzeit — Zeitschr. f. Ethnologie 1876, II, 140 ff. (vgl. ebend. 1878, III, 190 ff.) — Schaaffhausen, im Archiv f. Anthropologie 1867, II, 1870 H. IV. Vgl. unten, den folg. Abschnitt.

dadurch herbeigeführtem Aufrechtgehen unter den ihr allmähliges Fortschreiten bedingenden Faktoren genannt 2c.[1])

Die sehr mannigfaltig gearteten Gegenkundgebungen aus dem antidarwinianischen Heerlager mit ihrer bald consequenteren, bald mehr nur bedingten und gewisse Concessionen (z. B. hinsichtlich der Altersfrage) machenden Zurückweisung dieser naturalistischen Speculationen werden, so weit sie belangreich sind, in den folgenden Abschnitten zur Sprache kommen. Vorläufig sei in ihrem Betreff nur so viel bemerkt, daß sie ein zahlreiche Positionen und Schattirungen umfassendes Meinungsbereich darstellen, innerhalb dessen ebensowohl die reactionärsten Standpunkte und die unverholensten Zweifel an der Berechtigung einer s. g. prähistorischen Wissenschaft überhaupt, wie ein möglichst weitgehendes Entgegenkommen zum Descendenzstandpunkte hin repräsentirt erschienen. Wenn einerseits der berühmte Aegyptologe Brugsch aller prähistorischen Wissenschaft überhaupt, als einer „Pyramide scharfsinniger Hypothesen, auf deren Spitze in nebelhafter Höhe das Bild des Menschen-Affen als letztes Schlußtableau thront," den Krieg erklärt und ihre Tendenz, „unser Geschlecht auf die Fratze des Affenthums zurückzuführen und so dem Zufalle anzurechnen was Ausfluß der höchsten Weisheit ist," aufs schärfste tadelt,[2]) so haben andrerseits selbst Theologen, wenn nicht von streng positiver doch von vermittelnder Haltung, der Thierursprungs-Hypothese, falls sie nur eine gewisse religiöse Wendung oder Deutung erfahre, die Hand der Versöhnung dargeboten. Rud. Schmid meint, die Bibel sei der Annahme solcher Mittelursachen bei der Erschaffung des Menschen, wie die im Darwinschen System ihre Rolle spielenden, keineswegs ganz entgegen. Er verweist auf 1. Mos. 2, 7 und behauptet: „Vom idealen Gesichtspunkte aus gehört die Staubnatur

[1]) O. Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens. 2 Bde. Zweite Aufl. Leipzig 1877 f. (bes. I, 12 f., 150 ff., 299 ff.).

[2]) H. Brugsch-Bey, Die prähistor. Wissenschaft und der „Mensch-Affe". — Wiener „Presse" vom 4. Sept. 1872.

so nothwendig zum Wesen des Menschen, daß die Frage, ob der Zusammenhang dieses Menschen, der Staub von der Erde ist, mit dieser Erde, durch die Form eines vorausgegangenen thierischen Organismus vermittelt ist oder nicht, gar keine Bedeutung mehr hat." Das Sichsträuben gegen eine thierische Ahnenschaft des Menschen erscheint ihm als gegenstandslos, als durch die Bibel keineswegs geboten; auch verlange ja die biblische Urgeschichts-Ueberlieferung „durchaus nicht die Annahme einer allmähligen Depravation unsres Geschlechts."[1]) Ein andrer evangelisch-theologischer Conciliator von Bibel und Darwinismus ist in dem zuletzt berührten Punkte noch weiter gegangen und hat kühnlich behauptet: „die Depravationshypothese habe sogar weniger Boden in der Bibel, als die entgegengesetzte Annahme"![2])

Muß man wirklich so weitgehende Zugeständnisse machen? Muß in der That, modernen wissenschaftlichen Entdeckungen zulieb, die Aussage der Schrift dermaßen einseitig aufgefaßt und umgedeutet werden, daß sie überwiegend gegen die Annahme eines Herabgesunkenseins unsres Geschlechts von einem höheren und besseren Urzustande lautete, statt, wie unsre frühere Betrachtung dieß gelehrt hat, vielmehr überwiegend für diese Annahme zu zeugen? — Sind es auch wirkliche Entdeckungen der Wissenschaft, die zu einem solchen Verlassen des Schriftgrundes — denn darauf liefe jene Umdeutung eigentlich hinaus — nöthigen? Ist es in der That, um mit Brugsch zu reden, eine „breite Grundlage von Thatsachen", auf welcher jene Hypothesen-Pyramide mit dem Bilde des Menschen-Affen auf nebelumhüllter Spitze sich aufbaut? Oder sind sie beide gleich nebelhaft: die Spitze der Pyramide wie ihr Grund, die thatsächlichen Prämissen wie das aus ihnen Gefolgerte?

Die zunächst folgenden Abschnitte werden diese Fragen zu beantworten haben. Vor allem sind diejenigen Thatsachen der modernen

[1]) R. Schmid, Die darwinschen Theorien 2c., Stuttgart 1876, S. 304.

[2]) Gustav Zart, Naturwissenschaft und Bibel 2c., 1878, S. 76.

Wissenschaft prüfend ins Auge zu fassen, welche für die früheste Epoche der Menschheitsgeschichte den angeblichen Nachweis ihres Verflochtenseins in die letzten Stadien vormenschlicher Thiergeschichte liefern sollen. Könnte irgendetwas die These von der Urwildheit unsres gesammten Geschlechts dauerhaft stützen und den Paradiesesglauben definitiv entwerthen und entwurzeln, es müßten diese steinernen und versteinerten Monumente aus einer Zeit vor aller bekannten Geschichte sein; denn keines der sonst noch gegen unsre Annahme ins Feld geführten Argumente, sei es religionshistorischer, sei es sprachwissenschaftlicher oder archäologischer Art, scheint in eine gleich fernliegende Vergangenheit zurückzureichen. Mit diesen am weitsten gehenden Gegenanträgen gegen die biblisch-kirchliche Position haben wir uns also vor allen Dingen abzufinden.

V.

Prüfung der vorgeschichtlich-anthropologischen (paläontologischen) Gegeninstanzen.

Es hat eine Steinzeit am Anfange menschlicher Geschichte gegeben. Es sind fossile Reste der dieser frühesten und rohesten Culturperiode angehörigen Menschen zu Tage gefördert worden. Seit nahezu zwei Jahrzehnten ist der Widerspruch der Paläontologen aus Cuviers Schule, welche diese Thatsachen leugneten, zum Verstummen gebracht worden. Wenn nicht ganze Skelete, so doch erhebliche Skeletbruchstücke von Steinzeit-Menschen sind in ziemlicher Zahl ausgegraben worden. Durch die jenem Moulin-Quignon-Kiefer theils schon vorangegangenen theils gefolgten Funde von Aurignac, Naulette, Cromagnon, Schussenried, Solutré, Thayngen ꝛc. ist der Mensch als einstiger Zeitgenosse der einst die großentheils noch vereisten Länder Mitteleuropas bevölkernden Renthiere, ja vielleicht gar der noch älteren Mammuthe und anderer untergegangener urweltlicher Thiere unsres Continents erwiesen. Die lediglich auf Steinwerkzeuge, roh bearbeitete Knochen und primitives Töpfergeräth sich beschränkende Industrie dieser ältesten Repräsentanten unseres Geschlechts steht in zahlreichen ihrer Producte anschaulich vor unsren Blicken; Lukrez's bekannte Schilderung, soweit sie einer Metallwaffen-Epoche eine Zeit bloßer Steingeräthe vorausgehen läßt, erscheint geschichtlich bestätigt. Die naturalistische Opposition wider die biblische Urstandslehre besitzt an diesen Monumenten aus der Steinzeit jedenfalls ihre werthvollsten, ihre solidesten und gewichtigsten Waffen. Einen wissenschaftlich soliden, wenn auch noch nicht gerade exacten

Character tragen ihre Einwürfe in der That erst, seitdem sie diese Waffenstücke ins Feld zu führen begonnen hat. Erst seit Lyell, Lubbock und Tylor hat die antibiblische Urstands-Speculation ihre frühere, einseitig theoretische und vielfach schwindelhaft phantastische Argumentationsweise allmälig fahren gelassen. Sie ist erst seitdem ein Factor geworden, mit dem man wissenschaftlich zu rechnen hat, wenn man der in unsrem Problem beschlossenen Wahrheit auf den Grund kommen will.

Aber kommt denn diese Waffe, deren soliden Werth wir bereitwillig zugestehen, auch wirklich der Opposition gegen den biblischen Urstandsbegriff ausschließlich zu Gute? Ist es in der That die prähistorische Wissenschaft als bibelfeindliche, als mit der Urgeschichte der Genesis schlechthin nicht auszusöhnende, die damit gestützt wird? Muß der Glaube an eine paradiesische Hoheit und Reinheit des Ausgangspunktes der menschlichen Entwicklung an jenen Stein- und Knochengeräthen der Quaternärzeit zerschellen und zu Schanden werden?

Wir bestreiten das mit aller Bestimmtheit, und zwar zuvörderst aus dem exegetischen und biblisch-historischen Grunde, den das vierte Kapitel der Genesis uns schon früher vor Augen gestellt hat. Auch die mosaische Urkunde kennt eine Steinzeit als der Stufe der Metallbearbeitung vorhergegangen. Die Baumäste und Steine, welche der römische Dichter als frühestes Waffenmaterial dem Erz und Eisen vorausgehen läßt, stimmen ebenso gut mit der biblischen Darstellung wie mit dem Zeugnisse der prähistorischen Forschung überein. Von Kain dem ersten Todtschläger, bis auf Thubalkain den ersten Waffenschmied herrscht Steincultur, mit dem letzteren beginnt Erz- und Eisencultur; wo bleibt da die Discrepanz zwischen Bibel und Prähistorie? — Und muß denn nothwendig gerade nur der frühesten Urzeit die Steincultur als specifisch Eigenthümliches reservirt werden? Fordert die Bibel, daß man ein sofortiges und allgemeines Uebergehen aller Stämme zum Gebrauche der Erfindungen der Söhne Lamechs voraussetze? daß man die nachsint-

fluthliche Menschheit als von vornherein ausnahmslos auf der Stufe der Metallcultur stehend denke? daß man ein auch noch späteres sporadisches Vorkommen von „Steinmenschen" sich aus dem Sinne schlage? — Wenn sie aber dieß alles nicht fordert, vielmehr bestimmte Andeutungen betreffs eines Hineinreichens einzelner Nachwirkungen der ursprünglichen Steincultur bis in die bekanntere historische Zeit hinein darbietet — man denke nur an Zippora's, an Josua's steinerm Beschneidungsmesser, Exod. 4, 25; Jos. 5, 2 harmonirt sie nicht auch hierin wesentlich mit dem bisher durch die vorhistorische wie historische Archäologie Ermittelten? Ein mehrfaches örtlich bedingtes Hineinragen der Stein- in die Metallculturzeit lehrt ja auch diese. Im hohen Norden Sibiriens, bei den Papuas der Humboldt-Bai und verschiednen andren Stämmen Neuguinea's, bei den Eingeborenen Neucaledoniens und den Bewohnern der Admiralitätsinseln (die dem Zeugnisse der Challenger-Reisenden zufolge lediglich gewisse mit Obsidianspitzen versehene Lanzen als Waffen gebrauchen) sowie auf einigen andren Punkten ist die Steinzeit als noch gegenwärtig fortbestehend erwiesen worden. Bis in die neuere Zeit hinein scheint dieselbe bei den Aïnos der Japanesischen Inseln gedauert zu haben, bis ins 11. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bei den Bewohnern der östlichen Mandschurei, deßgleichen wie es scheint bis ins Mittelalter hinein oder noch länger bei mehreren andren Stämmen Asiens und wohl auch Europas.[1]) Mit Steinäxten läßt ja noch das alte Hildebrandslied die Helden Hildebrand und Hadubrand ihren Streit ausfechten; auf bloßen Steinwaffengebrauch beschränkte Völker kannten noch verschiedne Historiker des classischen Alterthums. Und was hindert's doch, auf Grund der neuerdings viel erörterten Feuerstein-Artafacte der libyschen und der

[1]) Vgl. Ztschr. f. Ethnologie 1878, IV, 465; Archiv f. Anthropol. Bd. 8, 250; Bd. 9, 99 ff.; Globus Bd. XX, 16, 255; Bd. XXVI, Nr. 20. — Beim sechsten urgeschichtl.-anthropol. Congreß zu Brüssel 1876 einigten sich sämmtliche Archäologen dahin, ein mehrfaches lokales Fortbestehen der Steinzeit anzunehmen (Corresp.-Bl. rc., 1872, S. 91).

arabischen Wüste ein Fortdauern der Steinzeit in dieser nächsten Nachbarschaft des frühzeitig halbcultivirten Nilthals bis in die historische Zeit hinein anzunehmen, oder auch, wie Andre wollen, etwas wie eine förmliche Steinzeit für Aegypten zu statuiren und für diese Annahme gleichfalls wieder jene Stellen Exod. 4, 25; Jos. 5, 2 als indirecte Belege geltend zu machen? Die ungeheure Massenhaftigkeit der betr. Steinsplitter schien vielen Forschern die Auffassung derselben als wirklicher Kunstproducte zu erschweren: man meinte eher durch atmosphärische Wirkungen, z. B. starke Hitze mit plötzlich darauf gefolgtem Regen, hervorgebrachte Naturphänomenen, als etwa Reste oder Trümmerhaufen uralter Steinwaffen-Fabriken, in ihnen erblicken zu müssen. Und doch scheint die neueste paläontologische Untersuchung des Gegenstandes die letztere Annahme überwiegend zu begünstigen, sodaß die bisher besonders seitens ägyptologischer Autoritäten wie Lepsius, Ebers, Chabas, Brugsch ꝛc. ihr entgegengebrachte Abneigung wohl bald einer zustimmenden Haltung auch von dieser Seite her Platz machen dürfte.[1]) Aber über die Frage wegen des Alters der betr. Steinwerkzeuge würde damit noch keineswegs eine Entscheidung getroffen sein,[2]) sowenig wie die Kieseläxte und sonstigen

[1]) Der zuerst durch die Franzasen Hamy und Lenormant (1869) vertretnen Auffassung der ägyptischen Feuersteinschichten als uralter Waffenfabriken (wogegen besonders Lepsius im Corresp.-Blatt der deutschen Gesellsch. für Anthropol., 1871, Nr. 5 und Ebers in der Zlschr. f. ägypt. Sprache 1871, I. u. II auftraten) haben nach und nach zugestimmt: Zittel (Briefe aus der lib. Wüste 1875, S. 45), Rahlfs (Drei Monate in der lib. Wüste, 1875, S. 160), Much (Miltheilungen der Wiener anthrapal. Gesellsch. 1876, Nr. 4), Rabert Hartmann (Die Nigritier, Thl. I, 1876), Fraas (Aus dem Orient, II: Geol. Beobachtungen am Liban., 1868), jüngst auch der längere Zeit skeptisch urtheilende G. Schweinfurth (nach Mook's Vartr. über die Steinzeit in Aegyten bei der deutschen Anthrop.-Vers. zu Kiel 1878), sowie früher schon die Aegyptalogen Lauth (Corres.-Bl. ꝛc. 1873, Nr. 2) und Mariette (s. d. folg. Note).

[2]) Mariette (s. Academy, March 20, 1875) hat gegen den künstlichen Ursprung der äg. Feuersteinsplitter nichts einzuwenden, will dieselben aber nicht einer vorgeschichtlichen, sondern erst der geschichtlichen Zeit zugewiesen wissen. — Ueber

rohen Stein- und Knochenwerkzeuge der belgischen, französischen und deutschen Höhlenfunde, darum weil man sie Menschen der s. g. Renthierperiode beizulegen genöthigt ist, hinsichtlich der Zeit, aus welcher sie herrühren, schon sicher fixirt genannt werden können. Diese Altersfrage, über welche erst weiter unten specieller zu handeln sein wird, ist für den Hauptpunkt, um welchen es sich hier handelt, von minder wesentlichem Belange. Es liegen übrigens, so viel mag schon jetzt vorläufig constatirt werden, durchaus keine zwingenden Gründe für die Annahme eines etwa nach Zehntausenden von Jahren zu messenden Alters der betreffenden Geräthe und der mit ihnen beisammen gefundenen menschlichen Skeletreste vor. Die Zurückführung dieser Funde auf eine der biblischen Sintfluth entweder um einige Jahrhunderte vorausgehende, oder auch ihr erst gefolgte Epoche, mithin in eine Zeit wo theilweise und in andren Gegenden schon vorgerücktere Culturzustände herrschten, leidet an keinen wesentlichen Schwierigkeiten. Europas Steinzeit kann sehr wohl eine nur relativ vorhistorische gewesen, sie kann sehr leicht mit einer schon mehr oder minder fortgeschrittenen Metallcultur südlicherer und östlicherer Länder gleichzeitig verlaufen sein.[1])

Es besteht kein wirklicher Widerspruch zwischen der durch die neuere Forschung erhärteten Annahme einer ursprünglichen Steincultur und zwischen den Angaben der biblischen Urgeschichte. Nicht die Kieseläxte der „prähistorischen Menschheit" drohen dem Para-

die Frage wegen des Alters und Ursprungs der mancherlei in Syrien und Palästina aufgefundnen Silex-Werkzeuge, insbesondere jener von Gilgal, worin Guérin (Description de la Paléstine, II, 1874) unmittelbar die Beschneidungsmesser Josua's wiederkennen wollte, s. besonders Socin in Kautzsch und Socin: Die Aechtheit der moabitischen Alterthümer, 1876, S. 21 ff.

[1]) Ueber Fraas und andere Vertheidiger eines Hineinreichens der s. g. Renthierperiode Frankreichs und Deutschlands, sowie überhaupt des Schlußstadiums der Eiszeit, in unsere geschichtliche Periode; deßgleichen über die neueren Gegner der französischen Distinction einer Mammuth- und einer Renthierzeit (Nehring, Zittel, Ratzel rc.) s. weiter unten, sowie den Abschnitt über das Alter des Menschengeschlechts.

dieſesglauben Verderben, — aber vielleicht Geſtalt und Ausſehen dieſer prähiſtoriſchen Menſchheit ſelbſt? Sind es in der That ganze oder halbe Affenmenſchen geweſen, die jene Aexte ſchwangen? Sind es gorilla-artige Schädel, die aus den Gräbern der Quaternär-, oder wie Manche lieber wollen der Tertiär-Zeit uns entgegengrinſen?

Gemäß darwiniſtiſcher Theorie müßte dieß jedenfalls ſo ſein; der thatſächliche Befund ſpricht jedoch keineswegs zu Gunſten der Annahme. Man ſollte im Intereſſe des Deſcendenzglaubens erwarten und wünſchen, daß gegen die Zeit des erſten Auftretens menſchlicher Foſſilreſte auch beſonders zahlreiche Reſte menſchähnlicher Affen in den paläontologiſchen Fundſtätten ſich einſtellten. Gerade das Gegentheil iſt der Fall! Ein angeſehener Vertreter jenes Glaubens bemerkt mit Recht: „Ein nothwendiges Poſtulat der Deſcendenztheorie wäre die Exiſtenz zahlloſer foſſiler Uebergangsformen, wodurch alle früheren und jetzigen Arten zu einer vollkommen geſchloſſenen Kette vereinigt würden. Das iſt nun keineswegs der Fall. Wenn uns auch die Paläontologie außerordentlich viele Lücken in den biologiſchen Syſtemen ausfüllt, ſo ſind wir doch weit entfernt, den Stammbaum auch nur einer einzigen Claſſe vollſtändig herſtellen zu können."[1]) Dieſes hier im Allgemeinen behauptete Fehlen foſſiler Uebergangsglieder iſt gerade da, wo es ſich um den Nachweis der Hervorbildung des Menſchen aus den Simiaden oder auch aus den Lemuriden handelt, ein ganz beſonders auffallendes und peinliches. Das Nicht-Vorkommen oder Kaum-Vorkommen foſſiler Affenarten, zumal dem menſchlichen Typus nachſtehender, bildet für die Paläontologen darwiniſtiſcher Schule ein wahres Kreuz. Es hat zur Aufſtellung von mancherlei wunderlichen Hypotheſen geführt. Die ſchon ziemlich alte, nicht etwa erſt vom britiſchen Zoologen Sclater oder von Häckel, ſondern bereits vom ſchellingianiſirenden Naturphiloſophen Link (1821) ausgebildete Hypotheſe einer verſunkenen Atlantis des

[1]) K. Zittel, Aus der Urzeit, München 1871 f., S. 585 (vgl. 483. 487 u. ö.).

Südostens, eines einst die Brücke zwischen Madagaskar und Südindien oder Neuholland bildenden Continents „Lemuria", hat als bequemes Auskunftsmittel aus dieser Verlegenheit neuerdings ziemlichen Anhang gefunden, obschon kritisch gerichtete Thiergeographen und Geologen ihr fort und fort widersprechen.[1]) Einer ihrer Gegner, der das Drama der Verwandlung von Affe in Mensch lieber in kälteren und uns nähergelegenen Gegenden spielen läßt, hat mittelst scharfsinniger Deduction zu zeigen versucht, warum der „affenähnliche Urerzeuger" unsres Geschlechts jedenfalls nur in wenigen Exemplaren vorhanden gewesen sein werde: dieser geheimnißvolle Ahnherr könne unmöglich als ein kosmopolitisches Wesen von weiter Verbreitung existirt haben, er könne lediglich Bewohner eines „sehr beschränkten Verbreitungsbezirks" gewesen sein, und ebendeßhalb sei die Wahrscheinlichkeit seines gänzlichen Untergegangenseins weit größer als jede entgegengesetzte.[2]) Andere verweisen tröstend auf zukünftige Entdeckungen; so meint Rütimeyer: „Gerade fossile Orangs und Gorillas müßten für die hier besprochne Frage noch größeres Interesse bieten, als die lebenden; um so mehr ist es zu beklagen, daß solche Ueberreste einstweilen so spärlich und unvollständig sind, daß wir sie hier nicht mit in den Vergleich aufnehmen können. Immerhin ist schon das genug, um uns zu warnen, die Untersuchung etwa zu früh als abgeschlossen zu erklären: — ein einziger glücklicher Fund auf diesem Boden — kann den Streit neu anfachen und vielleicht mit vollkommen neuem Lichte erhellen" 2c.[3])

Der erwünschte Fund ist bis jetzt noch nicht gethan worden.

---

[1]) Siehe bes. Wallace, Tropical Nature and other Essays, London 1876, wo die Annahme eines „Lemurien" als eine jener Hypothesen charakterisirt wird, welche nützen, indem sie die Aufmerksamkeit auf eine Kette anomaler Thatsachen lenken, welche aber im Verlaufe eingehenderer Untersuchung sich als überflüssig herausstellen und in Wegfall kommen" (vgl. Spengel, Die Fortschritte des Darwinismus, III, 1879, S. 92).

[2]) Moriz Wagner, a. a. O. (Ausl. 1871), Nr. 23, S. 540.

[3]) Rütimeyer, Die Grenzen der Thierwelt 2c., Basel 1868, S. 46.

Aber auch das bisher von fossilen Menschenskeleten Aufgefundene bringt dem Ziele einer wirklichen Ueberbrückung der Kluft zwischen Mensch und Affe nicht näher. Das älteste Fundstück dieser Art, der schon 1833 von Schmerling aus einer belgischen Höhle zu Tage geförderte Engis-Schädel, mag, entgegen den in Bezug auf ihn gehegten Zweifeln, wirklich für quaternären Ursprungs zu halten sein. Boyd Dawkins, der bewährte Höhlenforscher, der sein palätiolisches Alter nicht einräumen will, mag sich im Unrecht befinden.[1]) Auf jeden Fall ist es kein Affenmensch-Schädel, sondern ein Schädel wie unzählige andre Menschenschädel auch, „ein guter mittlerer Schädel" nach Huxley's Urtheil", der einem Philosophen angehört haben, oder auch das Gehirn eines gedankenlosen Wilden, gleich den heutigen Australiern etwa, enthalten haben kann." Nicht eben besser steht es um das zweitälteste Reliquienstück dieser Art, den famosen Neanderthal-Schädel (entdeckt 1856, zuerst untersucht und beschrieben von Fuhlrott 1857). Ueber ihn urtheilte selbst Lyell, er bezeuge keinenfalls einen einstigen Uebergang zwischen Affe und Mensch, zumal sein Alter höchst ungewiß sei. Huxley fand ihn gleichfalls ungenügend zur Constatirung der Annahme einer Affendescendenz. Rudolf Wagner fand ihn ziemlich ähnlich dem Schädel eines alten Holländers von der Insel Marken in der Zuydersee in der Blumenbachschen Sammlung. Welcker versicherte, daß „nicht bloß der Schädel des Blumenbachschen Holländers, sondern noch ein Paar andre Schädel in seiner Sammlung die größte Aehnlichkeit mit dem Neanderthaler hätten. Quenstedt rief elegisch scherzend über ihn aus: „Neanderschädel unverdienten Rufes! Was ist aus dir gemacht", und fand selbst die Zurückdatirung des Fundstückes auf die alten Sueven zu Cäsars Zeit bedenklich: das starke Ankleben der Knochen an der Zunge scheine fast zu dem Schluß zu nöthigen, dieselben seien „nicht fossil, sondern jung!", des Franzosen Gervais Urtheil über sein Alter als ein nicht mit Sicherheit bestimmbares sei daher

[1]) Boyd Dawkins, Cave Hunting, 1875. Vgl. Dawson, Natur und Bibel (1877), S. 165.

„noch rücksichtsvoll!“ Aeby konnte nichts als eine pathologische Mißbildung in dem mit auffallend niedriger zurückliegender Stirn sowie mit hochgewölbten Augenbraunenbogen begabten Schädel erblicken. Virchow charakterisirte den Schädel sammt den mit ihm gefundnen rachitisch inficirten Skeletknochen als „einen evident pathologischen Fund“, dessen Benützung zur Racenbestimmung unthunlich sei. Zittel schwankt zwischen einem Idioten und einem Menschen von „sehr tiefstehender affenähnlicher Race“ als einstigem Inhaber des Schädels, warnt aber jedenfalls davor, „weitgehende Schlüsse auf ihn zu bauen“. Noch Schaaffhausens jüngster Vortrag über den Gegenstand (bei der Anthropologen-Versammlung zu Kiel, 1878) trat nur mit bedeutenden Restrictionen als Vertheidiger eines gewissen wissenschaftlichen Werthes des Schädels auf; man dürfe denselben sammt den zugehörigen Skeletknochen nicht für in dem Grade rachitisch halten, wie Virchow dieß thue, u. s. f.[1]) In der außerordentlichen Schwäche und Gebrechlichkeit dieses fossilen Belegs für die Thierähnlichkeit der ältesten Menschen stimmen fast sämmtliche Beurtheiler überein; dennoch wollen immer noch Einige, leidiger Systematisirsucht zulieb, den Typus einer gewissen urzeitlichen Race in ihm erblicken, die sie entweder die „neanderthaloïde Race“ (Spengel) oder die „Race von Cannstatt“ (Broca, Quatrefages) nennen.[2]) — Eine

[1]) Lyell, Alter des Menschengeschl. rc., S. 54; Huxley, Stellung des Menschen in der Natur, 1863; R. Wagner in den Absch. der Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen, 5. März 1864; Welcker, bei Ulrici, Gott und die Natur, 2. Aufl., S. 411; Quenstedt, Klar und Wahr rc. 1872, S. 163 f.; Aeby, Die Schädelformen des Menschen und der Affen, 1867; Virchow, bei Ratzel, Vorgeschichte des europä. Menschen, 1874, S. 95; Zittel, Aus der Urzeit, S. 521; Schaaffhausen, im Bericht über die Kieler Anthropol.-Vers., redig. von Joh. Ranke, 1879.

[2]) J. W. Spengel, im Archiv f. Anthropol. Bd. VIII, 1875, S. 49 ff. Broca, Instructions craniologiques et craniométriques de la Société d'Anthropol. de Paris, 1876. A. de Quatrefages, Das Menschengeschlecht, II, S. 20 ff. — Vgl. die unten, am Schlusse dieses Abschnittes mitzutheilende Stelle aus dem letzt. Werke.

weitere Stütze der Pithekoiden-Theorie, von welcher wenigstens eine Zeitlang viel die Rede war, der bei Brüx in Böhmen 1871 ausgegrabene Brüxer Schädel, wurde von einer Autorität wie Rokitanski ganz ähnlich beurtheilt, wie der Neanderthaler Schädel von Virchow u. AA., als eine pathologische Mißbildung nemlich. Die übereinstimmenden Angaben derer, die ihn wissenschaftlich untersucht, bezeichnen ihn als einem knochenkranken, vielleicht syphilitischen Menschen angehörig. In den neuesten Erörterungen über unser Thema wird er, offenbar wegen Mißtrauens gegen seine Verwerthbarkeit, schon kaum mehr genannt.[1]) Ein Schädel von Cannstatt, einer von Gibraltar, ein im Löß bei Colmar aufgefundener, ein durch Piette in der Grotte von Gurdon entdeckter, sind sämmtlich so defect, nemlich des Gesichtstheils gänzlich beraubt, daß auf ihre Beschaffenheit gebauten Schlüsse nothwendig als höchst precär gelten müssen. Eben dieß gilt von dem berüchtigten Unterkiefer von la Naulette, der einem Menschen mit nur sehr schwach hervortretenden Kinne angehört zu haben scheint.[2]) Wollte man die von Broca und Quatrefages versuchte Zusammenfassung dieser letztgenannten Schädel als zu Einer urweltlichen Race von besonders wildem Charakter, der s. g. Canstatt-Race, gehörig gelten lassen, so würde doch immer noch Mehreres ganz unsicher und problematisch bleiben, insbesondere das Alter der einzelnen Specimina, die unter sehr verschiednen Verhältnissen und an ziemlich weit voneinander entfernten Orten aufgefunden lediglich dem System zulieb als der frühesten Quaternärzeit oder s. g. Mammuthperiode entstammend bestimmt werden, während unbefangene Forschung die ihre Zeitbestimmung betreffenden Versuche im Einzelnen von den größten Schwierigkeiten umgeben sieht und überhaupt

[1]) Vgl. v. Hellwald, im Ausl. 1872, S. 1124; Ratzel, Vorgeschichte rc. S. 96.

[2]) Schaaffhausen u. einige AA. wollen diesen Naulette-Unterkiefer als einen besonders thierisch-artigen, dem Affentypus sich nähernden betrachtet wissen. Quatrefages a. a. O., II, 22 geht nicht so weit, obschon er das starke Zurücktreten des Kinnes gleichfalls hervorhebt.

eine strenge Einheitlichkeit der Merkmale der verschiednen unter jener Rubrik zusammenbefaßten Fossilreste vermißt. Auch geben gerade die genannten Urheber und Hauptvertreter jener Classification zwar einen sehr wilden, aber keineswegs einen völlig affenmenschlichen Charakter der Race, welcher diese Schädelbruchstücke angehört haben sollen, zu. Quatrefages ist sogar ein entschiedner Gegner darwinistischer Speculationen und neigt sichtlich dazu, seine „Cannstatt-Menschen" — wir gebrauchen diesen Ausdruck mit der größtmöglichen Reserve — als verwilderte und herabgekommene, nicht als ursprüngliche Typen unsres Geschlechts zu betrachten. Was sonst noch von jüngstentdeckten fossilen Skelet- und Schädelfunden durch die genannten französischen Anthropologen classificirt worden ist: die dolichocephale Cro-Magnon-Race und die brachycephale Furfooz-Race (die Letztere wieder in mehrere untergeordnete Gruppen zerfallend), schließt überhaupt gar nichts wesentlich von den heutigen Racentypen wilder Völker Abweichendes in sich. Der als Typus zur Charakteristik jener ersteren Race verwendete Schädel aus der Höhle Cro-Magnon im Périgord wird als ein langköpfiger Schädel von beträchtlicher Capacität beschrieben; seine Capacitätsziffer von 1590 Cubik-Centimeter „übertrifft weit den Mittelwerth der von Broca für die jetzigen Pariser ermittelten Schädelcapacität" (!). Aehnliches scheint von den mehrfach als Seitenstück zum Cro-Magnon-Funde betrachteten Skeletresten aus der Höhle von Mentone (entdeckt 1872), zu gelten, deren Alter übrigens competenten Forschern wie z. B. Dawkins als gänzlich unsicher gilt. Den einstigen Besitzern dieser und ähnlicher Köpfe fehlte überhaupt nichts von dem, was im Allgemeinen als Zeichen einer höheren intellectuellen Entwicklung gilt. Aber auch die Furfooz-Schädel, seit 1867 durch Dupont und AA. aus belgischen Höhlen zu Tage gefördert, nebst den aus Kiesgruben der Umgebung von Paris ausgegrabenen Resten einer Abart dieser belgischen Ureinwohner, der s. g. Grenelle-Race, verrathen zwar eine etwas kleine Körperstatur, aber nichts von irgendwie thierischem Charakter. Ihre Inhaber dürften derartigen brachycephalen Stämmen, wie die heutigen

Lappen sind, ziemlich ähnlich gewesen sein; neben den Renthieren mit welchen zusammen sie gegen das Ende einer längeren Vereisungsperiode das westliche Europa bewohnten, hat ihre Erscheinung so wenig etwas Auffallendes, zur Hypothese eines Thierursprungs Zwingendes, wie die der ähnlich gearteten jetzigen Bewohner des höchsten europäischen Nordens.[1]) — Von den deutschen Zeitgenossen dieser belgischen und französischen Renthiermenschen, den Renthier-Schwaben von Schussenried, dem Hohlefels, Thayngen 2c., läßt sich mit Bestimmtheit muthmaaßen, daß sie, ungeachtet ihres Zusammenlebens nicht nur mit Renthieren, sondern vielleicht auch noch mit Höhlenbären, Höhlenlöwen 2c., doch unsrer historischen Zeit keineswegs sehr fern standen. Man ist übrigens betreffs der Feststellung des Eigenthümlichen dieser oberdeutschen Race fast ganz auf den indirecten Weg des Folgerns aus Kunstresten, und zwar aus bis jetzt nur spärlich vorhandenen, angewiesen.

Dieser Umstand legt es nahe, überhaupt von der Kunst der in Rede stehenden Urbewohner unsres Erdtheils, sowie was dabei unvermeidlich von der in Betreff ihrer vorgekommenen Fälschungen und Betrügereien, ein Wort zu sagen. Die bekannten, erst vor Kurzem bei Ausgrabung des Kesslerlochs von Thayngen unweit Schaffhausen (1875) zu Tage getretenen Schwindeleien, bestehend in Einmischung zierlich auf Knochen geschnitzter moderner Reliefbilder verschiedner Thiere unter den fossilen Inhalt der Höhle, zusammen mit mehreren früheren Fälschungsgeschichten ähnlicher Art aus Frankreich, Nordamerika 2c., machen es zu einer Nothwendigkeit, zwischen der Annahme eines ziemlich hohen Grades von Geschicklichkeit und edlem Kunstgeschmack jener Urmenschen einerseits und der eines Untergeschobenseins der betreffenden, oft auffallend schönen Kunstleistungen zu wählen. Ja ein drittes Mittleres zwischen Beiden scheint nicht selten angenommen werden zu müssen, ein aus kritischer

[1]) Vgl. Broca's Vortrag vor der Association scientifique zu Havre, 1877, sowie Quatrefages, II, 29 ff. 58 ff.; auch Zittel, a. a. O., 521 ff.

Ausscheidung eines Theils und Anerkennung der Aechtheit eines andren Theils der fraglichen Bildwerke gemischtes Verfahren! So haben Fraas und einige andre Paläontologen den durch jene Thaynger Funde verursachten Streit zu schlichten versucht: die bildlichen Darstellungen des Bären und Fuchses haben sie als nach dem Modell Leutemann'scher Zeichnungen in einem beliebten O. Spamerschen Kinderbuche durch irgend einen Schalk gefälscht preisgegeben, die übrigen Thierbilder dagegen, als ohnehin nicht etwa auf neuere Knochen, sondern auf alte Renthier-Geweihstücke eingegraben, den einstigen Anwohnern des Oberrheins in der Renthierzeit vindicirt. Dieß freilich unter der Voraussetzung eines keineswegs sehr hohen Alters der fraglichen Artefacte, welche jedenfalls in die uns bekannte historische Zeit hinein zu verlegen, ja vielleicht gar — so meint Hofrath Ecker in Freiburg — als durch griechische Künstler gefertigt zu betrachten seien.[1]) Auf ähnliche Weise scheint noch in mehreren anderen Fällen geurtheilt werden zu müssen. Den Renthiermenschen Belgiens und Frankreichs kann, auf Grund ziemlich zahlreicher Schnitzbilder, deren Aechtheit feststeht und welche Renthiere, Steinböcke, Fische u. dgl. mit großer Naturtreue abbilden, ein eigenthümliches Kunstgeschick, dergleichen man auch sonst bei Jägervölkern findet, wohl schwerlich abgesprochen werden. Dennoch regen sich auch hier selbst beim Leichtgläubigen unwillkührlich manche Zweifel. Das bekannte, neuerdings oft abgebildete Elfenbeinstück aus der Höhle von La Madeleine mit der überraschend naturgetreuen Zeichnung eines Mammuth, kann es wirklich vorhistorischen Ursprungs sein? Setzen seine fein geschwungenen, mit sichrer Hand gezognen Linien nicht am Ende schon Metallwerkzeuge voraus? Wenn aber dieß nicht: kann die schön gezeichnete Figur Copie eines lebenden Riesenelephanten der Urzeit gewesen sein? Muß nicht vielleicht eher ein nach Art der sibirischen Mammuthe ins Eis der

---

[1]) Vgl. Ecker im Archiv f. Anthropol. 1878, I, 135—144; Fraas, in der Zeitschr. f. Ethnol. 1878, IV, 241 ff.

großen Eiszeit eingefrorener Mammuth-Cadaver als einstiges Modell des prähistorischen Künstlers gedacht werden? Wie man auch diesen Schwierigkeiten abzuhelfen suche, auf jeden Fall ist nichts unmöglicher als die Annahme eines ganz niedrigen und primitiven Culturgrads der in solcher Weise kunstbegabten Urmenschen. Direct aus dem Schooße von Affenmenschen gekommen könnten diese urzeitlichen Naturkinder nimmermehr so bedeutende Kunstleistungen producirt haben! Es fragt sich aber gerade, ob man Beide, die Renthiere sammt den Renthiermenschen, überhaupt so ungeheuer weit in die nebelgraue Urzeit hinein zurückzuschieben hat, wie dieß die Phantasie französischer Paläontologen unabänderlich zu thun pflegt, ob nicht auch hier eine maaßvollere Berechnungsweise, ähnlich jener von Fraas und Ecker, Platz greifen darf. Zu Gunsten einer solchen spricht doch sehr der Umstand, daß noch jetzt manche Naturvölker als im Besitze einer ähnlichen Kunstfertigkeit wie die der französisch-belgisch-süddeutschen Renthiermenschen befindlich erscheinen. So die Bewohner der Aleuten-Inseln, eine Art von modernen Renthiermenschen des hohen Nordens, deren zierlich geschnitzte Walroßzahnbilder von Robben, Fischen, Walfischen, Bären &c., lebhaft an die französisch-belgischen Renthierknochen-Schnitzereien erinnern; aber auch die Buschmänner Südafrika's, deren Kunstleistungen (Abbildungen z. B. von Elephanten, Nashörnern, Antilopen, Kühen &c.) nach dem Zeugnisse von Fritsch und andren Afrikareisenden sich auf annähernd ähnlicher Stufe halten.[1]) Diese beiden neueren Parallelen zu unsren westeuropäischen Renthier-Künstlern gehören aller Wahrscheinlichkeit nach zur Classe der notorisch degradirten, von einst höherer Culturstufe herabgesunkenen Stämme, scheinen Auswürflinge eines relativ höher stehenden Völkerlebens zu sein. Könnte es mit jenen kunstfertigen Stämmen der europäischen Vorzeit sich nicht ähnlich verhalten haben? — Auf jeden Fall paßt der Renthier-

[1]) Ratzel, Vorgeschichte &c., S. 72; Gust. Fritsch, Die Eingebornen Südafrika's, Bresl. 1872, S. 426 (nebst dazugehöriger Tafel, 50 Abbildungen von Thierbildern der obigen Art enthaltend).

mensch, von dieser Eigenthümlichkeit her ins Auge gefaßt, herzlich schlecht in ein System urgeschichtlicher Speculation, das der biblischen Urgeschichte den Krieg erklärt. Sind jene Knochenschnitzereien ächt, und das scheint betreffs eines ziemlichen Theils von ihnen doch angenommen werden zu müssen, so ist die Renthiercultur, also die spätere Steinzeit überhaupt, sehr wenig dazu geeignet, Descendenzphantasieen zur Stütze zu dienen oder in polemischer Absicht gegenüber dem status integritatis verwerthet zu werden.

Die frühere und früheste Steinzeit (paläolithische Zeit) aber — auch Mammuthperiode, wenn man dieß vorzieht, oder Zeit der Canstatt-Race, oder schließlich gar Neanderthaloïd-Zeit, u. s. f. — kann sie wirklich als so ganz und gar vernichtend für den biblischen Urstandsglauben gelten, wie der moderne Naturalismus dieß annimmt? — Sie läßt sich ja kaum irgendwo scharf und bestimmt von der späteren Stein- oder Renthierzeit abgrenzen; fossile Mammuthknochen, Höhlenbären-, Höhlenhyänenknochen u. s. f. erscheinen oft genug denjenigen der Thierwelt, die für die Renthierperiode als charakteristisch gilt, sowie den menschlichen Spuren aus dieser Zeit, in reichlicher Fülle beigemengt.[1]) Der ganze fragliche Zeitraum hat etwas nebelhaft Unbestimmtes, Zerflossenes, weder nach vorne noch nach hinten scharf Abgesondertes; die deutsche paläontologische Forschung neigt überwiegend dazu, die Distinction zwischen ihm und der Renthierzeit überhaupt als belanglos fallen zu lassen.[2]) Statuirt man eine besondre Mammuthperiode, wofür immerhin manche Gründe geltend zu machen sein mögen, so wären ihr consequenterweise wohl auch solche Kunstwerke, wie das Elfenbeinstück von La

[1]) So z. B. in der Räuberhöhle bei Etterzhausen in der Oberpfalz (ausgegraben von Fraas und Zittel 1871), im Trou du Frontal in Belgien, auch in mehreren englischen Höhlen, wie der Kents-Höhle bei Torquay, der Brixham-Höhle 2c.

[2]) Siehe namentlich Alfred Nehring, Die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln, im Archiv für Anthropol. 1878, S. 1—25. Vgl. Ratzel Vorgesch. S. 117 ff.; Zittel, Aus d. Urzeit, S. 521 ff.

Madeleine zu vindiciren. Mit dem absolut rohen thierähnlichen Charakter der Menschheit dieser frühesten Vorzeit wäre es dann doch auch wieder nichts. Und Menschen vom Naulette- oder vom Neanderthal-Schädeltypus müßten dann, gerade um des Herrührens so bedeutender Kunstleistungen aus ihr willen, jedenfalls als bloße Ausnahmen von der Regel, als vereinzelte Abnormitäten, dergleichen auch die Jetztzeit noch gar manche aufweist (vgl. unten), betrachtet werden. Wir bewegen uns hier, wo aus Schädeltrümmern vom defectesten Charakter sowie aus Artefacten theils der primitivsten theils der zweifelhaftesten Art der Stoff zur vollständigen Charakteristik einer angeblich nach Jahrtausenden zu messenden Culturperiode gesammelt werden soll, auf einem mehr als bloß schlüpfrigen Boden. Täuschungen der verschiedensten Art bilden hier geradezu die Regel, nicht eine Ausnahme. Läßt die Renthierzeit um des oben angegebenen Grundes willen sich mit einem gewissen Rechte als ein Gebiet der Fälschungen bezeichnen, dann die Mammuth- oder ältere Steinzeit sicherlich mit noch viel größerem Rechte als ein Gebiet der Täuschungen. Es gehört der heißblütige Enthusiasmus französischer Archäologen, es gehört eine de Mortillet'sche Phantasie dazu, dieß nicht einsehen zu wollen oder zu können.[1]) Und welche arge Streiche werden doch den Forschern auf diesem Gebiete nicht immer wiederholt durch die allzu hitzigen und kühnen Operationen

[1]) Bei der jüngsten Pariser Weltausstellung hatte dieser Archäologe eine Anzahl von angeblichen Feuerstein-Artefacten des Tertiärmenschen, oder wie er ihn nannte des „Anthropopithekus", (gefunden theils bei Beauce, theils bei Aurillac im Dep. Cantal) ausgestellt. Die meisten dieser Splitter stießen hinsichtlich ihres wirklichen Artefact-Charakters auf so erhebliche und gerechte Zweifel, daß ein deutscher Kritiker sich zu der Bemerkung veranlaßt sah: „So gut uns der quaternäre Mensch durch seine Reste bewiesen scheint, so unsicher steht es noch mit seinem Collegen, dem Mortilletschen Menschenaffen; denn nach den in Paris aufgestellten Feuersteinsplittern vermögen wir uns denselben noch nicht zu construiren .... Es sind da kräftigere Beweise nöthig, als Feuersteinsplitter, bei denen — — bereits so viele Täuschungen unterliefen."

ihres Scharfsinnes gespielt! Vor etlichen Jahren sollte ein zugespitzter verkohlter Tannenholzstab aus der Schieferkohle von Wetzikon in der Schweiz nach Rütimeyer u. AA. als sichre Spur für eine schon pliocäne Existenz des Menschen in der genannten Gegend gelten, während eine nüchternere Kritik diese Wetzikon-Kohlenspitze für das Endstück eines von Bibern benagten Baumastes (!), oder auch für durch die abreibende, schleifende und polirende Wirkung heftig bewegten Sandes zugespitzt erklärte.[1]) Jüngst wollten britische Paläontologen ausgemacht haben, gewisse Kerben oder Einschnitte in Geweihstücken des fossilen Riesenhirsches (Cervus megaceros) im Dubliner Museum seien von Menschenhand hervorgebracht. Ein deutscher Kritiker wies mit überlegenem Scharfsinne nach, die fraglichen Kerben seien vielmehr durch Reibung des hin und herbewegten aufliegenden Geweihknochens hervorgebracht worden, und zwar habe das fragliche Hinundherbewegtwerden seinen Grund im abwechselnden Aufsteigen und Niedersinken des die Knochen bedeckenden Torfmoores unter Einwirkung bald winterlicher Nässe bald sommerlicher Trockenheit gehabt.[2]) Den Paläontologen Nordamerikas passiren derartige Täuschungen, neben Fällen schlauer Betrügerei (forgery, trickery) und lustigen Humbugs, in so überreichlicher Zahl, daß die Mehrzahl ihrer europäischen Mitforscher sich fast durchaus skeptisch gegenüber ihren Angaben verhält. Das Riesenskelet des Dr. P. Snell aus Tuolumne-County in California (angeblich in einer Tiefe von 314 F. unter Granitfelsen ausgegraben und einem urweltlichen Riesen von 9 F. Länge angehörig!), der riesengroße fossile Knochen aus Indiana, das Colliersche Skelet von Quebeck und noch verschiedenes andre Derartige ist ebensogut als Schwindel entlarvt worden, wie der berüchtigte 10—11 Fuß hohe steinerne Onondaga-Riese von Syrakus und andere angebliche Phönicier- oder Normanen-Denk-

---

[1]) Arch. f. Anthropol. 1875, II, 133 f.; 1876, IX, 77 f. 105. 229 ff. Ausland 1878, Nr. 18.

[2]) Arch. f. Anthropol. 1878, III, 285.

male.[1]) Auch den mancherlei amerikanischen Skelet- und Schädelfunden aus angeblicher Tertiärzeit bringen besonnene Forscher der Alten Welt fortwährend ein wohlgerechtfertigtes Mißtrauen entgegen. Wenigstens halten sie die amerikanischerseits auf solche Funde gestützten Altersberechnungen und Schlüsse betreffs des Racencharakters und Culturgrades der betr. Menschen in der Regel für revisionsbedürftig.

Doch halt! — bezüglich Eines wichtigen Punktes scheinen sie ja wohl einig zu sein, die amerikanischen und die europäischen Paläontologen. Der Kannibalismus, das einstige allgemeine Menschenfresserthum unsrer Vorväter soll für beide Erdhälften ziemlich widerspruchslos mittelst uralter Monumente festgestellt sein. Die vielerörterten Küchen-Abfälle, die Kjökkenmöddinger der dänischen Küsten, sammt den Sambaquis oder Muschelhügeln von Brasilien und ähnlichen Schutthaufen andrer Gegenden der Neuen Welt, sollen unabänderlich Reste von Kannibalen-Mahlzeiten in sich schließen, zum Zeichen dessen daß der Daseinskampf in den frühesten Jahrtausenden das Fleisch der Nebenmenschen unter allen Himmelsstrichen schmackhaft zu machen vermochte! — Leider müssen wir auch diese schöne Illusion zerstören. Weder enthalten die Küchenabfälle jedesmal Spuren von Menschenfleisch-Mahlzeiten, noch sind sie sonderlich alt; es läßt sich bezweifeln, ob auch nur Einer dieser Schutthügel in die vorhistorische Zeit zurückreicht. Daß Dänemarks Kjökkenmöddinger, die theilweise über tausend Fuß langen, meist drei bis fünf, zuweilen auch fast zehn Fuß dicken Bänke von Muschelschaalen, Knochenresten &c. an der Ost- und Nordküste Jütlands, neben andren Ueberbleibseln gastronomischer Thätigkeit der alten Bewohner dieser Gegenden auch Spuren von Menschengebeinen in sich schlössen, ist früher mehrfach, z. B. von ihrem ersten Er-

---

[1]) Vgl. Ausland 1865, Nr. 31. Globus, Bd. XVI, 1869, S. 207. Archiv f. Anthropol. 1872, II, 155 ff. und 1874, III, 267 ff. Ztschr. f. Ethnologie 1878, III, 183 ff.

forscher Steenstrup (seit 1847) angenommen worden.[1]) Aber neuerdings widersprechen sämmtliche competente Forscher dieser Annahme auf das Bestimmteste; sie leugnen es, daß die vereinzelt in den betr. Schutthügeln vorkommenden zerschlagenen oder aufgespaltenen Menschenknochen als sichre Spuren von Kannibalenmahlzeiten betrachtet werden können. Virchow, Hellwald, Quatrefages, Zittel, K. Vogt, Bastian ꝛc. nehmen die Kjökkenmöddinger von der Zahl der Orte, wo etwaige Spuren alter Anthropophagie angetroffen worden wären, entweder stillschweigend oder ausdrücklich aus. Ja Virchow geht — hierin wohl weiter greifend als nöthig und einzelne notorische Thatsachen, z. B. die von Spring in der belgischen Höhle von Chauvaux wahrgenommenen übersehend — so weit, die sämmtlichen Beispiele eines ureuropäischen Kannibalismus, auf die man hie und da verwiesen hatte, für hinfällig zu erklären und demgemäß überhaupt „dabei stehen zu bleiben, daß die Anthropophagie kein nothwendiges Entwicklungsglied der Menschheit gewesen sei".[2]) Sofern er dabei jene dänischen Fundstätten mit im Auge hat, befindet er sich, wie jeder Unterrichtete dermalen weiß, unzweifelhaft im Rechte. Und für ein nur sehr mäßiges Alter derselben, das nicht bis in die Stein- oder Renthierzeit zurückreiche sondern wahrscheinlich zwischen diese und die Periode der europäischen Pfahlbauten zu setzen sei, hat sogar K. Vogt sich ausgesprochen.[3]) Was sonst von Küchenabfall-Hügeln an verschiednen Küsten Europa's untersucht worden ist (in England, Schottland, Norwegen, Westfrankreich) ist keinenfalls

[1]) Vgl. Ausland 1870, S. 167; — auch noch die unkritische Schrift von Wilh. Baer, Der vorgeschichtl. Mensch, Leipzig 1874, I, 185.

[2]) Virchow, Rede bei der Wiesbadener Naturforscher-Vers. 1873, s. das Tageblatt über diese Vers. (Wiesbaden 1873), S. 206. Vgl. sonst v. Hellwald, Culturgeschichte, S. 26; Zittel, Aus d. Urzeit, S. 530; Quatrefages, D. Menschengeschlecht I, 154 ff.; Bastian, in der Zeitschr. f. Ethnol., Bd. I, S. 386.

[3]) K. Vogt, Vorlesungen über den Menschen, Gießen 1863, II, 112 ff., sowie: „Ein Blick auf die Urzeiten des Menschengeschlechts", im Archiv f. Anthropol. Bd. I, 1867, S. 39.

älter als jene dänischen und entbehrt der auf menschliche Thätigkeit zurückweisenden Spuren meist ganz. Wirkliche Kannibalen-Kjökkenmöddinger sollen die von Essequibo in Guyana sein; man will in ihnen zahlreiche zerbrochne Menschenknochen gefunden haben. Aber gerade für sie scheint ein höheres Alter als das der Entdeckungszeit Mittel- und Südamerika's — wo ja Columbus ein in üppiger Blüthe stehendes Kannibalenthum antraf — schwerlich nachweisbar! Und mehrere andre Muschelhügel oder Sambaquis der Neuen Welt, sie alle entweder keine, oder keine irgendwie sichren Spuren von Menschenknochen enthaltend, sind von den sie untersuchenden Gelehrten sogar noch für jünger erklärt worden. Der brasilianische Telegraphendirector Capanema hält die Sambaquis der Küste Brasiliens für nicht viel älter als 2—300 Jahre; etwas weiter geht Professor White zu Brunswick im Staate Maine in seinen die Küchenabfälle im Mississippithal betreffenden Erörterungen, doch will auch er betreffs einzelner dieser Fundstätten nur ein etwa 200-jähriges Alter statuirt wissen. Gewisse südcalifornische Muschelabfälle hat P. Schumacher in San Francisco einer entfernteren Urzeit zuzuweisen versucht, jedoch unter Widerspruch von andrer Seite her.[1]) Von etwaigen Indicien einstigen Kannibalenthums ist bei den Verhandlungen über diese nordamerikanischen Küchenabfälle überhaupt nicht die Rede. — Es gibt immer noch einzelne Vertheidiger der Annahme einer ursprünglichen Allgemeinheit des Menschenfresserthums (Wojedowski, Schaaffhausen, Caspari, Karsten 2c.).[2]) Die Küchenabfälle spielen in ihren Argumentationen keine

[1]) S. Petermann's Geogr. Mittheilungen 1874, VI, 228; Ausland 1873, Nr. 47, S. 956 f., sowie Schumacher im Arch. f. Anthrop. 1876 (Bd. VIII), H. 3, S. 217 ff. (nebst dem seinen Ausführungen widersprechenden Redactions-Vermerk); auch denselben in den Mittheilungen der Anthropolog. Gesellsch. zu Wien 1876, Nr. 10, sowie in der Ztschr. f. Ethnologie 1878, H. III, S. 183.

[2]) Vgl. bes. Leop. Wojedowski (Prof. zu Odessa), in den Aufzeichnungen der neuruss. Universität daselbst, 1874 u. 1875 (Magaz. f. Lit. des Auslands 1878, Nr. 15).

Rolle mehr. Ihre Exempel sind meist modernen Zeiten und Zuständen entnommen — oberflächlich abgeschöpfte Analogien und übereilte Rückschlüsse von Wahrnehmungen am Leben dermaliger Wilder auf die Urzeit. Daß der Kannibalismus in älteren Zeiten des Menschengeschlechts hie und da verbreiteter war, als er es jetzt ist, mag vielleicht anzunehmen sein. Die Behauptung, daß er die Urform menschlicher Ernährung gebildet habe, ist eine Ungeheuerlichkeit und ein Attentat auf die Würde unsres Geschlechts (vgl. auch unten VII, 3).

Es würde hienächst eingehender von den soeben bereits beiläufig erwähnten Pfahlbauten und deren Bewohnern zu handeln sein. Wir behalten uns ihre nähere Besprechung für den auf die Altersfrage bezüglichen Abschnitt vor, indem wir vorläufig nur dieß constatiren, daß dieselben in ein von paläontologischen Thatsachen handelndes Kapitel überhaupt gar nicht gehören. Die Zeiten sind vorüber, wo man genöthigt war, unter den Monumenten frühester Vergangenheit und rohester Urbarbarei unsres Geschlechts namentlich auch diese immerhin interessanten Ausgrabungsproducte unsres emsig forschenden Zeitalters zu besprechen. Der Frage wegen eines etwaigen Kannibalenthums der Urmenschen bleibt, was bisher aus ihnen zu Tag gefördert worden, völlig fern; ebenso der wegen eines etwaigen Affenmenschenthums unsrer frühesten Vorfahren oder wegen sonstiger Annahmen aus dem Bereiche der Descendenzlehre. Man lese, was ein in keiner Weise orthodox befangener Schriftsteller über Urgeschichte erst jüngst über die anthropologische Ausbeute, welche die Pfahlbauten Europas bisher gewährt, urtheilt: „Wenn wir auf die Skeletreste des Menschen, die aus Pfahlbauten erhoben wurden, ganz zuletzt zu sprechen kommen, so ist der Grund hievon nichts anderes, als die Unbedeutendheit alles dessen, was bis heute in dieser Richtung gefunden wurde. Der Funde sind es wenig; die Gewißheit, daß sie nicht etwa einem später Ertrunknen angehören oder durch sonst einen Zufall an den Ort kamen, dem sie enthoben wurden, ist bei der geringen Zahl nicht vorauszusetzen und wäre

wohl ohnedies nur von den im Torf begrabnen Pfahlbauten vorauszusetzen; so muß denn die Deutung hier vor Allem mit der größten Vorsicht vorgehen. Was bis heute über die Schädel verlautet, die man aus Pfahlbauten erhoben, läßt vermuthen, daß sie alle keine Merkmale tragen, die sie entschieden von denen der heut an gleichen Orten lebenden Menschen unterschieden. Jedenfalls scheint das Eine gewiß, daß die Pfahlbauer ihre Todten nicht in den See warfen, über dem sie wohnten, sondern daß sie dieselben am Lande bestatteten[1])".

Was die Monumente der Vorzeit nirgends darbieten wollen: klare, unzweideutige Indicien unsres Thierursprunges, das hat man schließlich mit um so größerem Eifer dem anthropologisch-ethnologischen Forschungsbereiche der Gegenwart zu entnehmen versucht. Wir überschreiten im Grunde unser eigentliches Untersuchungsgebiet, wenn wir auch diesem Gegenstande hier noch eine flüchtige Betrachtung widmen; doch darf dieselbe, damit wir unsre Auseinandersetzung mit unsren Gegnern darwinistischen Standpunkts zu vollständigem Abschlusse bringen, hier nicht fehlen. Man hat, da Skeletbau, Hirn- und Schädelbildung der jetzigen anthropoïden Affenarten (Orang, Chimpanse, Gorilla) bei genauerer Vergleichung mit denen des Menschen nie andre als negative Resultate ergeben und ein Zwischenglied zwischen beiden Theilen auf das Empfindlichste vermissen lassen, dieses fehlende Zwischenglied auf allerlei Wegen herbeizuschaffen versucht. Die angeblichen Waldmenschen verschiedner Tropenländer, d. h. von Wurzeln, Beeren oder Baumfrüchten lebende, viehisch rohe und absolut culturfeindliche Wilde, sind verschiedentlich zur Ausfüllung der klaffenden Lücke zu verwerthen gesucht worden. Allein die ihnen angedichteten affengleichen Schädel oder thierähnlichen Schnauzen sind bei nüchterner anatomischer Untersuchung noch jedesmal als Phantasiegebilde entlarvt worden. Des Amerikaners Bond Waldmenschenpaar aus den Bergjungles der

[1]) Ratzel, a. a. O., 198 f.

westlichen Ghats in Vorderindien erwies sich als bloßer Humbug. Die von Stanley auf seiner großen Congo-Reise erbeuteten Schädel von „Sokos“, d. h. von centralafrikanischen Waldmenschen, erkannte Huxley nicht etwa als Affenmensch-Schädel, sondern als regelrechte Negerschädel, deren Träger s. Zeit den kanibalischen Gelüsten ihrer siegreichen Nachbarn als Opfer gefallen waren. Häckels oben erwähnte Schilderung gewisser heerdenweise beisammenlebender und affenartig auf Bäumen hausender Wilden ohne Kenntniß und Gebrauch des Feuers ꝛc. ermangelte des bestätigenden Zeugnisses irgendwelcher Reisenden und behauptete obendrein anatomisch und physiologisch unmögliche Dinge, weßhalb der phantasievolle Schriftsteller sie nachgerade sehr zu modificiren gezwungen wurde. Ein Kletterleben auf Bäumen vermag der Mensch weder isolirt noch in Heerden zu führen; und mangelnde Kenntniß der Feuerbereitung oder der damit zusammenhängenden Fertigkeiten, Geräthschaften, Waffen ꝛc. ist noch bei keinen, auch nicht den verwildertsten Stämmen beobachtet worden. — Ganz ins Bereich der Sage gehören die hie und da von neueren Reisenden, z. B. vom Amerikaner Winwood Reade, bezeugten Schwanzmenschen. Soweit nicht, wie mehrfach unter den Stämmen Centralafrikas, eine bloße, durch Absonderlichkeiten der Tracht (Verzierung der betr. Körpertheile mit Thierschwänzen ꝛc.) bewirkte optische Täuschung den betr. Gerüchten zu Grunde liegt, handelt es sich hier lediglich um eine pathologische Mißbildung, bestehend in gewissen schwanzähnlichen Geschwülsten bei einzelnen Individuen. Einen wirklichen Schwanz nach Wirbelthierart erklären die Untersuchungen des in dieser Frage sowohl als Indien-Reisender wie als pathologisch-anatomischer Forscher competenten Mohnike für „durchaus unvereinbar mit dem für aufrechten Gang bestimmten und demgemäß eingerichteten Baue des menschlichen Körpers“. — Aehnlich verhält es sich mit den am ganzen Körper behaarten, den Haarmenschen, einer auch inmitten civilisirter Völker gelegentlich vorkommenden Abnormität, welche man aus der „Persistenz und Weiterentwicklung“ des Haarkleides, das der Fötus

im 5. Monate trägt, zu erklären versucht hat, ohne damit irgendwelche reelle und allgemeinere Annäherung des Menschen- an den Affentypus erweisen zu können. — Eine nicht bloß isolirt, bei wenigen Individuen oder Familien, sondern bei ganzen Stämmen auftretende Abnormität ist die der Zwergmenschen, wie z. B. der Akka und der Abongo in Afrika. Aber diese gleichfalls zuweilen im Interesse der Descendenzlehre verwertheten Zwergvölker zeigen nichts irgendwie Affenartiges in ihrem wohlproportionirten Körperbau; sie sind höchstwahrscheinlich versprengte und verkümmerte Reste von früherhin höherstehenden Racen, wie die Buschmänner, Eskimo ꝛc. Die Kleinheit ihres Wuchses hat nichts sehr Auffallendes; als Ueberbleibsel einer etwaigen, zwischen Thier und Mensch mitteninne stehenden Urrace können sie um so weniger gelten, da die bereits erwähnten fossilen Skeletreste aus der Diluvialzeit keinerlei Spur von besonders kleinem Körperbau zu erkennen geben; jene auffallend kleinen Bronzeschwerter aus alten Celtengräbern und Kupferschwerter aus Tschudengräbern, die man zum Theil als Belege für einen Zwergcharakter der älteren Menschheit geltend zu machen versucht hat, sind längst, auf Grund der noch jetzt im Gebrauche befindlichen ähnlichen kleinen Werkzeuge sibirischer Stämme, als Spateln zum Ausgraben von Zwiebeln, Wurzeln u. dgl. erkannt worden.[1]) — Auch der aus der Hirnbildung von Idioten oder Mikrocephalen entnommene Beweis für einen affenähnlichen Typus der Urmenschheit, in dessen Betonung K. Vogt sich eine Zeitlang gefiel und der noch immer von Häckel und einigen andren extremen Darwinisten aufrechtzuerhalten versucht wird, ist längst als nichtig dargethan worden. Die Hirnbildung der Mikrocephalen ist nach den Untersuchungen v. Luschka's, Eckers, Bischoffs, Aeby's, Virchow's ꝛc. ein ganz und gar krankhaftes Phänomen ohne irgendwelche nennenswerthe Annäherung an die Construction des Affenhirnes. Das

[1]) Vgl. Schaaffhausen, Bericht über die neuesten Unternehmungen ꝛc. auf dem Geb. der anthropol. Forschung, im Archiv f. Anthropol. Bd. IV, H. 3, S. 359 (mit lehrreichen Verweisungen auf v. Baer, Gustav Radde ꝛc.).

Seelenleben der Mikrocephalen gibt gleichfalls nichts Derartiges wie einen Rückfall in Lebenseigenthümlichkeiten der Affen als unsrer angeblichen Urahnen zu erkennen. Und was diese Atavismen-Hypothese vollends unmöglich macht, ist das Nichtvorkommen fortzeugungsfähiger idiotischer Individuen, die Undenkbarkeit, daß es jemals eine dauerhafte, entwicklungsfähige Race solcher unglücklicher Geschöpfe gegeben habe oder geben könne. — Es bliebe sonach in der That nichts als die Analogie zwischen thierischem und menschlichem Fötalleben, der berühmte „embryologische Beweis" der Häckelschen Anthropogenie, als einigermaßen plausibler Beweis für einen einstigen Thierursprung unsres Geschlechts zurück. Aber freilich was für ein Beweis! Weil die menschliche Leibesfrucht sich durch verschiedne ähnliche Stadien hindurch entwickelt, wie diejenige höherer Thier-Embryen, soll der Mensch überhaupt ein Entwicklungsproduct der Thierwelt sein; die Fötal-Entwicklung soll als eine rasche Durchlaufung unsrer thierischen Ahnenreihe, die Keimesgeschichte (Ontogenese) überhaupt als eine Recapitulation der Stammesgeschichte (Phylogenese) gelten. Es ist also, in Ermangelung concreter Erfahrungsbeweise, ein Dogma, ein naturphilosophischer Glaubenssatz, der hier ins Feld geführt wird! Und zwar ein Dogma, dem gerade der Altmeister und Begründer der embryologischen Wissenschaft, K. E. v. Baer (1876) unter Zustimmung von deren angesehensten noch jetzt lebenden Vertretern (Bischoff, Kölliker, His, Götte, Henke rc.), jede Gültigkeit absprach, da es immer nur Aehnlichkeiten, nicht Gleichheiten seien, was die menschlichen mit den thierischen Embryonalzuständen verbinde, ein eigentliches Durchlaufen thierischer Lebens-Stadien also nicht stattfinde! Es ist bekannt, mittelst welcher Künste Häckel seinen Lieblingssatz plausibler zu machen und die vielfachen Differenzen zwischen den beiden verglichenen Entwicklungsreihen zu verkleinern gesucht hat. Statt der erforderlichen empirischen Instanzen sind bisher immer nur blendende Scheingründe von ihm beigebracht worden; nur seichte Cirkelschlüsse, kecke dogmatische Deductionen haben da, wo jeder Inductionsbeweis, jeder

ächte historische Beleg nothwendig mangelt und immer mangeln wird, die Kluft zwischen Theorie und thatsächlichem Befund zu überbrücken gesucht.[1])

Es verhält sich mit dem ganzen hier betrachteten Gebiete nicht anders: die Theorie muß vorhalten, da wo die ausreichenden Thatsachenbelege mangeln! Die einzigen einigermaaßen directen Indicien für eine einstige größere Affenähnlichkeit unsres Geschlechts als die dermalige, also für einen möglichen genealogischen Urzusammenhang zwischen Mensch und Affe, sind ein paar dürftige, annähernd thierähnlich gestaltete Schädelbruchstücke aus wahrscheinlich ungestörten Quaternärschichten, denen eine überwältigende Mehrheit von Schädeln oder Schädelbruchstücken von normaler, nichts Affenähnliches verrathender Bildung aus eben solchen Schichten gegenübersteht! Wie es um die Beweiskraft jener vereinzelten approximativ-thierähnlichen Schädel für die These des Darwinismus steht, darüber wollen wir hier noch einen Anthropologen ersten Ranges sich äußern lassen. A. de Quatrefages in seinem neusten Hauptwerke[2]) erklärt den öfters gezogenen Schluß: mit der thierisch-artigen Form eines solchen Schädels, wie der Neanderthaler, „müsse nothwendigerweise eine geringe intellectuelle und moralische Ausbildung gepaart sein", für einen durchaus irrigen und voreiligen. Er erinnert zum Beweise dafür an einige Fälle von merkwürdigem Contrast zwischen thierischähnlicher Schädelbildung und hohem Intelligenzgrade bei lebenden oder der Geschichte angehörigen Personen. „Auf dem anthropolog. Congresse in Paris gedachte K. Vogt eines Freundes, dessen Kopf durchaus an den Neanderthal-Schädel erinnert, der aber gleichwohl ein tüchtiger Psychiater ist. Im Kopenhagener Museum fiel mir ein Schädel auf, der mich ganz an den Neanderthal-Schädel erinnerte; er gehörte dem dänischen Edelmanne Kay Lykke an, der

---

[1]) Vgl. überhaupt meine Geschichte der Beziehungen ꝛc. II, 675 ff. 739 ff., nebst zugehörigen Noten, woselbst die Belege für das Obige zu finden sind.

[2]) Das Menschengeschlecht, II, 38.

im 17. Jahrhundert eine Rolle gespielt hat. Godron hat den Schädel des hl. Mansuy, der im 4. Jahrhundert Bischof in Toul war, abgebildet; die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Neanderthal-Schädels sind an ihm theilweise selbst in einem noch höheren Grade ausgebildet, denn die Stirne wendet sich stärker rückwärts, das Schädeldach senkt sich mehr und der Schädel ist so verlängert, daß der Schädelindex bis auf 69,[41] herabgeht. Auch der Schädel des schottischen Helden Bruce erinnert an den Canstatt-Typus," ꝛc. — Erwägt man, daß diese Parallelen ein fossiles Reliquienstück von so äußerst problematischem Charakter wie jenes vielleicht gar nicht einmal versteinerte Düsseldorfer Fundstück vom Jahre 1856 betreffen, so kommt das ganz und gar Unerhebliche dessen, was an paläontologischen Beweis-Instanzen für den Affenursprung bisher zu Tage gefördert worden, in voller Stärke zum Vorschein.

Wie es aber jetzt um diesen Punkt steht, so dürfte es aller Voraussicht nach auch in Zukunft bleiben. Man mag immerhin bei weiterem Durchsuchen quaternärer (oder vielleicht auch tertiärer) Höhlen noch auf das eine oder andre ähnliche Beispiel scheinbarer Annäherung an den gesuchten Affenmenschen-Typus, wie der Neanderschädel oder der Kiefer von la Naulette, stoßen. Unwahrscheinlich ist dies keineswegs, sowenig wie die Vermehrung des bisher gefundnen Vorraths an Cro-Magnon- und an Furfooz-Schädeln um einige weitere Dutzende unwahrscheinlich genannt werden kann. Was würde daraus resultiren? Nichts, als eine geringe Vermehrung des fossilen Beweismaterials für, neben einer weit stärkeren Vermehrung des Beweismaterials gegen die Descendenz-Hypothese. Und wenn die „Canstatt-Race" früher oder später aus ihrer Nebelhaftigkeit heraustreten, wenn ihr Typus als ein in der That vorwiegend niedriger und dem Ideal des Pithekoidenthums nahe kommender durch eine beträchtliche Zahl von unanfechtbaren Exempeln erwiesen werden würde: zur Erhärtung dessen, worauf es dem modernen Naturalismus ankommen muß, der Annahme einer allgemeinen und ausnahmslosen Thierähnlichkeit der ältesten Menschheit

wäre damit doch noch nichts Entscheidendes geschehen. Der Zurückführung jener, einstweilen noch ganz problematischen, einigermaßen affenähnlichen Menschenrace Westeuropas auf eine besonders tiefgesunkene und entartete Völkergruppe etwa der letzten vorsintfluthlichen Zeit stünde nichts Wesentliches in Wege. Erst ein ganz allgemeiner, auf Durchsuchung sämmtlicher Quaternär- und Tertiärschichten der alten wie neuen Welt gegründeter Nachweis von entschieden pithekoiden Repräsentanten unsres Geschlechts als frühester menschlicher Bevölkerung der Erde würde als eine wirklich kräftige Instanz für die These unsrer Gegner gelten können und erheblichere Modificationen unsrer gemäß biblischer Ueberlieferung gestalteten Vorstellungen von den Anfängen der Menschheit bedingen.

VI.

Sprach-, religions- und culturgeschichtliche Instanzen.

1. Was die Schädel nicht leisten wollen, hat man den Functionen des Kehlkopfs zuzuweisen versucht. Bären brummen, Katzen miauen, Rinder brüllen, Hühner gackern, Enten schnattern, Drosseln singen: warum sollte nicht das vornehmste der Wirbelthiere durch Zusammenfassung dieser verschiednen Kunstleistungen es zur Production seiner Sprache gebracht haben? Klingt nicht die Sprache ähnlich den Lauten einer höher entwickelten Thierstimme? Können nicht Vögel mit hochdifferenziirtem Kehlkopfe, wie namentlich die Papageyen, ein ganz und gar menschenähnliches Sprechen erlernen, u. s. f.?

Das Problem, den Entwicklungsgedanken auch an diesem Gegenstande zum Vollzuge zu bringen, leidet bekanntlich an ganz besonders großen Schwierigkeiten. Auf keinem Punkte hat Darwin unsicherere Schritte gethan, als da wo er dieser Klippe des absoluten Gegensatzes zwischen Menschensprache und Thierstimmen zu entrinnen versuchte. Kein Umstand thut den Huxleyschen Satz vom angeblichen Vorhandensein eines geringeren Abstandes zwischen Menschen und höchsten Affen als zwischen höheren und niederen Affen schlagender in seiner Nichtigkeit dar, als die Thatsache unsres Sprechens und dessen absoluter Unerlernbarkeit durch irgendwelchen Simiaden. Warum nähert überhaupt nicht ein einziges Säugethier in Hinsicht auf Bildung und Klang seiner Stimme sich dem Menschen auch nur einigermaaßen? Warum muß man bis in die zweite Wirbelthierclasse zurückgreifen, da wo es sich um Beispiele von Nachahmung

artikulirter Stimmlaute des Menschen handelt? Und warum gedeihen solche Nachahmungen doch immer nur in der Form mühsam und äußerlich anerlernter Fertigkeiten, ähnlich den Kunststücken des dressirten Hundes, von deren Vererbung auf Nachkommen niemals die Rede sein kann? Das Thier lernt nie wirklich sprechen, weil es nie wirklich denkt, weil all sein Vorstellen, Empfinden, instinctmäßiges Thun rc. durch eine ewig unausfüllbare Kluft von unsrer Vernunftthätigkeit getrennt bleibt. Sein Nichtdenken ist Ursache auch seines Nichtsprechens, gleichwie umgekehrt beim Menschen die Kraft seiner Reflexion auch Ursache seines Sprechens ist. Die Sprache hat ihren Grund darin, daß der Menschengeist ein Wesen von höherer Rangstufe als die Thierseele ist, sie beruht auf der höheren Subjectivität des Menschen, die über jeden Inhalt, von dem sie erfüllt ist, sich zu erheben und ihn, ja sich selbst, zum Gegenstande ihres geistigen Betrachtens zu machen vermag.[1]) Die Sprache ist und bleibt die „wahre Schranke zwischen Mensch und Thier", sie ist „unser Rubikon, den kein Thier je zu überschreiten wagen wird."[2]) Schon Rousseau legte gegenüber den rohnaturalistischen Sprachtheorien eines Maupertuis, de Brosses rc., das Geständniß ab, an einer rein natürlichen Erklärung des Ursprungs der Sprache müsse man verzweifeln. Und selbst der für den Gedanken eines Affenursprungs der Menschen ziemlich eingenommene Lord Monboddo, einer der unzweifelhaftesten Vorgänger des Darwinismus im vorigen Jahrhundert, vermochte über die Annahme einer übernatürlichen Mithilfe, deren unsre noch orangähnlich in Heerden

---

[1]) Vgl. Joh. Huber, Zur Kritik moderner Schöpfungslehren, München 1875, S. 52—55, sowie die daselbst gebotenen Verweisungen auf Steinthal, Whitney, Peschel, rc.

[2]) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 1863, I, S. 303, und: Contemp. Review 1874, Jan, p. 305 ss. (wo er eine später zu publicirende anti-darwinistische Schrift: „Language as the true barrier between Man and Beast" in Aussicht stellt).

zusammenlebenden Vorfahren behufs Ausbildung ihres Sprach-Instincts bedurft hätten, nicht hinwegzukommen.[1])

Mit der Stelle im biblischen Schöpfungsbericht, welche eine erste Ausübung des Sprachvermögens seitens des Menschen gemäß göttlicher Weisung stattfinden läßt (1. Mos. 2, 19. 20), ist von jeher viel Mißbrauch getrieben worden. Eine Theorie vom Ursprung der Sprache will diese Stelle ganz gewiß nicht geben. Hermann v. d. Hardt hatte ganz Recht, wenn er gegenüber der weitverbreiteten Unsitte seiner schriftgelehrten Zeitgenossen, hier irgendwelche Sprach-Ursprungstheorie (und zwar obendrein eine solche, wonach das Hebräische die Ursprache unsres Geschlechts gewesen wäre!) zu finden, die Benamung der Thiere lediglich als vorbereitendes Moment für das Folgende: die Aufsuchung einer passenden Lebensgefährtin für Adam, gefaßt wissen wollte.[2]) Die Beziehung auf die Bethätigung der Sprachfähigkeit des ersten Menschen, welche der Bericht enthält, ist jedenfalls nur eine indirecte und nebensächliche. Immerhin liegt eine solche Beziehung thatsächlich vor, und gewiß eine nicht unwichtige. Das Sprechen des Menschen erscheint laut der Stelle als ein bis in die Paradieseszeit zurückreichendes, mit dem Schöpfungsacte selbst verflochtenes, in gewissem Sinne anerschaffenes Moment menschlicher Lebensbethätigung, als eine Urform der menschlicherseits nach Gottes Bilde über die niedere Naturwelt auszuübenden Herrschaft.

---

[1]) J. J. Rousseau, Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, 1754. Vgl. Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft rc., S. 292.

[2]) Herm. v. d. Hardt: In Mosis, severissimi morum censoris historiam Gen. 2, 18—20 de vocatis ab Adamo animalibus, in Bochartum, Helmstad. 1705. Ihn bestritt dann vom orthodoxen Standpunkte aus Lilienthal in s. Selecta historica et literaria, Regiomont. 1715, p. 258 ss.; Hauptzweck jener Namengebung sei gewesen excolendi linguam, qua uteretur primus homo, et inveniendi vocabula rebus exprimendis apta. Auch sei die Sprache, deren sich Adam hiebei bediente, keine untergegangene Ursprache, sondern das Hebr. gewesen, rc.

Will man in dem, was Adam als Urheber der Namen der Thiere thut, eine erste Uebung und Ausbildung des Sprachvermögen's erblicken, so darf dieß jedenfalls nur in dem Sinne geschehen, daß man das Ganze als göttlicher Anleitung und Beeinflussung unterstellt denkt.[1]) Ein supranaturaler Ursprung der menschlichen Sprache, eine Zugehörigkeit derselben zur uranfänglichen geistleiblichen Ausrüstung des Menschen als göttlichen Geschöpfs, wird ohne Zweifel in der Stelle vorausgesetzt. Als sprechendes, nicht als stummes Geschöpf erscheint der Mensch laut Kap. 2 der Genesis vom allerersten Anfange seines geschichtlichen Daseins an. Ackerbau, Viehzucht, Metallbereitungskunst, Musik &c. sind Errungenschaften seiner nachparadischen Entwicklung: als Sprachbegabter war er schon in's Paradies eingetreten.

Entbehrt diese biblische Darstellung etwa des bestätigenden Zeugnisses des paläontologischen und archäalogischen Forschung, soweit dieselbe das Problem der frühesten Anfänge der Sprache betrifft? Man weise eine Zeit nach, wo irgendwelchen Indicien zufolge die Menschheit als noch nicht sprachbegabte, als noch auf der Stufe affenartig rohen und wilden Kreischens stehende existirt hätte! Sehen jene kunstsinnig geschnitzten Thierbilder aus der „Renthierperiode" vielleicht danach aus, als ob solche Affenmenschen sie verfertigt hätten? Nicht einmal für die ganz rohen Steinmesser, Aexte, oder Pfeilspitzen der paläolithischen Zeit lassen Alalen sich als Urheber denken. Allen, auch den primitivsten Erfindungen muß vernünftige Ueberlegung, muß Denken, muß Meinungsaustausch des Gedachten durch Worte vorausgegangen sein. Jene Caspari'sche Annahme, daß erst eine gewisse „Handgeschicklichkeit" in Verbindung mit allmähligem Aufrechtgehenlernen auch das Sprechenlernen der ersten Menschen bedingt und verbreitet habe, ist müßige Speculation, für welche sich nie empirische Belege werden beibringen lassen.

[1]) So ungefähr Erzbischof Trench, On the Study of Words, 6. edit. p. 16 ss., sowie der ihm wesentlich zustimmende M' Causland, Adam and the Adamite, 3. ed. Lond. 1872, p. 180.

Die historische Sprachwissenschaft selbst aber, weiß sie etwas von einer Hervorbildung irgendwelcher Sprache aus thierisch unartikulirten Lauten? Empirisches und Positives jedenfalls nicht. Wo derartige Sprach-Ursprungstheorien angenommen werden, geschieht es aus Gründen nicht der Beobachtung, sondern der Speculation. Die vergleichende Wurzelforschung hat bisher noch keine Bestätigung weder der Wau-wau- noch der Päh-päh-Theorie geliefert; jeder Versuch einer Zurückführung bekannter Idiome auf die Grundlage möglichst einfacher roher Naturlaute ist ein bloßes Postulat, dessen wissenschaftliche Realisirung Schritt für Schritt auf die unüberwindlichsten Hindernisse stößt. Nicht einmal um die Annahme, daß von den bekannten drei Hauptgruppen menschlicher Sprachen überhaupt, den einsilbigen, agglutinirenden und flectirenden, die erstgenannte sich zuerst entwickelt hätte und daß als deren nächstes Entwicklungsproduct dann die Agglutinationssprachen zu gelten hätten, die Flexionssprachen aber das letzte und höchste Endziel des ganzen Bildungsprocesses bezeichneten, — nicht einmal um diese Annahme ist es sonderlich glänzend bestellt, was bestätigende Thatsachen betrifft. Es wäre so bequem, so willkommen für's evolutionistische Interesse, könnte man die angeführte Reihe als eine Parallele zur Stufenfolge etwa der drei Hauptgruppen des Gewächsreiches, der Kryptogamen, Mono- und Dicotyledonen ansehen und ein Hervorgegangensein der beiden höheren und complicirter gebildeten Sprachgruppen aus ursprünglicher allgemeiner Asynthesie oder Einsilbigkeit behaupten. Aber an concreten Belegen hiefür mangelt es sehr. Sowohl die asynthetisch-einsilbigen, als die polysynthetischen oder agglutinirenden Sprachen — jene von im Ganzen ungefähr 400 oder 500 Millionen, diese von etwa 100 Millionen Menschen gesprochen — gleichen in vieler Hinsicht eher Zertrümmerungs- oder Verwesungsproducten, als jugendfrisch emporstrebenden Originaltypen; man vergleiche nur eine faktisch beinahe einsilbig klingende und flexionslose Sprache wie Englisch mit den ihm zu Grunde liegenden Idiomen der alten Germanen einerseits und der alten Römer andrerseits! Daß speciell der

Flexion einstmalige Agglutination als rohere Urform vorangegangen sei, der Arier also früher seine sprachlichen Bildungen in der einverleibenden Manier der Turanier vollzogen hätte, diese s. Z. von Bunsen, Max Müller &c. angelegentlich vertretene Meinung ist längst als unhaltbar dargethan[1]). Der Arier ist „kein Tatar mit schlechtem Gedächtniß;" die Sprachen der höchstcultivirten und auch am mächtigsten ausgebreiteten Stämme — 5—600 Millionen Menschen umfassend und sowohl Indo-Europäer als Semiten und Hamiten oder Nord-Afrikaner in sich schließend — reichen bis ins graueste Dunkel der geschichtlichen Vergangenheit zurück, ohne eine sichre Spur des Vorhergegangenseins niedrigerer Formen erkennen zu geben. Ihr großentheils so reichgegliederter Bau mit seiner üppigen Formfülle und seinen ausgebildeten Flexionsgesetzen nimmt sich ganz wie eine originale Schöpfung aus. Es könnte vielleicht eher ein Hervorgegangensein derartiger einsilbiger Idiome wie das Chinesische oder wie die Sprachen Hinterindiens aus solchen vollkommnen Bildungen wie Sanscrit, Zend, Altgriechisch, Gothisch, behauptet und mit einleuchtenden Beispielen belegt werden, als der umgekehrte Vorgang einer Entwicklung jener zu diesen. Uebrigens ist speciell das Chinesische, wenn auch eine einsilbige, doch keineswegs eine besonders primitive, aus rohen Naturlauten gebildete Sprache, steht vielmehr, entsprechend dem uralten hohen Culturgrad des chinesischen Volks, seinem ganzen Charakter nach höher, als die meisten der s. g. agglutinirenden Sprachen.[2]) Gerade diese letzteren repräsentiren in vieler Hinsicht die geistig am tiefsten stehende Stufe und gemahnen besonders stark an Verwitterungs- oder Verwesungsproducte.

[1]) So früher schon durch Pott, die Ungleichheit der menschlichen Racen, S. 202. 242 ff.; weiterhin durch Fick, de Saussure, Brugman, Sayce &c. Vgl. den Letzteren in der „Academy", 21.June 1879, p. 545.

[2]) Vgl. die neueren Versuche zur Erweisung einer Ureinheit des Chinesischen mit den arischen Sprachen; so von Jos. Edkins (China's place in philology, Lond. 1872), von Gustav Schlegel (Sinico-Aryaca, Batavie 1872), von Wassiliew u. AA. (Ausland 1873, Nr. 32; Gött. Gel.-Anz. 1877, St. 11, S. 321 ff.).

Wahr ist's: die sprachvergleichende Wissenschaft hat bis jetzt zur Erweisung einer allgemeinen Verwandtschaft und genealogischen Ureinheit der Sprachen nichts Entscheidendes beizutragen vermocht. Jene Muthmaaßung, daß die asynthetischen, oder jedenfalls die polysynthetischen Idiome degradirte oder gleichsam verwitterte Flexionssprachen seien, ist wesentlich nur Postulat, allerdings wahrscheinlicher und durch reichlichere Analogien gedeckt, als die umgekehrte Hypothese, aber immerhin der directen wissenschaftlichen Begründung entbehrend. Ja selbst innerhalb jener drei Hauptsprachgruppen gibt es der Fälle eines gänzlichen Mangels von Spuren genealogischen Zusammenhangs der Sprachen oder Sprachstämme miteinander zahlreichere als derjenigen des Gegentheils. Die zahlreichen Familien des theils in Amerika, theils in Asien und Osteuropa mächtig ausgebreiteten agglutinirenden Sprachengeschlechts auf eine Ureinheit zurückzuführen, scheint schlechthin unmöglich; und selbst innerhalb der flectirenden Sprachengruppe gelten die Kluft zwischen arischen und semitischen, oder auch die zwischen hamitischen und arischen Idiomen manchen Linguisten für unausfüllbar, die einzelnen Beispiele von Wurzelverwandtschaften zwischen denselben, die man gesammelt hat, für nichts beweisend. — Man hat dieß vielfach zu Ungunsten der Annahme eines einheitlichen Ursprungs unseres Geschlechts zu verwerthen gesucht und würde, falls der Einwurf in der That gegründet und zwingend zu nennen wäre, ebendamit auch dem Glauben an einen paradiesischen Urstand ernstliche Schwierigkeiten bereiten. Doch fehlt viel daran, daß jenes Unvermögen der Sprachforschung, die verschiednen Sprachstämme als urverwandt darzuthun, irgendwie als entscheidendes Zeugniß gegen den einheitlichen Ursprung der Menschheit gelten könnte. Und beliefen sich die isolirt stehenden, gegenüber jedem Genealogisirungsstreben sich absolut spröde verhaltenden Sprachstämme in der That auf die hohe Zahl von nicht weniger als 78, welche einer der eifrigsten Darwinisten unter den modernen Sprachgelehrten angibt:[1])

[1]) Friedr. Müller, Grundriß der allgemeinen Sprachwissenschaft, Bd. I, Wien 1876.

gegen die Annahme einer Ureinheit unsrer Race würde auch damit kein durchschlagender Gegengrund aufgebracht sein. Mangelnde Sprachverwandtschaft gilt besonnener wissenschaftlicher Forschung längst nicht mehr als gleichbedeutend mit mangelnder Stammverwandtschaft. Es verhält sich mit der Gruppirung der Stämme nach ihren Sprachen anerkanntermaaßen wie mit der Classification nach Schädelformen: das eine dieser Verwandtschaftsmerkmale ist so unzuverlässig wie das andre; beide Maaßstäbe sind durchaus veränderlicher Art. Der Beispiele für einen thatsächlich stattgehabten Sprachenaustausch, kraft dessen kleinere oder mächtigere Stämme ihr anererbtes Idiom mehr oder minder vollständig preisgaben, um das eines höher cultivirten Nachbarvolks dafür einzutauschen, sind aus älterer wie neuerer Zeit von den semitisirten Phönikern an bis zu den malaysirten Bulgaren, den arabisirten Berbern Marokko's und den analysirten Chinesen auf Borneo — zahlreiche nachgewiesen worden. Nicht minder wird der Fall, daß der Wortvorrath mancher Sprachen durch Despotenlaune oder sonstige tyrannische Willkür (wie die Tepi oder Sprach-Umwandlung auf Tahiti und andres Aehnliche auf den Südseeinseln) binnen Kurzem die erheblichsten Umgestaltungen erfährt, durch eine ziemliche Zahl von Beispielen illustrirt. Noch reichlichere Fälle einerseits vom Hervorgehen neuer Sprachen aus rothwelsch-artigen Mischdialecten oder Jargons (wie die jetzige Zigeunersprache, das Pitschen-Englisch in China und Britisch-Columbia, der Oregon-Jargon, der franco-anglo-chinesische Jargon auf Neucaledonien ꝛc.), andrerseits von der Ausbildung eigenthümlicher Idiome in Folge vielhundertjähriger Isolirung kleinerer Stämme (wie z. B. in den Gebirgsthälern der Pyrenäen und Alpen, sowie mehr noch in denen des Kaukasus, des Himalaya ꝛc.), sind durch die historische Sprachforschung constatirt worden. Ganz so gut, wie die unter den Einflüssen theils des Klima theils gewisser conventioneller Unsitten: künstlicher Umformungen, Plattdrückungen, Einschnürungen ꝛc., wechselnden Schädeltypen, ja wohl noch in höherem Grade als sie, bilden die Spracheigenthümlichkeiten ein veränderliches, unsichres, als Mittel

zur Fixirung von Racentypen unbrauchbares Kriterium.[1]) Wird darum die Ureinheit des Menschengeschlechts bezweifelt, so geschieht dieß nicht wissenschaftlichen Thatsachen oder zwingenden Analogien, sondern vorgefaßten Meinungen zulieb. Der Polygenismus unsrer Sprachgelehrten und Ethnologen ist Dogma, nicht aus linguistischen Thatsachen mit Nothwendigkeit resultirende wissenschaftliche Ueberzeugung.

---

2. Mit der vergleichenden Religionswissenschaft verhält es sich nicht wesentlich anders. Was von ihrem Standpunkte aus gegen die Ureinheit und Integrität des Menschengeschlechts vorgebracht wird, trägt regelmäßig die Gestalt nicht inductiv sondern deductiv erbrachter Lehrsätze. Wo man es versucht hat, mittelst Zurückgehens hinter jede concrete Erscheinungsform der Religion die allerersten Regungen religiösen Empfindens und Vorstellens genetisch zu erklären, da hat, wenn naturalistische Leugnung der biblischen Lehre vom gottbildlichen Urstande und der paradiesischen Urgemeinschaft mit Gott resultirte, jederzeit das Festhalten an gewissen dogmatischen Voraussetzungen älterer oder jüngerer glaubensfeindlicher Speculation den Spruch dictirt. So erklären sich insbesondere die bekannten Versuche Spencers, Darwins, Lubbocks und ihrer Geistesverwandten, die Religion überhaupt als etwas dem Menschen mit den Thieren relativ Gemeinsames darzustellen, das sich nur dem Grade, nicht der

[1]) Vgl. einerseits, was die Unerheblichkeit des kraniologischen Moments für jedweden Versuch zur Racen-Eintheilung betrifft: Peschel (Ausl. 1872, Nr. 10), H. v. Ihering (Ztschr. f. Ethnol. 1873, S. 121. 163 ff.); Virchow (Rede beim Wiesbadener Anthropologen-Congr. 1873); E. Zuckerkandl (Cranien der Novara-Sammlung, Wien 1875, S. 48); auch G. Retzius, Henle u. AA., — andrerseits was die Belanglosigkeit des linguistischen Eintheilungsprincips betrifft: Bastian (Ztschr. f. Ethnologie, I, H. IV, S. 279); Max Müller (Vorl. üb. d. Wissensch. d. Sprache); v. Hellwald (in Bär-Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch, S. 523 f.); ferner Fr. Müller, A. de Quatrefages, F. Kanitz &c.

Art nach, von den ähnlichen Empfindungen und Vorstellungen des Thierlebens unterscheide. Wohlfeile Philosopheme epikurisch-lucrezischen Ursprungs, in zeitgemäßer Reproduction durch allerhand Beispiele aus der Thierpsychologie illustrirt und gestützt, spielen hier eine Hauptrolle. Gleich dem sittlichen Gefühl (moral sense), diesem nach Darwin mittelst natürlicher Zuchtwahl aus „socialen Trieben und Instincten", wie sie auch der Thierwelt eignen, gewordnen Entwicklungsproduct, sowie ferner gleich solchen Seelenvorgängen wie Neugierde, Aufmerksamkeit, Gedächtniß, Phantasie, Selbstbewußtsein, Schönheitssinn 2c., soll auch der Glaube an Gott in seiner Urform nichts als ein verfeinerter und veredelter Instinct sein. Schreckhafte Träume — und auch das Thier träumt ja, Hunde bellen im Traum 2c. — erzeugten zuerst jenes unbestimmte Gefühl der Furcht vor bösen Geistesmächten, das den Urgrund und Ausgangspunkt alles religiösen Vorstellens bildet (!). Braubach habe Recht, meint Darwin, schon beim Hunde Empfindungen religiöser Art wahrzunehmen; der Hund blicke in der That auf seinen Herrn mit ähnlicher Verehrung wie der Mensch auf Gott! Bis in's Bereich der Insecten hinein hat Lubbock, der muthige Ameisen-Forscher, den ersten Wurzeln religiösen Gefühls und Handelns nachzuspüren versucht, unter Zustimmung Huxley's, Häckels und Andrer. Auch die bekannte Lubbock'sche Stufenleiter: Atheismus, Fetischismus, Totemismus, Schamanismus, Idololatrie, Naturpotenzen-Anbetung und ethisirte Gottesverehrung gilt den Forschern dieser Schule principiell als richtig construirt, mögen sie immerhin in Einzelheiten den betr. Fortschritt sich anders denken. Und zusammen mit der absoluten Irreligiosität wird die vollständige Immoralität als Anfangszustand menschlicher Entwicklung statuirt. Ohne Ehe, überhaupt ohne wahre Liebe des Mannes zum Weib und umgekehrt, in wildestem Weibercommunismus, ohne eine Spur vom zusammenhaltenden Bande der Familiengemeinschaft, sollen die ersten Menschen gelebt haben.[1]) Dieser von Lubbock dictirte

[1]) Lubbock, Orig. of Civilis. p. 58: „The lowest races have no institution of marriage; true lowe is almost unknown among them; mar-

Kanon gilt zwar betreffs mancher Einzelheiten seiner Ausführung den Mitforschern nicht durchweg als normgebend: im Großen und Ganzen jedoch halten sie alle, soweit sie überhaupt ähnlichen naturalistischen Grundanschauungen huldigen, an ihm fest.

Offenbar sind alle diese Annahmen nichts als nothwendige Consequenzen aus dem Dogma vom Thier-Ursprunge des Menschengeschlechts. Es fragt sich aber eben darum, ob sie einer ins Einzelne eingehenden Widerlegung werth sind. Vieles in diesem Räsonnement ist doch gar zu seicht und oberflächlich, zu sehr aller, auch der ersten Elemente religiösen Verständnisses und religiöser Erfahrung baar. Und in welches Nest von Widersprüchen müssen sie sich nicht hineinwühlen, die Vertheidiger solcher Anschauungen! Spuren religiöser Empfindung soll schon die Thierwelt verschiedner Stufen und Classen in Verbindung mit ihren socialen Instincten kundgeben, — und doch soll eine Nacht des schwärzesten Atheismus, der absolutesten Sittenlosigkeit allüberall den Ausgangspunkt religiös-sittlicher Entwicklung der Menschheit gebildet haben! Vom Affen sollen wir die Körperform, Schädelbildung, auch wohl einiges Psychische, wie den Nachahmungstrieb ꝛc. überkommen haben — aber um die Vorläufer unsrer religiösen Regungen nachzuweisen, muß bis zum Hunde, wo nicht gar bis zu den Ameisen zurückgegangen werden! Betreffs der Art, wie die einzelnen Stufen der Religiosität und Sittlichkeit sich auseinander und aus dem gemeinsamen Urgrunde absolutester Rohheit entwickelt haben sollen, herrscht die allergrößte Meinungsverschiedenheit. Die Geschlechtsverhältnisse der frühesten Urzeit denkt fast Jeder sich anders als der Andre; namenlich besteht zwischen M'Lennan als Vertheidiger der Annahme einer ursprünglichen Polyandrie und zwischen Lubbock, Giraud-Teulon, v. Hellwald und Andren als Vertretern der Hypothese eines ursprünglichen Weibercommunismus oder schrankenlosen Hetärismus ein unversöhnlicher Gegensatz. Der Ansicht, daß solchen scheußlichen Geschlechtssitten der Urzeit auch die

riage in its lowest phases is by no means a matter of affection and companionship", etc.

früheste Form des Gottesbegriffs, ein wilder Lingam- oder Phallus-cult, werde entsprochen haben, wagen Einige zu huldigen,[1]) während Andre vor der Ziehung dieser Consequenz zurückschrecken. Es ist eine seltsame Concordia discors, ein wildes Babel widerstreitender Meinungen, das sich hier aufthut. Die Gründe aber, auf denen die verschiednen Theorien fußen, sind wie überall auf diesem Gebiete nichts als übereilte Verallgemeinerungen, voreilige Rückschlüsse von modernem Beobachtungsmaterial auf vermeintliche Urzustände, kühne Geschichtsconstructionen und willkürliche Einfälle der bodenlosesten Art.

Nur bei zweien dieser Argumente mag hier etwas verweilt werden, weil gerade auf sie von Vielen unsrer Gegner ein Hauptgewicht gelegt worden ist, während doch präcisere Feststellung der Thatsachen, auf welche sie sich beziehen, sehr entschieden gegen ihre Verwerthbarkeit für naturalistischen Theorien vom Ursprunge der Religion spricht.

Eine Hauptrolle spielt im Räsonnement Lubbocks und seiner Geistesverwandten, wozu wir namentlich auch einige deutsche Vorkämpfer des Descendenzglaubens wie Büchner, Vogt, Oscar Schmidt, Moritz Wagner 2c. rechnen müssen, die Behauptung vom Vorkommen völlig religionsloser Völker, nebst der daraus gezogenen Folgerung eines absoluten Atheismus als der Urgrundlage aller religionsgeschichtlichen Entwicklung. Die Menschheit soll den Proceß ihres religiös-ethischen Vorstellens und Bildens als vollständige tabula rasa begonnen haben; das altübliche dogmatische Argument vom Consensus aller Völker soll null und nichtig sein, weil thatsächlich eine Reihe von neuerdings beobachteten wilden Stämmen jeder Spur von religiösen Begriffen, Ueberlieferungen und Gebräuchen entbehre.[2]) — Hier ist Beides gleich sehr unerwiesen und

[1]) Baissac (Les origines de la religion, 2 vols., Paris 1876); Jules Soury (Études historiques sur les religions, les arts, etc. Par. 1877), Kulischer (a. a. O.) u. AA.

[2]) Speciellere Nachweise sowohl über diese Behauptungen Lubbocks, Büchners, Vogts 2c. als über das im Folgendenden dawider zu Bemerkende bietet meine Schrift: Das Kreuz Christi 2c. 1875, (Excurs V: „Wider die Behauptung einer völligen Religionslosigkeit gewisser Völker", S. 416 ff.).

aus der Luft gegriffen: die Behauptung, daß es religionslose Völker gebe, und die Voraussetzung, daß wenn solche Völker jetzt nachgewiesen würden, sich daraus ein Rückschluß auf die Urzeit unsres Geschlechts ziehen ließe.

Von wie vielen Völkern ist nicht schon auf Grund flüchtiger Beobachtung seitens Reisender, die nicht einmal sich zuverlässige Kenntniß ihrer Sprache verschafft hatten, behauptet worden, sie entbehrten jedweder Vorstellung von Gott, Jenseits, Vergeltung, aller religiösen Gebräuche u. s. w., während tieferes Eindringen in den Schatz ihrer Sprache, Sitten und Ueberlieferungen jedesmal das Gegentheil an den Tag brachte! Von verschiednen Eingeborenen-Stämmen Neuhollands ist behauptet worden, es fehle ihnen jedes Element religiösen Glaubens und Handelns. Aber Schritt für Schritt hat genauere Erforschung widerlegende Instanzen hiegegen zu Tage gefördert, vom bösen Schlangengeiste Budyah der Queenslander an, bis zu dem Schöpfergotte Bhaiami der Kamilarois in Neusüdwales und den Waldfeen und Wassernixen (Valumbals und Wanguls) eines ihnen benachbarten Stammes, den man auch eine Zeitlang für absolut atheistisch ausgegeben hatte. In Bezug auf die kopfabschneidenden Dayacks auf Borneo hatte der Radscha James Brooke längere Zeit gemeint, sie seien völlig religionslos, bis genauere Kenntniß ihn diese Meinung zu widerrufen nöthigte. Bezüglich der Kolhs-Stämme in Bengalen hatte Missionar Jellinghaus, übereinstimmend mit einer weit verbreiteten Ansicht, angenommen, es mangle ihnen jede Spur von Religion; tieferes Eindringen ins Studium ihrer Sprachen und Sitten belehrte ihn jedoch dahin: nicht sowohl Gottesleugnung, als vielmehr „Ignorirung Gottes (Röm. 1, 28—31)", bei gleichzeitiger „Verehrung von Naturkräften und geheimnißvollen dämonischen Mächten durch Zauberei und zauberische Opfer", sei das Wesen des Heidenthums dieser Stämme. Auch den Hottentotten und verschiednen Kaffernstämmen Südafrikas hatten manche der anfänglich unter ihnen wirkenden Missionare, wie Campbell, van der Kemp, theilweise auch Moffat, alle bestimmter lautende religiöse

Ueberlieferung, insbesondere jede eigentliche Gottesidee abgesprochen; ihre späteren Nachfolger jedoch, darunter Livingstone, Merensky und andre Berliner Missionare sowie neuestens besonders Dr. Callaway in seinem auf die Religion der Zulu bezüglichen Werke „Ukulunkulu", lehrten auf Grund tieferen Eindringens das Gegentheil als wahr kennen. Mehrere centralafrikanische Negervölker der oberen Nilregion, wie die Dinkas, Schilluks, Nuehrs ꝛc. wurden von Sir Samuel Baker als schlechthinige Atheisten geschildert; daß seine Beobachtungen in ihrem Betreff oberflächlicher Art gewesen waren, wurde durch spätere Reiseforscher wie G. Schweinfurth, Ernst Marno, u. AA. dargethan; insbesondere bezüglich der Nuehrs zeigte Marno, daß sie nicht bloß einen bösen Geist Nyeledit verehren, sondern auch Regenmacherei, Zauberei ꝛc. ganz wie viele andre Negervölker treiben. Die früher von Don Felix de Azara den Payagua's, später durch Burmeister, Bates, Wallace, Moriz Wagner verschiednen anderen südamerikanischen Stämmen, besonders des Amazonas-Gebietes nachgesagte völlige Religionslosigkeit hat sich in jedem einzelnen Falle als auf einseitiger und nicht hinreichend gründlicher Beobachtung beruhend erwiesen. Einen gewissen Glauben an übersinnliche Mächte fand der Brasilien-Reisende Prinz Max von Wied auch bei den rohesten Stämmen, die er besuchte; was v. Martius an Spuren eines annähernden Atheismus bei einigen dieser Eingeborenen Brasiliens wahrnahm, war jedenfalls von der Art, daß es ihn in seiner Annahme einer stattgehabten Degradation derselben bestärkte, nicht etwa die entgegenstehende Ansicht ihm nahelegte. Ein Donner- oder Regengott, sowie gewisse Spuren von Unsterblichkeitshoffnung, sind bis jetzt noch bei jedem amerikanischen Indianerstamme entdeckt worden.

So steht es um das empirische Material, womit vielfach zu Gunsten der These von einem Ur-Atheismus der Menschheit operirt worden ist. Aber gesetzt auch, es würden wirklich etwelche absolut religionslose Stämme in der Gegenwart mit Sicherheit nachgewiesen: welches Recht hätte man zu einem Rückschlusse von da aus auf den

allgemeinen Urzustand? Gestatten die vereinzelt in jeder größern Stadt vorkommenden Individuen von gänzlich verthiertem, jeder beßeren Gewissensregung und religiösen Empfindung baarem Charakter irgendwelchen Rückschluß auf ihre Vorfahren? Und wird es mit ganzen Völkern von ähnlichen Eigenschaften sich anders verhalten? Könnte das erratische Vorkommen atheistischer Stämme — und nur ein solches würde günstigsten Falles constatirt werden können[1]) — irgend etwas für den Atheismus als einst durchgängig vorhanden gewesene Anfangsstufe menschlicher Cultur- und Religionsentwicklung beweisen? — Es steht in jeder Hinsicht sehr kümmerlich um diese auf die angebliche Religionslosigkeit heutiger Wilder sich stützende Argumentation, — fast so kümmerlich wie um Sir John Lubbocks Schlußfolgerung, wonach aus dem Umstande, daß die Sprachen einiger nordamerikanischen Amerikaner, wie der Alonquins und der Tinnés, kein besonderes Wort für die Begriffe „Liebe, geliebt" 2c. enthalten, ein ursprüngliches Fehlen aller Erweisungen von Gatten- und Kindesliebe bei den Vorfahren dieser Stämme, oder gar überhaupt bei den Urwilden, sich ergeben soll![2]) Viele entschieden naturalistisch gerichtete Culturforscher, darunter auch mehrere erklärte Anhänger des Darwinismus, verzichten daher ganz oder fast ganz auf jenes Argument. Tylor leugnet mit aller Bestimmtheit, daß Völker, ohne jenes Minimum von Religiosität, welches nach ihm „Animismus" (Glaube an geistige Wesen) zu nennen ist, schon irgendwo nachgewiesen worden seien; die theologische Wissenschaft zwinge zu dem Zugeständniß, „daß der Glaube an geistige Wesen bei allen niederen Racen sich findet, mit denen wir genau genug bekannt geworden sind, während die Behauptung, daß ein solcher Glaube nicht vorhanden sei, auf alte oder mehr oder minder unvollständig beschriebne moderne Stämme sich beschränke"; so wenig die Erzählungen von Volksstämmen, welche weder die Sprache, noch den Gebrauch des Feuers kennen sollen, die Probe der Kritik be-

[1]) Vgl. A. de Quatrefages, Das Menschengeschlecht, II, Buch X, S. 227.

[2]) Lubbock, Orig. of Civilis., p. 58 s. — Vgl. schon oben.

stehen, ebensowenig seien die auf gänzlich religionslose Stämme bezüglichen Angaben glaubhaft.[1]) Wesentlich auf diesem Standpunkte, wonach ein gewisses Minimum von Religion in Form des s. g. Animismus überall, auch bei den tiefst stehenden Stämmen, anzutreffen wäre, hält sich selbst Darwin.[2]) Und von unsren deutschen Darwinisten argumentirt beispielweise Caspari mehr gegen als für die Annahme, daß es absolut religionslose Völker gebe; die von ihm aus den Sitten und Traditionen australischer, brasilianischer, südafrikanischer Völker in reichlicher Fülle beigebrachten Beispiele widersprechen der Hypothese eines allgemeinen Ur-Atheismus auf das Bestimmteste. Aehnlich v. Hellwald: gegen die Behauptung von Reisenden, daß ein Volk keine Religion habe, gelte es sich stets mit möglicher Vorsicht zu wappnen; ein religionsloses Volk sei eigentlich „ein Unding, ebenso wie die von Manchen geträumte religionslose Zukunft"; so lange ihre Sprache nicht genau erschlossen, müsse man sehr „auf der Hut sein, an s. g. atheistische Völker zu glauben"; ja die Völkerkunde lehre, „daß die Existenz religionsloser Völker fast mit positiver Gewißheit zu verneinen sei." [3]) Daß Forscher von noch mehr vermittelnder, mit dem Darwinismus überhaupt nicht oder nur theilweise engagirter Haltung wie Waitz und sein Fortsetzer Gerland, Max Müller, Peschel rc. ähnlich urtheilen, versteht sich von selbst. Von antidarwinistisch gerichteten Naturforschern und Philosophen, die sich mehr oder minder eingehend und nachdrücklich wider das in Rede stehende naturalistische Axiom erklärt haben, seien hier nur M'Cosh, de Quatrefages, Robet Flint, Ad. Bastian, A. Wigand, Ulrici, K. Ch. Plank, J. B. Meyer, Frohschammer

[1]) Anfänge der Cultur, I, 411—419. — Ueber eine von Tylor an diese im Ganzen so richtigen Betrachtungen geknüpfte falsche Folgerung, worin sich doch wieder sein Rückfall in den ordinären Naturalismus auf unsrem Gebiete vollzieht, s. oben, III, gegen Ende.

[2]) Abstammung des Menschen I, 55.

[3]) O. Caspari, Urgeschichte der Menschheit II, 157 ff. — F. v. Hellwald, Culturgeschichte S. 24. 32; Ausland 1870, S. 1038; 1875, S. 100.

und besonders Joh. Huber (als Gegner Moriz Wagner's in mehreren Artikeln der Augsburger allgemeinen Zeitung 1873) genannt.[1])

Bietet schon dieser Versuch, vom angeblichen Vorhandensein religionsloser Völker aus das Dogma von der absoluten Urwildheit am Anfange der menschlichen Geschichte zu stützen, eigentlich ein Armuthszeugniß für die modern-naturalistische Geschichtsbetrachtung dar, so gilt das von einer zweiten Lieblingsthese unsere Lubbockisten im In- und Auslande in noch höherem Grade. Der Fetischdienst soll die Urform alles ausgebildeteren religiösen Vorstellens und Handelns sein! Dieses rohe, unsäglich viel Absurdes und Läppisches in sich schließende Product des „Causalitätsdranges" der kindischen Urmenschheit, kraft dessen das Göttliche unter gewissen beliebigen, ganz willkürlich herausgegriffenen und jeder symbolischen Bedeutsamkeit baaren sinnlichen Objecten verehrt wird, soll auf den Urzustand völligster Religionslosigkeit zunächst gefolgt sein, oder, falls es einen solchen atheistischen Urzustand nicht gab, doch jedenfalls allen Formen edlerer geistigerer Gottesverehrung vorausgegangen sein. Polytheismus sowohl, als Monotheismus, sollen erst Entwicklungsproducte des die Urgestalt aller Religiosität bildenden Fetischismus sein, sei es nun daß man sie mit Comte und seiner Schule für Wirkungen eines allmähligen Herabsinkens von der Stufe des Fetischcults, dieses wahren „Höhepuncts aller Religion" (!) halte, oder daß man dieser phantastisch-abenteuerlichen Degradationstheorie des Franzosen eine evolutionistische Auffassung des betr. Processes entgegenstelle, also die verschiedenen geistigeren Formen des

[1]) Siehe überhaupt den schon cit. Excurs in meinem „Kreuz Christi." Den daselbst angeführten Gegnern der Uratheismus-Lehre fügen wir außer Quatrefages a. a. O., S. 216) und Rob. Flint (Anti- Theistic Theories, Edinb. 1878, Lect. VII) hier noch hinzu: Paul Rob. Schuster, Gibt es unbewußte und ererbte Vorstellungen? (herausg. von Zöllner, Leipz. 1879), S. 577; M. Fairbairn (Academy, 1878, 20. Jul. p. 54), sowie die gekrönte Preisschrift von Jul. Happel: Die Anlage des Menschen zur Religion, vom gegenwärtigen Standpunkte der Völkerkunde aus untersucht, Harlem 1877.

Gottesbegriffs, wie Polytheismus, Mono- und Pantheismus als Producte des aufwärtsstrebenden, nach Vervollkommnung seiner Begriffe und Vorstellungen strebenden Causalitätsdranges zu begreifen suche. Das Letztere thut im Wesentlichen Lubbock als Urheber der bereits mehrmals erwähnten siebenstufigen Scala: Atheismus, Fetischismus, Totemismus ꝛc.; deßgleichen, nur in etwas vorsichtiger gefaßter und philosophischer vermittelter Weise Tylor, Monier Williams, Baring Gould[1] ꝛc. Von deutschen Forschern gehören hieher Fritz Schultze, F. Spiegel, K. Twesten, F. v. Hellwald, Carus Sterne, Richard Pietschmann,[2] sowie in etwas behutsamerer Fassung Theod. Waitz, H. Spencer, Caspari, H. Paret. Die besser abgegrenzte und kritisch geläuterte Gestalt, welche die Letzteren der Fetischismus-Hypothese zu ertheilen versucht haben, besteht theils darin, daß dem Fetischdienste nicht geradezu völlige Religionslosigkeit, sondern ein ganz roher systemloser Polytheismus (so Waitz) oder auch etwas wie Geister- oder Ahnen- oder Patriarchen-Cultus (so Spencer, Caspari) vorausgegangen sein soll; theils darin, daß neben dem primitiven Fetischismus als „denkbar niedrigster Religionsstufe“ auch ein aus höheren Religionsformen als Degradations- oder Entartungsproduct entstandener Fetisch-Aberglaube jüngeren Ursprungs nachzuweisen versucht wird (so Paret; ähnlich auch Monier Williams).[3])

[1]) A. Comte, Philosophie positive, vol. V, p. 101. — Lubbock und Tylor, a. a. O. — Baring Gould, Origin and developement of religious belief, vol. I, Lond. 1869. — Monier Williams, Progress of Indian religions thought (im Contemp. Rev., Sept. 1878, p. 267 s.).

[2]) Fritz Schultze, Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte, 1870. — F. Spiegel, Zur vergleichenden Religionswissenschaft (Ausland 1872, Nr. 1), — K. Twesten a. a. O. (oben, S. 3, Note). — Hellwald, Culturgesch., S. 25. 30 ff. — Carus Sterne, Werden und Vergehen ꝛc. -- Richard Pietschmann, Der ägypt. Fetischdienst und Götterglaube (Ztschr. f. Ethnol. 1878, II, 153—182).

[3]) Herb. Spencer, The origin of animal worship (in s. gesammelten Essays, vol. III, London 1874) läßt den Fetischismus speciell aus dem Cultus

Es befinden sich einige achtunggebietende Namen in dieser Reihe von Vertretern der Fetischismus-Hypothese. Dennoch ist die ganze Annahme, zu welcher besondren Fassung sie auch ausgeprägt werden möge, eine irrthümliche und unhaltbare. Der Fetisch-Aberglaube gehört nicht an den Anfang, sondern entschieden erst an das Ende der Religionsentwicklung, sei es einzelner Völker sei es der Menschheit im Ganzen; er ist wesentlich Fäulnißproduct, Frucht eines religiösen Entartungsprocesses von ähnlicher Art, wie der dem Reliquienaberglauben des Katholicismus und andrer Religionen zu Grunde liegende. An die Spitze der zahlreichen gewichtigen Gründe, welche für diese Auffassung entscheiden, ist schon der Name „Fetisch“ zu stellen. Dieses dem frühesten Fetischismusforscher C. de Brosses (um 1760) durch französische Handelsleute zugeführte, aus dem portugiesischen fetisso vererbte Wort ist herzuleiten nicht etwa von fatum, sondern von facere; es entspricht dem lateinischen (deus) factitius, bezeichnet also einen „gemachten“ Gott, einen zum Zweck des Zauberns willkürlich gebildeten Götzen, ein Zaubermittel oder Object abergläubiger Andacht. Irgendwelche Gottesvorstellung muß nothwendig schon dagewesen sein, wo zum Machen eines solchen Zaubergötzen geschritten wird; der Stein, Klotz, Knochen, Lappen ꝛc., welcher dem Neger als Fetisch dient, ist ein einem längst vorhandenen, wenn auch höchst rohen und unbestimmten Gottesbegriffe willkürlich angepaßtes Idol, dem das sonstige Idole empfehlende Moment der Sinnbildlichkeit, der relativen Uebereinstimmung zwischen unsichtbarem Urbild und sinnlichem Abbild fehlt. Diese Willkürlichkeit des Verfahrens beim Fetischmachen könnte nun allerdings als

der Ahnen, und zwar vermittelst des s. g. Totemismus oder heraldischen Thierbilderdiensts, hervorgegangen. Aehnlich Caspari, Urgeschichte ꝛc., I, 263 ff. — Anders Waitz, Anthropologie der Naturvölker, I, 323 f. (auch II, 174 u. ö.); H. Paret, Art. „Fetischismus“ in der Herzogschen Real-Encyklop. f. prot. Theol., Bd., IV, S. 395. (Mit Recht ist dieser an ziemlichen Unklarheiten und inneren Widersprüchen leidende Aufsatz in die zweite Aufl. der Real-Encykl. nicht mit übergegangen).

Hinweis auf eine noch sehr ursprüngliche, kindisch unvollkommne und rohe Verstellungsweise der betreffenden Völker gelten; und demgemäß ist denn öfter argumentirt worden. So meinte Lubbock, in den Fetischen der Neger u. s. f. etwas derartiges wie Kinderspielzeuge, Puppen oder dergleichen erblicken zu dürfen; die Puppe selbst, sagt er, „ist eine Art von Bastardbildung aus Kind und Fetisch (a hybrid between the baby and the fetish); gleich den Fetischen seien die ihre Verehrung oft begleitenden Rasseln, Trommeln, Tänze &c. deutliche Belege für den kindischen Charakter der sich mit solchen Dingen abgebenden Wilden, u. s. f.[1]) Hier wird — und das ist ein zweiter Hauptgrund gegen die Fetischismushypothese — kindisches mit kindlichem, jugendlich aufstrebendem und entwicklungsfähigem Wesen verwechselt. Werden nicht auch Greise oft wieder kindisch? Versinken nicht Kranke, zumal geistig Erkrankte, Blödsinnige &c., oft genug in einen ganz und gar kindischen Zustand, wo sie am läppischsten Spielwerk, an den sinnlosesten Vergnügungen Gefallen finden? Und was eine Hauptsache ist: pflegt nicht ein kindischer Zustand dieser letzteren Art völlig unheilbar zu sein? kündigt sich in ihm nicht die allmählige Auflösung des gesammten Organismus als in größerer oder geringerer Nähe bevorstehend an — ganz wie es entweder im Hinsterben begriffene oder sozusagen unheilbar geisteskranke, selbstverschuldeter roher Stupidität verfallene Stämme sind, bei welchen der eigentliche Fetischcult in voller Blüthe zu stehen pflegt. — Die Analogie des Reliquiendiensts und andrer Formen des Aberglaubens (theilweise auch des Hexenglaubens, des Kalenderaberglaubens oder der Wettermacherei, &c.) im Buddhismus, Islam, Katholicismus und andren Religionen bildet eine weitere wichtige Gegeninstanz gegen die Annahme einer Ursprünglichkeit der fetischistischen Religionsform. So gut wie die Verehrung der Ueberbleibsel von Heiligen eine ins Sinken und Ausarten gerathene höhere Weise der Gottesverehrung voraussetzt, so gut wie die Amulete der alten Griechen, Römer und vieler neuerer Völker Reminiscenzen an gewisse

[1]) Lubbock, Orig. of civil., p. 406.

untergegangene Religionsvorstellungen oft recht complicirter Art in sich schließen, so gut wie den Talismanen des Islam im Mittelalter astrologische Geheimweisheit zu Grunde lag: ganz ähnlich verhält es sich mit dem Fetischdienste, wo und in welcher speciellen Form er auch auftreten mag. Es ist übrigens bei derartigen Vergleichungen die gesammte Geisteseigenthümlichkeit und Culturstufe der betreffenden Völker wohl im Auge zu behalten. Der Reliquiendienst des römisch-katholischen Mittelalters bildete doch eine weit höhere und edlere Form der Verehrung sinnlicher Objecte, als der ordinäre Neger-fetischismus; gleichwie die Bilderanbetung in mancher Hinsicht als eine noch edlere Weise der Versinnlichung des Gottesdiensts zu gelten hat — zur Reliquienverehrung in demselben Verhältnisse stehend, wie das Spielen geistig geförderter Kinder mit zierlich gestalteten Glieder- und Kleiderpuppen zum Spiel armer Straßenkinder mit rohen Thonfiguren ohne Glieder und menschenähnliches Antlitz. Geistiges Entartungssymptom oder Zeichen eines Rückfalls in Kindischkeit ist das eine dieser cultischen „Puppenspiele“ (damit wir jenen Lubbock'schen Vergleich beibehalten, zugleich aber auch rectificiren) so gut wie das andre. Es kommt nur eben darauf an, welche Stufe die Religion erreicht hatte, aus welcher sich das Fetischmachen als Verwesungsproduct hervorbildet. Und damit hängt unmittelbar die weitere Frage zusammen, ob das Uebel heilbar oder unheilbar zu nennen, ob die betr. Religion zur Ausstoßung der Krankheitsstoffe und Regeneration ihres Organismus auf Grund der noch unverdorbnen Elemente desselben fähig erscheint, oder ob dieß nicht der Fall ist.[1]) — Uebrigens ist — und das bildet ein

[1]) Eine einseitig harte Beurtheilung, welche dem hier Angedeuteten in keiner Weise genügend Rechnung trägt, läßt Happel (a. a. O.) von seinem protestantenvereinlich liberalen Standpunkte aus dem Fetischismusartigen im Katholicismus widerfahren. Er rechnet dazu außer dem Reliquienwesen ohne Weiteres auch die Sacramente. Ja er behandelt sogar den kirchlichen Trinitätsbegriff unter einem ähnlichen Gesichtspunkte, ihn für ein heidnisches Ueberlebsel erklärend, mit Zauberei und Gespensterglauben zusammenstellend, überhaupt ähnlich über ihn urtheilend wie über Marien-, Heiligen- und Papstcultus.

weiteres Moment zur Widerlegung jeder nicht-degradationistischen Theorie vom Fetischismus — in nicht wenigen Fällen eine Einmischung fetischmäßiger Trümmerstücke von sinkenden Religionen höherer Art in solche von Religionen niederer Art beobachtet worden. So bei den Stämmen der westafrikanischen Loangoküste, deren gegenwärtiger Fetischaberglaube nach A. Bastian's Beobachtungen ein Mischproduct aus älterem afrikanischem Naturdienst und aus dem eine Zeitlang durch Portugiesen diesen Völkern nahegebrachten und aufgenöthigten Katholicismus ist.[1]) Aehnlich bei amerikanischen Indianer- wie Neger-Stämmen, ja in gewisser Weise auch schon bei unsren germanischen Vorfahren im Mittelalter, deren Volksaberglaube, soweit er sich fetischistischem Unwesen näherte oder in einzelnen Resten noch immer ihm nahesteht, gleichfalls eine Mischung urheidnischer mit römisch-kirchlichen Elementen hervortreten läßt. Directe Beobachtung religiöser Depravationsprocesse mit dem Endergebnisse des Herabsinkens zum Fetischismus hat überhaupt oft genug stattgefunden. Was man aber noch nie und nirgends beobachtet hat, ist die entgegengesetzte Erscheinung eines Hervorgehens reinerer und geistigerer, insbesondere monotheistischer Gottesvorstellungen aus ursprünglichem rohem Fetischdienste. Mit Recht fragt Victor v. Strauß:[2]) „Wie kommt es, daß wir wohl beobachten können, daß die Menge der mythologischen Gottheiten zunimmt, nirgends aber finden, daß sich aus einer Religion, die man als fetischistisch-polytheistisch bezeichnen will, je ein Monotheismus entwickelt habe? Welche in geschichtlicher Zeit entstandene monotheistische Religion ist denn aus einer fetischistisch-polytheistischen hervorgegangen?" Mit Recht hält ebenderselbe der Behauptung, die Religion

[1]) Ad. Bastian, Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, Jena 1874, Bd. I, 54 ff. 204 ff., und bes. Bd. II, 154 ff. (auch: Zeitschr. f. Ethnologie, 1874, I, 1 ff.).

[2]) Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft, von V. v. Strauß und Torney (Heidelberg 1879), S. 42 f. Vgl. auch S. 17 dieser überhaupt ungemein gehaltreichen Schrift.

der Chinesen sei nur die höchste Stufe des Fetischismus, die Aussagen der ältesten chinesischen Geschichtsurkunden und religiösen Lieder über das höchste Wesen, genannt bald „der höchste Herr", bald „der Himmel", entgegen, zum Erweise dessen, daß es absolut unmöglich sei die Verehrung und Anrufung dieses unleugbar monotheistisch gedachten Wesens Fetischismus zu nennen. Mit Recht widerspricht dieser Religionsforscher überhaupt der Annahme, als „habe der Fetischismus bei den niedrigsten Dingen angefangen, sich zu immer größeren und höheren erhoben, und sei so zuletzt bei der Verehrung des Himmels angelangt", als einer wissenschaftlich unhaltbaren, durch keine gesunde Analogie bestätigten Theorie.

Die Fetischismus-Hypothese erscheint dem allem zufolge so gänzlich entblößt von allen bestätigenden Momenten, daß die neuestens selbst bei Vertretern des religiösen Liberalismus hervortretende Abneigung gegen sie wohlbegreiflich erscheint. Wie schon Max Müller die Annahme, daß Fetischcult als eine Urform religiösen Vorstellens und Lebens gelten könne, wiederholt bekämpft hatte, so bestimmt Julius Happel das Wesen des Fetisch als bestehend in einer gewissen willkürlich festgestellten Beziehung eines beliebigen sinnlichen Dinges zur Gottheit, betrachtet mithin den Fetisch als vom religiösen Menschen „sich angeeignetes numen", als „Conductor himmlischer Kräfte in der Welt" und vergleicht damit zwar Reliquien, Zaubermittel u. dgl., aber nicht eigentliche Objecte göttlicher Darstellung oder Verehrung. Aehnlich O. Pfleiderer, der zwar weder eigentlichen Monotheismus, noch eine sonstige geistige Gottesidee an die Spitze der religiösen Entwicklung der Menschheit setzt (— die früheste religiöse Regung, meint er, hätte wohl ein gewisses „ästhetisches Fühlen, dessen allgemeines Object durch den Himmel repräsentirt gewesen", gebildet, es gebe also wohl eine Urmythologie, aber keine eigentliche Urreligion —) immerhin aber den Fetischismus nicht als eine irgendwie frühe hervorgetretene Religionsform, sondern als eine „Entartung und Zerstückelung erhabener Allgemeinvorstellungen" betrachtet und über die Ausführungen Happels das aner-

kennende Urtheil fällt, derselbe habe der Fetischismus-Hypothese „den definitiven Todesstoß versetzt".[1]) — Selbstverständlich verwerfen die Vertreter positiverer Standpunkte die betr. Anschauungsweise mit noch größerer Entschiedenheit; so früher schon Fustel de Coulanges, Maine de Biran, Wuttke, de Rougemont, Mackay, Fergusson, der Herzog v. Argyll, neuestens Carrau, Ebrard, Graf W. Baudissin, Chr. Baumstark, Zahn, sowie der schon genannte Victor v. Strauß.[2])

Die Fetischismus-Hypothese dürfte nach dem Allem ihre Rolle auf religionswissenschaftlichem Gebiete demnächst ausgespielt haben. Wir sagen schwerlich zu viel, wenn wir sie sowohl, als jene Annahme eines ursprünglichen Atheismus, die man aus der vermeinten Religionslosigkeit heutiger Völker erschließen wollte, als Meinungen bezeichnen, die keine Zukunft mehr haben, sondern in den Augen unbefangener wissenschaftlicher Forscher bereits als abgethan gelten. *Der Fetischdienst ist wirklich ein Entartungsproduct*; überall wo er nur auftritt, sind reinere und edlere Religionsformen sei es mono- sei es polytheistischer Art ihm vorausgegangen. Und ferner: *bis in eine Zeit, wo die Menschheit etwa ganz ohne Religion gelebt hätte, reicht keine geschichtliche Forschung zurück.* — Das Ergebniß ist wichtig genug; es kommt

---

[1]) *Max Müller*, Lectures on the growth and origin of religion as illustrated by the religions of India (Lond. 1879) bes. Lect. III, p. 65 ss. — *Jul. Happel*, Die Anlage des M. zur Religion ꝛc. S. 135 ff. — *O. Pfleiderer*, Zur Frage nach Anfang und Entwicklung der Religion (Jahrbb. f. prot. Theol. 1875, S. 65 ff.), sowie: Religionsphilosophie, Berl. 1878, S. 318 ff. 742 f.

[2]) Ueber die früheren Bekämpfer der Fetischismushypothese s. bes. F. *de Rougemont*, Les deux Cités II, 615; vgl. *Fergusson*, Tree- and serpent-worship, 1868, sowie *Argyll*, Primeval Man. Sodann *Carrau*, in der Rev. des deux Mondes 1876, 1. April; *Ebrard*, Die Anfänge des Menschengeschlechts S. 21 ff.; Graf *Baudissin*, im Allg. lit. Anzeiger 1873, S. 63 f.; Chr. Ed. *Baumstark*, Christl. Apologetik, Bd. II, 1878, S. 175 ff.; *Zahn*, Ist Fetischismus eine ursprüngl. Form der Religion? (in *Warnecks* Allg. Miss.-Ztschr. 1879, Mai, S. 219 ff).

ihm eine umso höhere Bedeutung zu, da von dem festen Grunde aus, welchen es legt, auf verschiedne sonstige religions- und culturgeschichtliche Thatsachen ein lehrreiches Licht fällt, das uns unsrer Aufgabe, die Spuren und Beweisgründe für eine reinere und glücklichere Urbeschaffenheit unsres Geschlechts möglichst vollständig zu sammeln, noch näher bringt.

---

3. Wir glauben außer den fetischistischen Religionsbildungen noch mehrere cultur- und religionsgeschichtliche Phänomene nachweisen zu können, die nur dann richtig erklärt werden, wenn man zurückweisende Spuren oder Reste einer einstigen reineren und normaleren Beschaffenheit der betr. Völker in religiös-ethischer Hinsicht in ihnen erblickt. Zu diesen ferneren Verfall- und Entartungssymptomen oder sonstigen thatsächlichen Belegen für unsere degradationistische Betrachtungsweise als allein richtig, gehört eine Anzahl von Ueberlieferungen und Gebräuchen bei weit voneinander entfernten Stämmen verschiedner Welttheile, in welchen sich eine dunkle Erinnerung an eine der Gottheit gegenüber zu sühnende Schuld auszudrücken scheint. Wir rechnen zu diesen indirecten Sündenfalls-Reminiscenzen und Sühngebräuchen vor allem die schon den ältesten Religionen zahlreicher Völker eignen Opfer- und Gebetssitten, welche auf ein Versühnen der erzürnten göttlichen Mächte abzwecken und durch sehr bestimmt diesen Zweck ausdrückende Namen (wie bei den Griechen durch *ἱλάσκεσθαι*, *ἐξαρέσκεσθαι*, bei den alten Indiern in den Vedas durch ähnliche Wörter &c.) bezeichnet werden. Spuren von Opfermahlzeiten (speciell von Todtenopfern), wollten phantasievolle Alterthumsforscher wie Lartet, Dupont, de Mortillet, schon in Höhlen der frühesten Quaternärzeit, wie in der berühmten Todtengrotte von Aurignac, der Höhle von Solutré &c. wahrgenommen haben. Wunder nehmen dürften solche Wahrnehmungen, wenn sie sich einstmals bestätigen sollten, keineswegs. Auch die biblische Urgeschichte rückt die Anfänge der Opfersitten bis in die nächste Zeit nach dem

Sündenfalle, bis zu Abel und Enos hinauf.[1]) — Die Beschneidung, ausgeübt nicht nur bei Aegyptern, Kolchiern, Phönikiern und verschiednen semitischen Völkern des alten Orients, sondern auch bei den Madagassen, Kaffern, Congo-Negern und andern südafrikanischen Stämmen, bei Mexikanern, südamerikanischen Indianern und Südsee-Insulanern, dürfte gleichfalls nur dann richtig beurtheilt werden, wenn zwar nicht ohne Weiteres ein blutiges Sühnopfer, aber doch ein specifisch religiöser Reinigungsact in ihr nach ihrer ursprünglichen Bedeutung erblickt wird.[2]) Mit der ungemein weit verbreiteten Sitte der Tätowirung wird es sich kaum anders verhalten. Diese schon bei einzelnen Völkern des Alterthums vorkommende, dermalen von den Badagas auf den Nilagiri und einigen anderen indischen Stämmen, ferner von fast allen Südseeinsulanern ꝛc. ausgeübte Sitte eines Sichdecorirens auf höchst schmerzhaftem selbstquälerischem Wege hatte ursprünglich, wo sie nur vorkam, unzweifelhaft eine religiöse Bedeutung; erst im Laufe der Zeit scheint sie mehr zu einer eitlen Modesitte herabgesunken zu sein, welchen Charakter sie indessen doch keineswegs überall da, wo sie noch in Uebung befindlich, trägt.[3]) Ob über mehrere andre gewaltthätige Modegebräuche von weiter Verbreitung, z. B. die theils afrikanische theils polynesische Formirung der Haare zu gewissen abenteuerlichen Wülsten, die chinesische Einschnürung der Frauenfüße, die durch alle Erdtheile gehende (bei Südfranzosen, Oesterreichern, vereinzelten deutschen Stämmen, Skandinaviern, Bewohnern der Krim, Abchasen, Armeniern, Turkomanen östl. vom Kaspi-See, Kamtschadalen, Philippinen-Insulanern, Arabern, Mauren, Peruanern und vielen andren

---

[1]) Vgl. d'Eckstein, Geschichtliches über die Askesis ꝛc. (Freiburg 1862), S 55 173 ff. — Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung 1871, Nr. 15, S. 264.

[2]) Riehm, Handwörterb. des bibl. Alterthums, Art „Beschneidung".

[3]) Wuttke, Die Entstehung der Schrift, Leipz. 1872, Bd. I. — Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI (Oceanien). — F. Jagor, Ueber die Badaga's, in den Sitzungsberichten der Berl. Gesellsch. f. Anthropol., Ethnologie ꝛc., 1876, S. 195.

Völkern Amerikas vorkommende) Unsitte der künstlichen Schädelumformung &c. ähnlich zu urtheilen ist, mag zweifelhaft sein: für die Annahme, daß selbst diesen seltsamen Sitten, wenigstens der letztgenannten, irgend ein uraltes religiöses Vorurtheil zu Grunde liege, scheinen immerhin einige Anhaltspunkte vorzuliegen.[1]) Ganz sicher aber gehört hierher die höchst merkwürdige Sitte der Couvade oder des Mannes-Kindbetts, ausgeübt von Familienvätern nicht bloß der südfranzösischen Provinz Béarn (von woher der Name: faire la couvade), von baskischen Pyrenäenbewohnern und Corsikanern, sondern auch von Grönländern, Kamtschadalen, Chinesen der Provinzen West-Yünnan und Kuei-tschau, von Dayacken auf Borneo, von Abiponern, Coroados, Karaiben und andern südamerikanischen Stämmen, von Negerstämmen am Congo und in Cassange, u. s. f. Ueberall unter den hier genannten Völkern wird oder wurde im Falle stattgehabter Vermehrung der Familie nicht die eben entbundene Mutter, sondern der Vater in ein 4- bis 6wöchentliches Kindbett gelegt, zu Fasten und Enthaltung von gewissen Speisen verurtheilt, überhaupt als krank behandelt. Können die albernen Erklärungen, welche einzelne wilde Stämme in Bezug auf diesen seltsamen Brauch geben, z. B. die der Abiponer, welche vom Fleischessen des Vaters während der betr. Wochen ein Uebergehen der Fehler oder Laster der von ihm gegessenen Thiere auf das Kind befürchteten, können derartige unsäglich läppische Deutungen das Richtige treffen?[2]) Oder sollte gar Max Müllers Annahme, daß das Ganze in schwiegermütterlicher Chikane, in tyrannischer

---

[1]) J. v. Lenhossek, Die künstlichen Schädelverbildungen &c., Budapest 1878. — Archiv f. Anthropol. Bd. XI, 1879, S. 363 f.

[2]) Lubbock, Origin etc. p. 15 billigt die durch Debritzhofer, Lafitau &c. überlieferte Erklärungsweise der Abiponer, wonach Fleischessen des Vaters „feroit mal à l'enfant, et que cet enfant participeroit à tous les défauts naturels des animaux dont le père auroit mangé!" Als ob ein derartiger notorischer Lokal-Aberglaube für die fast unzähligen Fälle sonstigen Vorkommens der Sitte maaßgebend genannt werden könnte!

Behandlung des armen Ehegatten durch seine weiblichen Verwandten seinen ursprünglichen Grund gehabt habe, die wahre Lösung des Räthsels bieten?[1]) Glaube, wer's kann! Uns scheint der alte Lafitau richtiger geurtheilt zu haben, wenn er eine dunkle Erinnerung an die gemeinsame Urschuld und -sünde unsres Geschlechts als dem Gebrauche zugrundliegend bezeichnete, denselben also unter die auf geschlechtliche Verhältnisse bezüglichen uralten Reinigungssitten classificirte, deren sich so zahlreiche Beispiele in älteren Religionen nachweisen lassen.[2]) — Mit gewissen weitverbreiteten Fastensitten und ascetischen Bräuchen wird es sich schwerlich anders verhalten. Es ist unnöthig, für diese bei Völkern der verschiedensten Art und in fast allen Religionen vorkommenden Gebräuche, die namentlich vor dem Empfang gewisser Weihen, wie der Krieger-, der Häuptlings-, der Zauberpriesterweihe, oder auch als Vorbereitung auf den Beschneidungsact, als regelmäßig wiederkehrender Act bei religiösen Jahresfesten, bei Mysterienfeiern rc. ihre Rolle spielen, hier besondre Beispiele zusammenzustellen.[3]) Es gibt nur Eine vernünftige Deutung für diese bis ins höchste Alterthum zurückreichenden Sitten: ein wenn auch oft höchst unklares ethisches Schuldgefühl, eine dunkle Ahnung von einem durch die betr. Kasteiung zu sühnenden sündhaften Zustande, einer nur durch ernste Büßungen hinwegzureinigenden Geschlechtsschuld, wird ihnen überall, unter welchen

---

[1]) M. Müller, Chips from a German workshop, II, 281.

[2]) Lafitau, Moeurs des sauvages Américains, I, 259. — Vgl. über die Couvade sonst noch Labat, Nouveau voyage aux isles de l'Amérique, 1724, II, 123; Boulanger, L'antiquité dévoilée par ses usages, Amsterdam 1766 (I, 372, wo ganz ähnlich über den Ursprung der Sitte geurtheilt ist, wie bei Lafitau, l. c.); Waitz, Anthropol. der Naturvölker, I, 295; Academy, 20. June 1874, p. 696; F. v. Hellwald, Culturgesch. S. 37 ff.; Bastian, Die deutsche Expedit. n. der Loango-Küste, II, 44 f.; W. Hertz, Note zu „Aucassin u. Nicolette; altfranzös. Roman" rc. (Wien 1865), S. 73 ff.

[3]) Waitz, Anthropol. II, 412; III, 82; 118. 148 ff.; 206; 328 ff.; Tylor, Anfänge der Cultur II, 302. 439; II, 411 ff.; Zöckler, Krit. Gesch. der Askese, S. 131—135.

Himmelsstrichen sie auch auftreten mögen, als ursprünglichstes Motiv zu Grunde liegen.

Bis in die finstersten Tiefen wildheidnischer Gottentfremdung und gleich gott- wie naturwidriger Befriedigung des religiösen Triebes hinein lassen sich Spuren des Entartungsprocesses, um welchen es sich hier handelt, oder Reste einer gewissen Erinnerung an eine Urschuld des Geschlechts, an das Eingedrungensein einer unheimlichen verderbenden Macht in die von reineren Ursprüngen ausgegangene Menschheitsentwicklung, nachweisen. Wir rechnen dahin die Hauptformen des Dämonendiensts, insbesondere des Schlangencultus. Verehrung einer gleich sehr verabscheuten wie gefürchteten dämonischen Macht unter dem Bilde großer, tückisch lauernder, unheimlich glitzernder und sich ringelnder Reptilien, bildet unfraglich die Grundform und das wahre Wesen alles Schlangendiensts, welche besondre Modification derselbe auch nachgerade angenommen haben möge. Gegen Fergussons Auffassung des weitverbreiteten und vielgestaltigen religiösen Phänomens als einer von Hause aus nur der turanischen Menschheit eignen und für deren niederen Intelligenzgrad charakteristischen Unsitte läßt sich ebenso Triftiges einwenden, wie gegen Lubbocks Versuch, dasselbe auf Totemismus oder heraldischen Thierbildercult zurückzuführen, mithin es als eine besondere Form von Ahnendienst darzustellen. Turanische Stämme mögen in besonders großer Zahl und vorzugsweise eifrig sich der unheimlichen Religionsform gewidmet haben — wiewohl nicht einmal diese Behauptung sich genügend rechtfertigen läßt — und totemistische Deutungen mögen frühzeitig einen weitwirkenden Einfluß auf die Ausbildung des grauenhaften Unwesens geübt haben: als Ur- und Grundmotiv der traurigen Wahnvorstellung und der sie begleitenden oft unsittlichen oder grausamen Ceremonien kann unmöglich etwas Andres als die Furcht vor einer feindseligen unsichtbaren Macht, die in der Schlange sinnbildlich abgeschattet oder verkörpert sei, betrachtet werden. Als böses Wesen, als Kakodämon, wird die Schlange oder der Drache überall zuerst aufgefaßt und mit gewissen religiösen Riten

bedient worden sein, und nur hie und da mögen besondere Umstände oder Ueberlieferungen im Laufe der Zeit ihre Umwandlung in ein als harmlos oder gar (wie bei den Aegyptern, Phönikiern und Griechen) als heilkräftig betrachtetes Wesen bewirkt haben. War aber die kakodämonische Bedeutung des auf dem Bauche kriechenden Gottes die ursprüngliche, so läßt sein Urzusammenhang mit der verführenden Macht, welche den Sündenfall und Verlust des Paradieses herbeiführte, sich kaum in Abrede stellen. Auf jeden Fall spielen dunkle Erinnerungen an schreckhafte Ereignisse der Urzeit und die Furcht vor einer tyrannischen bösen Geistesmacht, der man sich unterworfen wußte, eine Hauptrolle in der Entwicklungsgeschichte dieses uralten Schlangen- und Drachenaberglaubens.[1]) — Noch so manches andre Phänomen der Nachtseite des menschlichen Völkerlebens mag ähnlich aufzufassen sein; in die Rasereien und wild-enthusiastischen Künste des Schamanenthums oder Zauberpriesterwesens zahlreiche Länder scheinen ähnliche Reminiscenzen sich zu verflechten. Auch in der entsetzlichen Cultussitte der Menschenopfer läßt sich nichts Anderes als ein gellender Nothschrei des Sündebewußtseins und ein dunkler Drang nach wirksamer Beschwichtigung des Grimms der beleidigten göttlichen Mächte erblicken. Die Sitte selbst sowohl, als das bei vielen Völkern aus ihr hervorgebildete Kannibalenthum mag verhältnißmäßig späten Ursprungs sein: als ein specifisch religiöses Symptom, beruhend auf gewissen die menschliche Schuld und den Zorn der Götter betreffenden alten Ueberlieferungen, hat sie jedenfalls zu gelten. Dem Versuche, Menschenfresserei als etwas der

[1]) Vgl. einerseits Fergusson, On tree and serpent worship (1868); Lubbock, Origin etc. p. 186 ss.; andererseits Trotter's Kritik des Fergussonschen Werks im Contemp. Review, Sept. 1869; J. G. Müller, Die Semiten in ihrem Verh. zu Hamiten und Japhetiten, Gotha 1872, S. 145—152 (dessen Zurückführung alles Schlangendiensts auf Vergötterung der bald verderbenden bald heilenden und segnenden Naturkraft des Wassers jedenfalls einseitig genannt werden muß). Auch Mähly, Die Schlange in Mythus und Cultus der classischen Völker, Leipzig 1867, und W. Baudissin, Studien zur semit. Religionsgeschichte, I, Nr. 4.

menschlichen Natur Ureignens darzuthun, mußten wir schon oben als eine Gedankenlosigkeit widersprechen. Der Mensch ist von Haus aus kein reißendes Thier schlimmster Art; gerade als einem Entwicklungsproduct des Affen würde nichts ihm ferner gelegen haben, als ein Auffressen von Seinesgleichen! Nur durch den Hereintritt eines störenden und depravirenden Princips in seine Entwicklung können widernatürliche Religionsgebräuche der bezeichneten Art, in welchen der Mensch oft eine ärgere und raffinirtere Grausamkeit bethätigt als das Raubthier, nach und nach zur Ausbildung gelangt sein. Und als Religionsgebrauch wird auch die Anthropophagie ihrem wahren Ursprunge nach unzweifelhaft aufgefaßt werden müssen, so gewiß als gelegentliches Verzehren Einzelner wegen Hungersnoth noch stets auf vorübergehende Fälle beschränkt geblieben ist und als die gewohnheits- und überlieferungsgemäß anthropophager Sitte ergebnen Stämme keineswegs die allerrohesten sind, sondern „in der Regel eine höhere Gesittungsstufe einnehmen, als ihre nicht kannibalischen Nachbarn[1]."

Wir legen den hier aufgezählten theils religiösen, theils ethisch-culturellen Verfalls- und Entartungssymptomen ein größeres Gewicht zu Gunsten der von uns behaupteten Thatsächlichkeit eines einstigen Integritätszustandes bei, als dem was sonst noch von einzelnen Forschern als Zeichen eines frühzeitigen hohen Culturgrads der Menschheit oder wenigstens einzelner Stämme derselben hervorgehoben worden ist: den Pyramidenbauten ägyptischer Pharaonen des 3. oder gar 4. Jahrtausend vor Christo, den in Stein gehauenen menschlichen Kolossalfiguren auf der Osterinsel in der Südsee, den riesengroßen Erdwällen und Hügeln der s. g. Moundbuilders, dieser einstigen relativ civilisirten Bewohner des Mississippi-Thales.[2]) Die

[1]) So mit Recht O. Peschel in s. „Völkerkunde", unter Verweisung z. B. auf die Monbuttu und Niam-Niam Schweinfurths. Höher noch cultivirt als diese, und gleichzeitig noch scheußlicheren Kannibalensitten ergeben, fand Stanley die Anwohner des mittleren Congo (Durch den dunklen Welttheil II).

[2]) Auf diese Gegenstände ist namentlich von Tylor (Anfänge der Cult., I, 56) und von A. R. Wallace (Academy, 17. Jan. 1874, sowie Ansprache

Zeit der Entstehung dieser Monumente ist eine sehr ungewisse, theilweise auf jeden Fall ziemlich junge; über ihre culturgeschichtliche oder auch religiöse Bedeutung können sehr verschiedne Ansichten unterhalten werden; bei ihrer Werthschätzung in technischer und künstlerischer Hinsicht kann man leicht das Erforderniß gehöriger Nüchternheit versäumen und in allerhand Ueberschwenglichkeiten verfallen.[1]) Wir verzichten daher auf Verwerthung auch dieser culturgeschichtlichen Thatsachen für unsre These, und zwar dieß um so lieber, da sofern es sich überhaupt um gesicherte Belege für die Thatsache eines Herabsinkens der Menschheit handelt, diese in Gestalt unmittelbar beobachtbarer und lebendiger Zeugnisse in reicher Fülle gewonnen werden können.

Es gibt lebende Degradationsproducte der Menschheit, die viel beredter und kräftiger als jene monumentalen für die Thatsache zeugen, daß es eine absteigende Culturbewegung unsres Geschlechts gegeben hat und noch gibt. Wir meinen jene in Wüsten, unwirthbare circumpolare Zonen oder auf ferne und öde Klippeninseln des Oceans verscheuchten Auswürflinge des Völkerlebens, deren einige schon der Herzog von Argyll den Lubbockschen Urwildheitsphantasien als treffende Gegenbelege entgegenhielt und deren dann Tylor eine beträchtlich größere Zahl zusammenstellte. Das Register dieser degradirten Stämme an den Grenzen des civilisirten Völkerlebens empfängt noch von Jahr zu Jahr theils absolute Vermehrungen seines Repertoirs, theils Bestätigungen hinsichtlich der früher in es eingetragenen Beispiele. Daß die grönländischen Eskimo ganz richtig und treffend von Argyll gegenüber Lubbock beurtheilt worden waren, haben die auf ihren ziemlich reichen Sagenschatz be-

an die biolog. Section der Brit. Association zu Glasgow, 1876) Gewicht gelegt worden. Vgl. auch den amerikan. Archäologen J. D. Baldwin, in s. Notes on American Archeology, Newyork 1872.

[1]) Wie dieß namentlich dem schottischen Pyramidenforscher Piazzi Smyth (The antiquity of intell. man u. aa. Schriften) begegnet ist, unter theilweiser Zustimmung von Wallace, l. c.

züglichen Forschungen des dänischen Handelsamts-Directors Henrik Rink, dieser größten jetztlebenden Autorität in grönländischen Dingen, wider jeden ferneren Zweifel sichergestellt; die Traditionen des Volks gedenken u. a. wiederholt der festen und großen Häuser (kashim), welche in früheren Zeiten statt der gegenwärtigen traurigen Schneehütten von ihm errichtet worden seien.[1]) Als durch die Ermittlungen von Reisenden wie G. Fritsch, Schweinfurth, Bastian ꝛc. ebenderselben Classe der degradirten und verkümmerten Stämme zugewiesen lernten wir schon oben in theilweise andrem Zusammenhange auch die Buschmänner Südafrika's sowie die zwergartig kleinen Akka und Abongo kennen. Als ein weiteres hiehergehöriges Beispiel hat vor kurzem Franz v. Löher die Guanchen (Wantschen) der kanarischen Inseln, Abkömmlinge der Vandalen Nordafrikas, welche bei der Wiederentdeckung ihrer Inselgruppe im 14. Jahrhundert in fast gänzlich verwildertem Zustande getroffen wurden, kennen gelehrt.[2]) Es mag sein, daß keines dieser Völker, bevor es in den dermaligen Zustand von Elend und Uncultur versank, eine besonders hohe Stufe der Civilisation erklommen hatte, und daß man auch in solchen Stämmen wie die Zigeuner, die Mainotten des Peloponnes, die Albanesen, die heutigen Abessinier, manche Gebirgsvölker des Kaukasus, die Irokesen, Algonkins und Cheyenne-Indianer Nordamerika's ꝛc., zwar notorische Verwilderungsproducte, aber doch nicht nothwendig von sehr hochstehenden Vorfahren entstammte Wildlinge zu erblicken hat. Immerhin ist die durch eine so beträchtliche Zahl von Beispielen bestätigte Thatsache eines Verkommens und Herabsinkens ursprünglich höher gesitteter Stämme wichtig genug; die Geschichtsansicht der einseitigen Evolutionisten oder Sagagisten läßt sich nimmermehr damit vereinigen. Erinnerungen an eine sowohl in religiöser

[1]) H. Rink, Tales and traditions of the Eskimo, Lond. 1875, und: Danish Greenland, 1877. Vgl. auch Dawson, Nature and the Bible, p. 201.

[2]) Franz v. Löher, in den Sitzungsberichten der Münchener Akad. der Wissenschaften, 1876.

wie in sittlicher und cultureller Hinsicht bessere Vergangenheit spielen überhaupt im Sagenkreise so zahlreicher Völker aller Erdtheile eine Rolle, daß es kaum als ein übereilter Schluß erscheint, wenn man schon allein auf Grund dieser nationalen Ueberlieferungen das Phänomen der Wildheit im Allgemeinen als ein nicht-ursprüngliches bezeichnet. Nicht ursprüngliche Wildheit, sondern Verwilderung ist das Wesen der heutigen s. g. Naturvölker. Dieselben sind wahrscheinlich ohne Ausnahme Repräsentanten nicht jugendlicher Urkraft sondern greisenhafter Verkommenheit und zugleich räubermäßiger Entartung unseres Geschlechts.[1]) Auf jeden Fall ist es eine total unberechtigte und unwissenschaftliche Verallgemeinerung, deren sich diejenigen schuldig machen, welche bei Betrachtung dieses oder jenes heutigen „Naturvolks" ohne Weiteres in Darwins bekannte Voraussetzung von der Gleichartigkeit der heutigen Feuerländer mit den einstigen Urbewohnern der britischen Inseln einstimmen. Das Problem ist ein viel zu complicirtes, als daß es mit so wohlfeilen, von der Oberfläche abgeschöpften Analogien erledigt werden könnte; und vorsichtigere Vertreter des naturalistischen Standpunkts, wie z. B. Darwin's Freund und philosophischer Lehrmeister Herbert Spencer, haben wohlweislich davor gewarnt, den gegenwärtigen Zustand wilder Völker unbedachtsamerweise als Maaßstab für die allgemeine Urbeschaffenheit der Menschheit zu gebrauchen.[2])

Schließlich ist, was schon früher über die thatsächliche Unnachweisbarkeit irgend eines Falles von selbständigem Sichemporschwingen wilder Jägerstämme zur Stufe von Hirten- oder Ackerbau-Völkern gesagt wurde, hier nochmals in Erinnerung zu bringen. So zahl-

[1]) Treffend sagt J. P. Lange (Ueber die Risse und Zerklüftungen der heutigen Gesellschaft, 1872, S. 25): „Die Wilden machen sich untereinander zum bloßen Wild, und das ist der Untergang der Menschheit, nimmermehr ihr Aufgang."

[2]) Vgl. Max Müller in den „Hibbert Lectures", l. c. (III, 65), der diese Spencersche Mahnung zur Vorsicht ganz und gar billigt und an seinem Theile unterstützt.

reiche und solide geschichtliche Belege für ein Herabsinken seßhafter Völker oder halbcivilisirter Nomadenstämme zur Stufe wilder, bloß von Jagd oder Fischerei lebender Horden beigebracht werden können, so wenig ist je ein Beispiel vom Gegentheil, nemlich vom selbständig und ohne Zwang vollzogenem Fortschritt von wilder zu seßhafter Lebenssitte beobachtet worden.[1]) Die Culturfortschritts-Stufenleiter: Jäger (Fischer), Nomaden, Ackerbauer existirt nur in der Phantasie gewisser Historiker und Archäologen. Es ist der reine Schwindel, wenn Lubbock jüngst sie durch gewisse Erscheinungen aus dem Leben der Ameisen (!) zu stützen versucht hat. Sie hat ebensowenig einen Grund in wirklichen Thatsachen der Völkerkunde, wie jenes andre dreistufige Schema: Stein-, Bronze-, Eisenzeit durch sichere archäologische Thatsachen gestützt wird (vgl. unten). Nordamerikanische Indianerstämme wie die Irokesen, Cherokesen, Seminolen, Sioux u. AA. mögen neuerdings nach und nach von früheren ausschließlichen Jagdbetrieb zu seßhaftem und geordnetem Ackerbauerleben übergegangen sein:[2]) daß dieß lediglich unter Einwirkung des angloamerikanischen christlichen Culturlebens, also zwangsweise und nicht etwa aus eigener Initiative der Stämme, geschehen ist, steht ganz ebenso fest, wie die ähnlichen Thatsachen civilisirender Einwirkung der modernen christlichen Völkerwelt auf polynesische, indische, süd- und westafrikanische Stämme. Der Satz des Erzbischof Whately bleibt, soweit er nur diesen speciellen Punkt, das Uebergehen von bloßer Jägerei zu gerregelteren Lebenssitten betrifft, ganz zu Rechte bestehen, mag man ihm immerhin sonst, besonders was einzelne technische Fortschritte 2c. angeht, manche Einschränkung angedeihen zu lassen haben.

Notorische Beispiele von Degradation und Entartung haben wir sonach einem jeden der hier betrachteten Gebiete: der Sprach-

[1]) Vgl. besonders M. Much, Ueber den Ackerbau der Germanen, in den „Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft zu Wien", Bd. VIII, 1879, Nr. 7—9.

[2]) Siehe bes. G. Gerland, Die Zukunft der Indianer Nordamerika's, — im „Globus" 1879, Nr. XV. XXI. XXII.

der Religionsforschung und der Culturgeschichte, in ziemlicher Zahl entnehmen gedurft. Mögen nicht alle in dem Grade unmittelbar überzeugend und unwidersprechlich genannt werden können, wie das des Fetischismus, so haben wir doch gerade an diesem Vermoderungsproducte ausgeblühter und dahinsterbender Religionen einen festen Stützpunkt für unsre Anschauungsweise gewonnen, von wo aus ein beträchtlicher Theil auch der übrigen ins Auge gefaßten Thatsachen als besser mit unsrer überwiegend degradationistischen denn mit der einseitig evolutionistischen Theorie zusammenstimmend erkannt wird.

VII.

Der Ursitz des Menschengeschlechts:

wo gelegen?, ob einer?, ob mehrere?

Die Frage nach dem Schauplatze der Menschheitsgeschichte während ihres seligen Urzustandes oder nach der Lage des Paradieses ist zwar von nur mittelbarem Belange für unser Problem, kann indessen doch nicht ganz unerörtert bleiben. Sie hier wenigstens kurz abzuhandeln sind wir schon deßhalb genöthigt, weil erst im Zusammenhange mit ihr die schon mehrmals im Obigen berührte Frage wegen der Einheitlichkeit des Ursprungs unsres Geschlechts zum Austrage gebracht werden kann. Geht man nemlich, unter Beiseitlassung alles Sonstigen was die Paradiesessage in sich schließt: ihren Beziehungen zur Welt- und Menschenschöpfung einerseits und zum Sündenfalle andrerseits, ihren Bäumen, Naturproducten u. s. f., hauptsächlich nur dem in ihr enthaltenen geographischen Problem nach; fragt man, gestützt auf biblische Andeutungen, auf das Zeugniß der Mythen des Heidenthums und auf die neuere anthropologisch-naturwissenschaftliche Forschung: wo der Ursitz der Menschheit wahrscheinlicherweise zu suchen sei?, so scheinen aus dem wirren Widerstreit der Meinungen älteren und jüngeren Datums mehrere Oertlichkeiten mit gegründeten Ansprüchen darauf, einst Sitz des Paradieses gewesen zu sein, hervorzutauchen. Die Untersuchung über die regio Paradisi scheint — wenigstens ist dieß neuerdings mehrfach angenommen worden — vom Festhalten an der Einheitlichkeit des Menschheitsursprungs abzuführen und irgendwelche Form des Polygenismus zu

begünstigen. Daß dieß nur unter der Voraussetzung eines Sichlossagens vom biblischen Grunde der Fall ist, versteht sich von selbst. Immerhin nöthigen theils die Mehrdeutigkeiten des biblischen Berichts, theils die manchen neueren Annahmen scheinbar zu Gute kommenden wissenschaftlichen Evidenzen zu einer näheren Prüfung des Sachverhalts.

Aller Streit würde als unmöglich in Wegfall kommen, wenn die heil. Schrift außer der östlichen Lage des „Gartens in Eden“ (1 Mos. 2, 8: mikkédem, gegen den Morgen) auch die denselben bewässernden vier Flüsse (V. 10—14) bestimmt und unmißverständlich bezeichnete. Dieß ist nun aber nicht der Fall; der Phrat und Chiddekel sind bekannte, der Pison (Pischon) und (Gihon) aber unbekannte Größen. Auch lassen sich über den Sinn des „Ausgehens“ des Stromes aus Eden und seines Sichtheilens in vier „Häupter“ (räschim; Luth. „Hauptwasser“) verschiedne Meinungen hegen; wenigstens stößt man allemal, wenn man diese Ausdrücke auf bestimmte Theilströme oder einander benachbarte Flüsse orientalischer Länder anwenden will, auf beträchtliche geographische Schwierigkeiten. — Es ist eine wahre Danaïdenarbeit, die aus der Stelle geflossenen oder — oft höchst willkürlicherweise — an sie herangebrachten und in sie hineingetragenen Deutungen auch nur ihrer Mehrzahl nach zu classifiziren und kritisch zu sichten. Wir beschränken uns, da das dogmenhistorische oder auslegungsgeschichtliche Interesse an der Sache uns hier ferner liegt, auf eine Prüfung nur der hauptsächlichsten und für unsre Frage wichtigsten älteren und neueren Meinungen.[1])

Die Kirchenväter sowie die Scholastiker und Mystiker des Mittelalter's kamen überhaupt nicht auf den Gedanken, nach bestimmterer Fixirung der Lage des Paradieses mittelst geographischer

[1]) Ausführlicheres, namentlich in Betreff der Literatur, siehe in m. „Kreuz Christi,“ Exc. IV: „Das Paradies nach älteren und neueren Meinungen“ (S. 406—416), sowie „Geschichte der Beziehungen“ ꝛc. I, 128 f. II, 779 ff.

Forschung oder Speculation zu streben. Ihnen floß irdisches und himmlisches Paradies, einstige Wohnstätte Adams und Ort der zukünftigen Seligkeit unterschiedslos ineinander. Wurde auch nicht, gemäß alexandrinisch-spiritualistischer Deutung, das Paradies als die „reine Erde im reinen Himmel" ganz ins Jenseits verlegt und seinen vier Flüssen eine allegorische Beziehung auf die vier Cardinaltugenden ertheilt (Origenes; ähnl. Ambrosius &c.); wurde es nicht als ein völlig jenseitiges Behältniß seliger Geister, durch eine Feuerzone von unsrer Erde getrennt, vorgestellt (Tertullian): immerhin überwog bei Beschreibung seiner Lage und Beschaffenheit das mystisch-supranaturale über das concrete geographisch-historische Moment. Die Lage „gen Osten" stand auf Grund von Gen. 2, 8 fest; ihre nähere Bestimmung blieb frommer Einbildungskraft überlassen. Theophilus von Antiochia, Ephräm, Eusebius von Emesa, Severian, Chrysostomus &c. rücken das selige Paradieseland bis in die Mitte zwischen Himmel und Erde empor, theilweise mit der näheren Bestimmung, daß drei Stufen oder Stockwerke des bis in den höchsten Himmel hineinragenden geheimnißvollen Aufenthaltsortes zu unterscheiden seien, ferner mit der Angabe, daß die Sintfluthgewässer auch schon nur bis zur untersten Stufe, dem einstigen Sitze Adams, nicht hinanzureichen vermocht hätten, endlich mit mancherlei wunderlichen Muthmaaßungen betreffs der Namen und des Laufs der vier Flüsse. Diese wurden in der Regel, übereinstimmend mit Flav. Josephus, auf Euphrat, Tigris, Nil (Gihon) und Ganges (Pison) gedeutet, während Ephräm und Severian dem Ganges seltsamerweise den fern im Westen strömenden Ister substituirten und die Verbindung der vier weit von einander entfernten Flüsse mit ihrem gemeinsamen Quellstrome auf unterirdischem Wege, durch hoch von oben zur Erde herabkommende unsichtbare Canäle vermittelt sein ließen. — Von diesen Syrern, deren wahrscheinlich durch altorientalischen Götterberg-Sagen mit beeinflußte phantasievolle Annahmen leicht die Zustimmung Augustins und seiner Schule fanden, gieng das Wesentliche der Speculation, insbesondere die Vorstellung von einer fast mond-

hohen Lage des Paradieses und einem unterirdischen Communiciren der vier irdischen Paradiesesströme mit ihrem himmlischen Quellflusse, auf die abendländisch-kirchliche Tradition des Mittelalters über. Nur verschwand bei derselben die Donau aus der Reihe der vier Ströme; Gihon und Pison wurden auf Nil und Ganges gedeutet, und die Quelle Jenes (seit Beda dem Ehrwürdigen) ins Atlasgebirge, die des Letzteren in den Kaukasus verlegt. Die Gesammtvorstellung war so eine möglichst ungeographische, das ohnehin schon schwer Vollziehbare der biblischen Schilderung bis zur Naturwidrigkeit steigernde geworden! Die abweichenden Meinungen Einzelner, z. B. der hie und da auftauchende spiritualistische Gedanke: die ganze Erdoberfläche sei einst das Paradies gewesen, bis die schrecklichen Wirkungen zuerst des Sündenfalls dann der Sündfluth die Herrlichkeit dieser ursprünglichen Wohnstätte unsres Geschlechts bis zur Unkenntlichkeit verwischt und vertilgt hätten, blieben unberücksichtigt. Hugo v. St. Victor verwirft die letztere Meinung bestimmt und ausdrücklich.

Das Reformationszeitalter ließ zwar einige neue Vertreter dieser den Paradiesesschauplatz kühn über den ganzen Erdkreis ausdehnenden Speculation erstehen; so den St. Gallener Reformator Vadianus in seinem „Abriß der drei Erdtheile" (1534), den Mystiker Valentin Weigel, später im 17. Jahrhundert den spanischen Calatrava-Ritter Gonzalez de Sala und den Engländer Thomas Burnet; doch blieben diese Alle sehr in der Minorität. Luther bestritt diese Theorie, daß das Paradies „der ganze Erdboden wäre," obschon ihn eine gewisse natürliche Neigung zu ihr hinzog. Dem Texte, wonach „es ein sonderlich Ort und Raum sei", wußte er nicht zu widersprechen, bethätigte übrigens ein gewisses Streben nach Beseitigung des überschwenglich supranaturalistischen Charakters der kirchlich-traditionellen Theorie. Es galt ihm offenbar darum, die Lage Edens unsrem wissenschaftlichen Begreifen näher zu rücken und geographisch vorstellbarer zu machen, wenn er es in den beglücktesten Gegenden des Morgenlandes, „in Syrien oder Arabien" etwa, oder vielleicht nach alter Sage „auf dem Gebiete von Damaskus"

suchte. Der Schwierigkeit wegen des gemeinsamen Ursprungs der vier Paradiesesflüsse Euphrat, Tigris, Ganges und Nil, begegnete er durch die Auskunft: der Lauf dieser Flüsse erscheine jetzt, wegen Zerstörung der einstigen Paradiesesgegend durch die grausam verheerenden Wasser der Sintfluth, gänzlich verändert, ihre früheren Quellorte und Betten nicht mehr erkennbar. — Für die orthodoxe Ueberlieferung des Lutherthums wurden diese Annahmen Luthers in seinem großen Genesis-Commentare auf lange hin maaßgebend; auch einzelne reformirte Schriftausleger, wie Sebastian Münster, Wolfgang Musculus, schlossen sich ihnen an. Ein gewisses mystisch-supranaturalistisches Element, hervortretend namentlich in der geradezu geheimnißvollen und wundersamen Wirkung welche die Fluthgewässer bethätigt haben sollen, erscheint bei dieser lutherischen Theorie offenbar noch in Kraft befindlich. Es kommt keinem ihrer Vertreter in den Sinn, daß es eine durch geographische Gelehrsamkeit und exegetischen Scharfsinn bedingte wissenschaftliche Lösung des Problems der vier Flüsse geben könne, wodurch das Paradies ganz in den Kreis bekannter orientalischer Länder hereingezogen werde.

Einer solchen geographisch realistischen Anschauungsweise begegnet man zum ersten Male bei einem gleichzeitig mystisch und humanistisch angeregten katholischen Ausleger der Reformationszeit, dem Augustinus Steuchus aus Gubbio (daher Eugubinus), päpstlichem Bibliothekar und Titularbischof von Chisamo auf Kandia († 1550). Seine 1535 zu Lyon erschienene „Kosmopöia“, eine Auslegung der drei Eingangskapitel der Genesis, entwickelt zum ersten Male die von da an allmählig zu bedeutendem Einfluß gelangte s. g. Pasitigris-Deutung (Schat-el-Arab-Deutung) der Paradiesesflüsse: diese seien als Mündungen eines größeren Stromes gedacht, und da das Goldland Chavila auf Arabien hindeute, müsse dieser Strom der vereinigte Euphrat und Tigris bis zu seiner Mündung in den persischen Golf sein; Pison und Gihon seien als zwei besondere Arme des mächtigen Stromes zu denken. Trotz der mehrfachen Unklarheit, woran diese Eugubinsche Theorie litt — denn sie wies nicht näher

nach, welche Pasitigris-Arme (oder auch welche Zuflüsse zu dem großen Strome) mit dem Pison und Gihon gemeint seien, blieb auch den Nachweis dafür, daß gerade der an den Pasitigris anstoßende Theil Arabiens den Namen Chavila geführt habe, schuldig — fand sie doch bald bei Auslegern verschiedner Confessionen und Richtungen Anklang.[1]) Durch die sprachgelehrten Annotationen des Franz Vatablus (1545) bahnte sie sich zu Calvin ihren Weg, dessen gewaltige Autorität sie bald zur herrschenden Annahme in den reformirt-orthodoxen Kreisen machte. Doch folgten ihr auch die angeseheneren Exegeten des Katholicismus (wie Pererius, Cornelius Jansen, Corn. a Lapide, Petavius, Mersenne), und selbst einzelne Lutheraner schlossen sich ihr an; so Joh. Gerhard wenigstens bedingterweise, der Stettiner Gymnasialrector Micrälius aber mit voller Entschiedenheit. Der Letztere machte auch einen bemerkenswerthen Versuch, das was Eugubin betreffs der beiden Pasitigris-Arme unbestimmt gelassen hatte, genauer zu präcisiren, indem er den Pison für den Basilius-Arm, den Gihon für den Maarsares-Arm (nach Ptolemäus) erklärte. Es geschah dieß um dieselbe Zeit, wo auf reformirter Seite Coccejus der betr. Schwierigkeit durch Aufstellung der Conjectur zu begegnen suchte: Gihon und Pison seien als besondere Schat-el-Arab-Arme jetzt nicht mehr erkennbar, weil sie im Laufe der Jahrtausende allmählig den persischen Golf ausgehöhlt und so den früheren mehrarmigen Strom zu einem mächtigen Meerbusen erweitert und vertieft hätten.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts trat dieser Pasitigris-Hypothese, welche den Garten Erden als eine flache Stromdelta-Landschaft dachte, eine neue Theorie concurrirend zur Seite, welche vielmehr aus dem Paradiese eine hochgelegene Berglandschaft zu machen sucht, sofern sie es in die Quellgegend des Euphrat und

[1]) Das Nähere siehe in meiner Geschichte der Beziehungen ꝛc. I, 634 ff., wo diese früher vielfach (z. B. bei W. Pressel in dem sonst sehr gründlich gearbeiteten Artikel „Paradies“ in der Herzog'schen Realenc.) verkannten Verhältnisse zum ersten Male eine genauere Darstellung erfahren haben.

Tigris verlegt, den Gihon und Pison aber in zweien irgendwo am Kaukasus oder im armenischen Hochlande entspringenden Flüssen nahe diesem oberen Laufe des mesopotamischen Doppelstroms nachweisen will. Ein frühester Keim dieser Armenien-Hypothese war schon während der ersten Jahre der Reformationszeit bei dem gelehrten Züricher Konrad Pellicanus (1533) hervorgetreten, dessen Muthmaßung, es möchten Gihon und Pison wohl armenische Flüsse sein, übrigens noch an einer gewissen Unsicherheit litt. Bestimmter verlegte der jesuitische Geograph J. Fournier (um 1640) das Paradies in die Gegend um den Ararat oder auch nahe dem Südende des kaspischen Meers. Ihm schlossen zunächst sein Ordensgenosse Athanasius Kircher (1656) und der lutherische Cartesianer Sam. Reyher in Kiel (1679) sich an. Zu größerer wissenschaftlicher Schärfe fortgebildet erscheint die Armenien-Hypothese zuerst bei dem berühmten Utrechter biblischen Geographen und Archäologen Hadrian Reland (1706). Er deutete den Pison bestimmt auf den Pasis, den Gihon auf den Araxes, das Goldland Chavila aber auf Kolchis. Mit dieser durch theilweise Gleichklänge der Namen begünstigten Lösung eines alten Räthsels fand er ungemein vielen Beifall, zumal da die zu seiner Zeit ausgeführten Reisen des Botanikers Tournefort nach Hocharmenien unwidersprechliche Beweise dafür, daß nur hier, in der reich gesegneten Gegend zwischen Erzerum und Tiflis etwa, das Paradies gelegen haben könne, zu erbringen schienen. Scheuchzers Physica sacra verbreitete die so fortgebildete Theorie in reformirten, Calmets großer Bibelcommentar in römisch-katholischen Kreisen. Neuerdings haben auch viele lutherische Schriftforscher von Ansehen sich für diese Armenien-Hypothese als die annehmbarste ausgesprochen (Karl v. Raumer, Kurtz, Baumgarten, Keil, Franz Delitzsch), so daß sie, da fortwährend auch gewichtige reformirte Stimmen für sie eintraten (Zahn, J. P. Lange, von Rougemont) längere Zeit als Siegerin über die rivalisirende Pasitigris-Deutung gelten konnte.

Immerhin hat auch die letztere bis in die neueste Zeit hinein ihre Anhänger behalten (Rask, W. Pressel, M'Causland, Sayce,

Vivien de St. Martin 2c.). Und in der That erscheint die eine wie die andre dieser beiden Theorien durch manche Umstände begünstigt, durch andre erschwert, sodaß man sehr wohl zwischen ihnen zu schwanken veranlaßt werden kann. Nationale Sagen sowohl der Armenier, als der Babylonier beanspruchen das Paradies für ihre Heimathgegend; jene wollen, daß dasselbe bei Edschmiazin, diese daß es da, wo jetzt die Stadt Kornah liegt, unmittelbar am Zusammenflusse von Euphrat und Tigris, sich befunden habe.[1]) Hätten nun die Assyriologen H. Rawlinson, A. H. Sayce und Friedrich Delitzsch Recht, welche auf verschiednen Wegen zur Vertretung eben dieser Pasitigris-Theorie geführt wurden und auch keilinschriftliche Bestätigungen für dieselbe gewonnen haben wollen[2]), so wäre die Sache endgiltig entschieden und jeder weitere Streit um sie überflüssig gemacht. Doch bleiben immer noch einzelne Bedenken zurück, vor allem die jetzige Beschaffenheit der Schat-el-Arab-Gegend, welche die Vorstellung, daß hier einst ein üppig reicher Natursegen von der Art des im biblischen Paradiesesberichte geschilderten ausgegossen gewesen sei, zu erschweren scheint; deßgleichen auch die Schwierigkeit, gerade vier ungefähr von Einem Punkte ausgehende Flußarme, wie sie doch der biblische Text

---

[1]) Ueber die Kurnah-Sage s. das jüngst erschienene Reisewerk des englischen Publicisten Grattan Geary: Through Asiatic Turkey, London 1879.

[2]) Auf Keilinschriften des Brit. Museums behauptet Friedr. Delitzsch (laut s. Vortrag in der Leipz. Gesellschaft f. Erdkunde am 28. Jan. 1878) die Namen Pisan und Guchan als Beziehung zweier Schat-el-Arab-Arme aufgefunden zu haben. Und zwar entspreche der Name Pisan dem Pallakopas-Canal, der zu Alexanders d. Gr. Zeit dem Euphrat südlich parallel lief, u. s. f. — H. Rawlinson identificirt Gan-Eden mit der keilinschriftlich bezeugten babylonischen Landschaft Kardunijas (Südchaldäa), als deren vier Flüsse er den Euphrat, Tigris, Surappi und Ukni bezeichnet (vgl. Schrader, D. Keilinschriften u. das A. T., S. 221 f.). — Sayce sucht, hierin wie es scheint einer ähnlichen Hypothese des französ. Geographen Vivien de St. Martin folgend, einen jetzt vertrockneten westlichen Nebenfluß des Euphrat, der einst aus Central-Arabien kam (entdeckt von Consul Wetstein 1865), als den Gihon der Genesis zu erweisen, während der Pison = dem Pasitigris, d. i. dem Euläus sei (Academy 1875, 20. March.)

deutlich genug fordert, nachzuweisen. Sowohl der verbindenden Canäle zwischen Euphrat und Tigris von Sippara an abwärts, als auch der bedeutenderen Nebenflüsse bis hinab zum Ulai (Eulaus) sind mehr, als daß im Falle ihrer Zusammenfassung mit den beiden Hauptströmen selbst lediglich eine Vierzahl resultirte. — Gegen die Armenien-Hypothese in der Relandschen Fassung spricht, daß die Flüsse Phasis und Araxes-Cyrus, wenn sie mit dem Pison und Gihon gemeint sein sollten, weder nahe genug beim Quellorte von Euphrat und Tigris entspringen, noch in Hinsicht auf Größe und sonstige Bedeutung denselben irgendwie nahe kommen. Ferner fällt gegen diese Hypothese der meist nicht genügend beachtete Umstand ins Gewicht, daß die nordarmenische Umgebung von Erzerum kaum noch als östlich (mikkédem, Gen. 2, 8) vom Standpunkte des biblischen Berichterstatters gelegen betrachtet werden kann; Syrien, Mesopotamien, selbst Assur-Babel (vgl. Jerem. 1, 23; 6, 22; 16, 15; Sach. 2, 10) gelten sonst den hebräischen Schriftstellern als Länder nicht des Ostens, sondern des Nordens. Daß von der Araratgegend auch die zweite Ausbreitung des Menschengeschlechts, nach der Noachischen Fluth, stattfand, involvirt keinen Grund für die Annahme eines Ausgegangenseins auch schon der vorsintfluthlichen Menschheit von jener Gegend aus. Und ein ferner von vielen Vertheidigern der Armenien-Hypothese geltend gemachter Umstand, daß nemlich unsre Hausthiere und Getreidesorten in jenen Gegenden südlich vom Kaukasus ursprünglich zu Hause seien, schließt eine thatsächliche Unrichtigkeit in sich; nicht die obere Euphratgegend, sondern die oberen und mittleren Umgebungen des Indus dürften als Heimathland unsrer meisten Hausthiere und besonders unsrer Cerealien zu betrachten sein.

Angesichts dieser Schwierigkeiten erscheint es begreiflich, daß Versuche zur Verlegung des Ursitzes der Menschheit in irgendwelche vom Schauplatze der beiden bisher betrachteten geographischen Deutungsversuche mehr oder minder entfernte Regionen neuerdings verschiedentlich gemacht worden sind. Die biblische Grundlage wird bei diesen Versuchen, denen Erwägungen von bald mehr naturphilo-

sophischer, bald mehr geographisch-ethnographischer Art zu Grunde zu liegen pflegen, vielfach ganz verlassen; jedenfalls wird ein theilweise sagenhafter, wonicht ein gänzlich mythischer Charakter des Berichts der mosaischen Urkunde vorausgesetzt. Einige dieser Speculationen tragen den Charakter bloßer Einfälle, die einer ernsthaften Beurtheilung sich entziehen; so Hasse's seltsame, auf das Bdellium (Gen. 2, 12) gestützte Begründung von „Preußens Ansprüchen, als Bernsteinland das Paradies der Alten gewesen zu sein." (Königsberg 1779); Credner's Versetzung des Paradieses auf die kanarischen Inseln mit ihren goldnen Hesperiden-Aepfeln; auch die auf das südöstliche Syrien und Nordost-Palästina, die Umgebung von Damaskus, lautende Hypothese, welche neuerdings, in Anlehnung an alte syrophönicische Sagen sowie an die Vota früherer Gelehrten wie Clericus und Hardouin, hauptsächlich an L. Noack sowie bedingterweise an J. Sepp Vertheidiger gefunden hat.[1]) Ansprüche darauf, als irgendwie biblisch begründet zu gelten, kann diese Syrien-Hypothese unmöglich erheben; substituirt doch auch sie der östlichen Lage Edens eine nahezu nördliche und den vier Paradiesesflüssen die syrischen Gewässer des Jordan, Orontes, Chrysorrhoas und Leontes!

Einige neuere Deutungsversuche halten die biblischen Angaben wenigstens zum Theil als historisch fest, suchen aber den durch die vier Flüsse, durch die Erwähnung von Kusch, Chavila ꝛc. bezeichneten Schauplatz des Menschheitsursprungs nach irgend einer Richtung zu erweitern. So hatte Jul. Braun der auf Armenien lautenden Hypothese eine Erweiterung nach Westen hin zu ertheilen versucht, indem er neben Euphrat, Tigris und Araxes den Halys als vierten Paradiesesfluß bezeichnete;[2]) damit wurde freilich geographisch Unmögliches und ethnologisch sehr Unwahrscheinliches behauptet, zumal

[1]) L. Noack, Von Eden nach Golgatha, 1868; S. 20 ff. — J. Sepp, Meerfahrt nach Tyrus ꝛc. 1878, S. 107 ff.

[2]) Jul. Braun, Ueber die ältesten bibl. Sagen; III: Vom Paradies, — im „Ausland" 1861, S. 966 ff.

es doch die Babylonier gewesen sein sollten, welche diese den Schwerpunkt des menschlichen Ursitzes nach Westen zu rückende Ueberlieferung ausgebildet hätten. Ernstlichere Erwägung verdient der bis auf J. D. Michaelis (1769) zurückgehende, durch Wahl, Hartmann, Sickler, Hammer, Knobel, Bunsen rc. aufgenommene und verschiedentlich weiter gebildete Versuch, dem Paradiesesschauplatz, wie Reland denselben bestimmt hatte, eine beträchtliche Erweiterung nach Osten hin zu geben, und zwar dieß durch Bestimmung des Flusses Gihon als des Oxus, dessen arabischer Name in der That Dschaihun lautet, sowie eventuell des Pison als des Indus oder auch als des Jaxartes. Bei der colossalen Ausdehnung des durch diese Bestimmungen umspannten Areals muß allerdings der streng geschichtliche Charakter der biblischen Schilderung preisgegeben und entweder eine mehr nur ideale Geltung oder eine Beeinflussung derselben durch sagenhafte Vorstellungen angenommen werden; wie denn auch mehrere Vertreter der Annahme (Buttmann, Ewald, Grill rc.) ein Wandern der Sage von Osten nach Westen zu behaupten, das sich in der angeblich späteren Hinzugesellung des Euphrat und Tigris zum Gihon und Pison, d. h. zum Ganges und Indus, verrathe. So gewagt diese letztere Annahme nun auch sein mag: an manchen begünstigenden Momenten fehlt es der Hypothese im Ganzen nicht. Die Schönheit und üppige Fruchtbarkeit einer Gegend wie die von Kaschmir legt von selbst den Gedanken, daß hier der Garten Eden gewesen sein müsse, nahe; für einige Namen wie Pison (Hyphasis?), Chavila (Kapila?), Kusch (Kuça) lassen sich überraschende indische Gleichklänge nachweisen. Jedenfalls würde, wenn man diese Ausdehnung des Paradieses über das ganze südliche Hochasien von den Euphratquellen bis nach Vorderindien hin annehmen will, eine Lieblingsvorstellung neuer Geographen zu vermeiden sein: die nemlich, wonach speciell das Pamer-Plateau, das s. g. „Dach der Welt" zwischen den Bergketten Belur Tagh und Hindukuh, für die Wiege der Menschheit zu erklären wäre (Obry, Renan, E. v. Bunsen, Plank, Scharling, O. Wolff, Gordon, Se-

menow, v. Kremer, Maspéro, v. Richthofen rc.). Die Lage dieses Hochlands ist zwar eine sehr centrale, aber doch viel zu hoch und zu unwirthbar kalt, als daß anders als bei gleichzeitiger Voraussetzung des bedeutendsten klimatischen Wechsels ein Ausgegangensein der Menschheit von hier aus behauptet werden könnte.[1]) Auch ist die Pamer-Hochebene Quellgegend nur Eines beträchtlicheren Flusses, des Oxus, und man verwirrt sich in Abenteuerlichkeiten, wenn man diese oder jene kleineren in der Nähe entspringenden Flüsse mit herbei ziehen will.[2]) Weiter nach Süden zu wird man ohnehin durch jene indischen Namen-Anklänge gewiesen; und was vor Allem auch für Vorderindien, die mittlere Indus- und Ganges-Gegend oder die Länder südl. und südwestl. vom Himalaya spricht, ist der schon oben berührte Umstand, daß gerade diese reichgesegnete Gegend als Ursitz unsrer meisten Culturpflanzen, insbesondere der Cerealien, dieser vornehmsten Hebel menschlicher Culturentwicklung zu gelten haben dürfte.[3]) — Man kann, wenn man diese geographischen und naturhistorischen Erwägungen als entscheidend zu Gunsten einer vorderindischen Lage des Paradieses ansehen will, immerhin zu jener Buttmann-Ewaldschen Hypothese, wonach die früher am Indus rc. haftende Paradiesesvorstellung mit ihren semitischen Trägern nach den Euphratgegenden übergewandert und dort theilweise umgebildet worden wäre, zurückgreifen, und zwar dieß möglicherweise auch so, daß man die

[1]) Einen solchen Klima-Wechsel statuiren freilich mehrere Vertreter der betr. Annahme. A. de Quatrefages (Das Menschengeschlecht, I, 205) treibt die Forderung, daß ein derartiger Wechsel vorausgesetzt werde, so weit, daß er geradezu eine Region Nordasiens, sei es die Mongolei, sei es Sibirien in der Mammuthperiode, als das muthmaaßliche Schöpfungscentrum der Menschheit zu bezeichnen wagt.

[2]) Wie der Russische Gelehrte Semenow das versuchte, indem er Oxus, Talas, Saraffchan und Barsaminar als die vier dem Pamer-Paradiese entströmenden Flüsse betrachtet wissen wollte! Vgl. Globus, 1873, S. 349.

[3]) Siehe hiefür besonders G. Gerland, Anthropologische Beiträge, Halle 1874, I, S. 100 ff; S. 131 ff.

südlicheren Euphratländer oder Babylonien als den Heerd, wo die Sage ihre letzte Ausbildung erhalten hätte, betrachtete, somit also die Indien-Hypothese mit der Schat-el-Arab-Hypothese combinirte.[1])

Auf jeden Fall wird bei dieser oder einer ähnlichen Annahme der Connex mit dem biblisch Ueberlieferten auf richtigere Weise gewahrt, als wenn man mit den Vertretern dieser oder jener Mythenhypothese die Lokalitäten, deren der biblische Bericht gedenkt, überhaupt ganz ins Fabelhafte verflüchtigt, Chavila irgend ein sagenhaftes Goldland im Norden, den Gihon aber den Nil bedeuten läßt rc., und so überhaupt die Absurdität des Inhalts der Sage, wie sie jetzt lautet, darzuthun sucht (Paulus, Eichhorn, Gesenius, Tuch, Bertheau, Schrader, Kuhl rc.). Eine andere Weise des willkürlichen Abgehens von der Schriftgrundlage repräsentiren jene Speculationen neuerer Anthropologen oder Linguisten über den Ursitz des Menschengeschlechts, welche in ihren darauf bezüglichen Muthmaaßungen sich ausschließlich durch ethnologische oder sprachgeschichtliche Wahrscheinlichkeitsgründe zu Gunsten dieser oder jener Region der jetzigen oder einer früheren bewohnten Erdoberfläche bestimmen lassen und dabei auf die, ohnehin als mythisch betrachtete, biblische Ueberlieferung gar keine Rücksicht nehmen. Dahin gehört die Meinung derer, welche bald aus diesem bald aus jenem besonderen Grunde Amerika für die Urheimath des menschlichen Geschlechts halten; so als einer der Ersten Bernard Romans († 1784),

[1]) So im Wesentlichen der Orientalist Fr. Hommel in seinem beim Orientalistencongreß zu Florenz 1878 gehaltenen Vortrage über „die ursprüngl. Wohnsitze der Semiten" (Augsb. allg. Ztg. 20. Septbr. 1878). Nur daß derselbe nicht eigentlich Indien, sondern (unter Berufung auf A. v. Kremer's „Semitische Culturentlehnungen", Stuttgart 1875) die nordwestlich von da gelegenen Gebirgsländer, etwa die Pamer-Hochebene, für den einstigen Sitz der noch ungetrennten arisch-semitischen Menschheit hält, von wo aus dann der semitische Zweig durch Medien und die Gebirgsschlucht von Holwân in die Euphrat-Tigris-Ebene gezogen sei.

dann Klaproth, de Gobineau, George Browne,[1]) sowie der jüngst verstorbene radikale Berliner Naturphilosoph Ph. Spiller, der sich darin gefiel, speciell Grönland für den wahrscheinlichen Entstehungsort der Menschheit zu erklären, „weil die Hochgebirge und die Polargegenden nach einer hinreichenden Abkühlung des Erdkörpers zuerst bewohnbar gewesen seien.“ Ferner gehört hieher die auf Europa, als den Erdtheil wo der stupide Affe sich zuerst (im Kampf mit den Unbilden eines kalten Klima) zum denkenden Menschen fortgebildet hätte, lautende Hypothese Mor. Wagners, sammt ihren verschiednen Abwandlungen, welche bald Steiermark zur Zeit der Braunkohlenbildung (Unger), bald Deutschland (L. Geiger), bald Skythien oder Südrußland (J. G. Cuno, Spiegel), bald die ausgedehnte westpreußische Sumpfregion zwischen Dniepr und Niemen (Poesche), bald Mitteleuropa ohne nähere Bestimmung (Latham, Benfey, Whitney &c.) als muthmaaßliche Urheimath wenn nicht unsres Geschlechts überhaupt so doch der dominirenden indogermanischen Race ansehen. Aehnlich sind die auf Afrika als Ursitz der Menschheit rathenden Speculationen Mehrerer zu beurtheilen, z. B. Darwins und Huxleys, wegen ihrer Herleitung des menschlichen Stammbaumes von den schmalnasigen Affen Gorilla und Chimpanse; auch Osc. Peschels, Leo Reinisch' und Robert Hartmann's.[2]) — Unter den der Descendenzlehre ergebenen Zoologen und Ethnologen hat jüngst die Lemurien-Hypothese (s. oben, Nr. IV) besonders starken Anhang gefunden (Häckel, Osc. Schmidt, v. Hellwald, Alb. Heim, Thomassen, &c. &c.). Einiges Geologische, Thier- und Pflanzengeo-

[1]) In der phantastisch abenteuerlichen, vielleicht scherzhaft gemeinten Schrift: „Paläorama; oceanisch-amerikanische Untersuchungen und Aufklärungen zur bibl. Urgeschichte“, Erlangen 1867.

[2]) Vgl. O. Peschel, Neue Probleme der vergl. Erdkunde 1869 (wo zwischen Centralafrika und Hinterindien als menschl. Ursitze die Wahl gelassen ist); Leo Reinisch, Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt, &c. Wien 1873; Rob. Hartmann, Die Nigritier, Bd. I, 1876 — die beiden Letzteren theils aus linguistischen theils aus ethnologischen Gründen für Centralafrika.

graphische ꝛc. mag dieses moderne Seitenstück zur alten Sage von der versunkenen Atlantis allerdings zu begünstigen scheinen; die Papuas auf Neu-Seeland zeigen Aehnlichkeiten mit den Negern Afrikas, die Schmetterlingsfauna der ostafrikanischen Küstenländer scheint fast dieselbe zu sein wie die ostindische; auch der botanischen Berührungen zwischen Südindien und Australien einerseits und zwischen Madaskar und Südafrika andrerseits liegen manche vor. Dennoch entscheidet das Urtheil des bedeutendsten Zoographen (Wallace, siehe a. a. O.) gegen die Hypothese als eine überflüssige und unnöthige. Ein unklarer mythischer Nebel lagert über diesem angeblich seit dem Ende der Tertiärzeit versunkenen südindisch-afrikanischen Continent, der schon bei alten Geographen (Aristoteles, Seleucus, Hipparch?) sowie dann bis tief in die neuere Entdeckungsgeschichte hinein als ein gespensterhaftes Australland spuckte, ohne doch je verificirt werden zu können. Wollte man der Häckelschen Annahme, daß hier im tertiären Zeitalter die Umwandlung der anthropoiden Affen in Menschen sich vollzogen hätte, etwa mit gewissen auf einstige Menschheitsstammväter lautenden Sagen der alten Inder zu Hilfe kommen, so ist einzuwenden, daß diese Sagen, soweit sie sich nicht ins Bereich ganz und gar poetischer Fictionen verlieren, höchstwahrscheinlich die in Thierfelle gehüllten Urbewohner Indiens unter dem Bilde von Affen (Hanuman mit seinem Heere) verspotten sollten, sowie ferner, daß Affenmensch-Mythen sich keineswegs bloß in der näheren Umgebung des hypothetischen Urfestlandes Lemuria, sondern theilweise recht weit davon entfernt, bei centralamerikanischen Stämmen, im buddhistischen Tibet ꝛc. finden.[1]) Confuse Sagen dieser Art können überhaupt um so weniger im Dienste darwinistischer Doctrinen verwerthet werden, da ihre Tendenzen verschiedner Art sind; etwa die Hälfte von ihnen läßt die Menschen veredelte und vervollkommnete

[1]) Vgl. überhaupt Tylor, Anfänge der Cultur, I, 370—377, wo eine reichhaltige Zusammenstellung von Nachrichten über diese verschiednen Affenmensch-Sagen Asiens, Afrika's und Amerika's gegeben ist.

Affen sein, die andre Hälfte aber stellt die Affen als entartete oder verwilderte Menschen dar.[1])

Schon in mehreren der bisher aufgezählten Hypothesen wird an die Annahme eines doppelten oder mehrfachen Ursitzes des Menschengeschlechts gestreift; so wenn Peschel zwischen Afrika und Hinterindien als gleicherweise möglichen Ausgangspunkten menschlicher Entwicklung schwankt, oder wenn Andre theils die Indus- theils die Euphratlande als Urheerde der Culturbewegungen betrachten und daher ein Ueberwandern der Sage aus den ersteren nach den letzteren statuiren. Es ist nur Ein Schritt von hier bis zur völligen Preisgebung der Ureinheit des Geschlechts oder zur Statuirung zweier mehr oder minder von einander entlegener Ursitze. Der Coadamitismus ist fertig, sobald man bis zu einer solchen Annahme fortschreitet; tritt aber obendrein die Voraussetzung, daß das eine der beiden Adamitengeschlechter eine geraume Zeit vor dem andren ins Dasein getreten sei, noch hinzu, so steigert sich das Abweichen von der biblischen Grundlage bis zum Präadamitismus, oder gar, falls eine Vielheit von Menschenarten, nicht bloß Eine, als dem biblischen Adamsgeschlecht vorausgehend gedacht wird, bis zum Polygenismus (polygenistischen Präadamitismus) oder Autochthonismus.

Es liegt nicht in unsrer Absicht, auf die Geschichte und Literatur dieser neuen Reihe unbiblischer Speculationen, wovon schon im Mittelalter einzelne Vorläufer auftraten und deren dann seit Theophrastus Paracelsus, Cäsalpin und Isaac de la Peyrère (1655) eine große Zahl und Mannigfaltigkeit sich ausgebildet hat, hier näher einzugehen.[2]) Nur diejenigen neueren Theorien dieser Art, welche auf den biblischen Bericht über Adam und das Paradies

[1]) Tylor, a. a. O; auch A. Bastian, Die Völker des östl. Asiens, III, 435, und: Die deutsche Exped. an der Loangoküste II, S. 185.

[2]) Siehe meinen Vortrag: „Peyrère's Präadamiten-Hypothese“, in der Ztschr. für die ges. luth. Theol. und Kirche 1878, I, 28 ff, und: Gesch. der Beziehungen 2c. passim (bes. I, 545 ff; II 768 ff.).

irgendwelche nähere Rücksicht nehmen und sich der Urgeschichte der h. Schrift soviel als dieß möglich anzupassen suchen, mögen hier noch kurz besprochen werden.

Einige dieser Coadamiten- oder Präadamiten-Theorien — wir können die beiden Namen unbedenklich als gleichbedeutend gebrauchen, weil fast stets zwischen den verschiednen Adamitengeschlechtern, die man annimmt, auch ein Altersunterschied statuirt zu werden pflegt — begnügen sich mit Verdopplung des Menschheits-Stammelternpaars, lassen also sämmtliche Racen des Menschengeschlechts von zwei Ur-racen, und zwar die hellfarbige kaukasische (arisch-semitische oder mittelländische) Race vom Adam der h. Schrift, die Gesammtheit der dunkelfarbigen Menschheitstypen aber von einem älteren Stammvater herrühren. Es findet dabei Anlehnung statt einerseits an das 4. Kapitel der Genesis, wo angeblich schon Spuren vom Bewohntsein eines Theils der Erde durch Menschen vor-adamischer Abkunft zu Kains Zeit enthalten sein sollen, andrerseits an jenes bekannte Lieblingsdogma neuerer Ethnologen, wonach alle Menschen culturgeschichtlich betrachtet in zwei Racen zerfallen: eine dunkelfarbige passive, welche zu höheren Culturfortschritten absolut unfähig sei und die s. g. Aboriginer der meisten Länder in sich schließe, und eine active civilisationsfähige Race, bestehend in den verschiednen Zweigen der kaukasischen Menschheit.[1]) Ein Hauptvertreter dieser monogenistischen Form des Präadamitismus ist der anonyme Verfasser einer 1860 erschienenen „Urgeschichte (Genesis) der Erde und des Menschen", welche der gelehrte Reginald Stuart Poole bevorwortete und herausgab. Er läßt die passive Menschheit, bestehend in Negern, Negritos, Papuas, überhaupt in den dunklen Urbewohnern aller Länder, mehrere Jahrtausende vor der weißen oder activen Race im äquatorialen Afrika durch einen schwarzen Ur-Adam ihren

[1]) Erste Begründung dieser Lehre von einer activen und einer passiven Race bei Peyroux de la Cordonniere, Mémoires sur les sept espèces des hommes, Paris 1814. Ihm folgten dann Graf Gobineau, Klemm, Waitz, H. Wuttke u. s. f.

Anfang nehmen, den biblischen Adam aber in der Quellgegend von Euphrat, Tigris 2c., mithin als Urkaukasier ins Dasein treten. Die meisten dermaligen Völker, insbesondere alle vom mongoloiden und malayischen Typus, betrachtet er als Mischungsproducte aus jenem dunklen Wurzelstocke der Menschheit und aus der helleren Race, welche als edleres gottbildliches Propfreis demselben später aufgepfropft wurde. Die Bibel läßt er in Stellen wie Gen. 3, 16; 4, 1 ff; Ps. 49, 1 f; 62, 9; Jes. 2, 9 den Unterschied zwischen der dunklen Urrace und der von Adam entstammten, durch die Benennungen isch und ādām (d. i. „passive" und „active Menschheit") andeuten. Später meinte er, unter Berufung auf H. Rawlinson und G. Smith, auch in babylonischen Keilinschrifttexten eine Hinweisung auf den betr. Gegensatz entdeckt zu haben; die dunkle Race werde auf denselben durch den Namen adamu, die hellere durch sarku bezeichnet.[1]) In etwas abweichender Art gestaltet sich die Annahme eines Doppel-Ursprungs der Menschheit bei Ernst v. Bunsen, dessen abenteuerliches Buch „Die Einheit der Religionen" (1868) von der Voraussetzung aus, daß in dem biblischen Adam und seiner Nachkommenschaft eine hamitische (kuschitische) und eine japhetische Urrace zusammengeflossen seien, geschrieben ist; ferner bei dem Leipziger Geschichtsphilosophen Konrad Hermann (1870), welcher zwei Ursitze der Menschheit, einen in Hochasien für die hellfarbige active Urrace, und einen im südlichen Hochafrika für die schwarze passive Urrace annimmt.[2]) Wieder anders der englische mythologische Forscher C. F. Keary (1878), der zunächst nur aus den Paradiesessagen des Mittelalters die Wahrscheinlichkeit eines doppelten Paradieses: eines östlichen hochasiatischen und eines westlichen oder

[1]) The Genesis of the Earth and of Man etc. Edited by R. St. Poole. Sec. Edition, Lond. and Edinb. 1860. — Vgl. den auf die angeblichen „adamu" und „sarku" babylonischer Keiltexte bezüglichen Artikel desselben Verfassers im „Athenaeum" 1876, 8. Jan., p. 55.

[2]) E. v. Bunsen, Die Einheit der Religionen 2c. I, 1898. — K. Hermann, Philosophie der Geschichte, Leipzig 1870.

transatlantischen, zu gewinnen sucht; die christlich-kirchliche Sage verlege ihr Paradies in den fernen Osten, eine urheidnisch-mythologische celtischen oder iberischen Ursprungs aber das ihrige (die Wonne-Insel Flathinnis mit ihrem ewigen Frühling, oder auch die Atlantis griechischer Sagen) in den fernen Westen, in den Schooß des atlantischen Oceans.[1]) — Zahlreicher, obschon auch unter sich keineswegs ganz einig, sind die Vertreter des polygenistischen Präadamitismus, welche etwa mit Schelling vier getrennte voradamische Urracen: die der Neger, Mongolen, Amerikaner und Malayen setzen und diesen alsdann den biblischen Adam als idealen Urmenschen, der die zerstreuten Menschheitselemente in sich als höherer geistiger Einheit gesammelt habe, folgen lassen; oder welche mit der nordamerikanischen Anthropologenschule von Morton, Nott und Gliddon die Zahl der radikal verschiednen menschlichen Familien, die dem kaukasischen Adamsgeschlecht vorausgegangen sei, auf mindestens 30, wo nicht gar auf über 100 steigern; oder welche mit dem maaßvoller und in etwas strengerem Anschluß an die Bibel speculirenden Dominick M'Causland (1864) drei Hauptracen oder -Arten von Menschen: Mongolen, Neger, Kaukasier, daneben aber noch einige andre, minder bedeutende autochthone Racen statuiren.[2])

Von irgendwelcher biblischen Begründung solcher Theorien kann im Grunde nicht die Rede sein, mag immerhin die Geschichte Kains, insbesondere dessen Furcht vor Todtschlägern und Heirath im Lande Nod (Gen. 4, 14 ff), einen gewissen Anhaltspunkt für sie zu bieten scheinen. Die h. Schrift will offenbar — diese Tendenz gibt sie

[1]) Ueber Keary's Vortrag: On the earthly Paradise of European Mythology, vgl. Academy, 7. Dec. 1878, p. 547. — Ueber alte Sagen von einem West-Paradiese s. auch Tylor II, 61. 63 ff.

[2]) Siehe besonders Dom. M'Causland, Adam and the Adamite, or the Harmony between Scripture and Ethnology (London 1864; 3. edit. 1872, und vgl., was dessen Vorgänger (Schelling, Philos. der Mythologie; Morton, Nott ꝛc.) sowie seine Nachfolger wie W. Woods Smyth (1874) u. AA. betrifft, meine oben angeführten Schriften.

im Schöpfungsbericht, und stärker fast noch in der Sintfluthererzählung, aufs Nachdrücklichste zu erkennen — alle Völker und Geschlechter der Erde von Einem Ursprunge herleiten und als Eine große Familie darstellen (vgl. oben III). Nicht erst Paulus setzt „Ein Blut" als gemeinsamen Urgrund und Ausgangspunkt aller Menschengeschlechter, nicht erst er stellt dem Einen Christus Einen Adam, dem Einen Menschheitsretter Einen Menschheits-Vater und zugleich -Verderber gegenüber. Christi Stellung zur biblischen Urgeschichte ist, wie aus seiner Erwähnung des „Blutes Abels" (Matth. 23, 35) und aus Stellen wie Joh. 3, 6; 10, 16; 17, 24 sich ergibt, durchaus keine andre, als diejenige Pauli. Die biblische Urgeschichte aber kennt, trotz der Doppelheit der sie zusammensetzenden Urkunden, der elohistischen und der jehovistischen, doch schlechterdings nur Einen Menschheitsursprung, nur Ein Paradies, nur Eine allvertilgende Fluth, nur Eine Familie sethitischer Abkunft als durch die Fluth hindurch gerettete Wiederherstellerin des Menschengeschlechts. Es sind höchst wunderliche exegetische Experimente, wodurch der zahmere Präadamitismus, z. B. des St. Poole'schen Anonymus oder der M'Causlandsche, den Ruf der Orthodoxie zu wahren suchen. So jene Speculation über isch und âdâm als die passive und die active Menschheit bedeutend; so die Beschränkung des Erschaffenwerdens nach Gottes Bilde Gen. 1, 26 auf den jüngeren oder weißen Menschheitsstammvaters Adam, während die früheren Stammväter nicht gottbildlich erschaffen seien; so die Fassung der Sintfluth als eines lediglich über die Adamiten ergangenen Strafgerichts, die Deutung des paulinischen Ausdrucks „von Einem Blute" (Apg. 17, 26) auf die allmählig eingetretenen Mischungen oder Kreuzungen adamitischer mit präadamitischen Geschlechtern, u. dgl. m. Richten sich derartige biblische Beweisführungen schon von selbst, ohne nähere Widerlegung, so hat auch das zu fernerer Bestätigung herbeigezogene Zeugniß der babylonisch-assyrischen Keilinschriften bereits gewichtigen Widerspruch von assyriologischer Seite erfahren. Friedr. Delitzsch, Oppert ꝛc. bezeichnen die Deutung der adamu

und sarku auf eine dunkle und weiße Race als etwas höchst Precäres.[1]) — Was aber vor Allem die hier in Rede stehenden Theorien als gewagte Combinationen charakterisirt, das ist ihre unzureichende Begründung in ethnologischer Hinsicht. Es ist eine Halbheit, wenn man sämmtliche nichtweiße Menschheitstypen der kaukasischen oder japetischen Race gegenüber zu nur Einer Race zusammenfaßt; die Kriterien der Sprache, des Haarwuchses, der Hautfarbe, Schädelbildung fordern gebieterisch ein viel weitergehendes Theilungsverfahren. Ist demnach der dualistische Standpunkt jenes Anonymus und der übrigen monogenistischen Präadamisten nothwendig als unhaltbar preiszugeben, so genügt es doch — M'Causland selbst gesteht dieß ja zu — noch lange nicht, zur Annahme dreier Urpaare, eines afrikanischen, eines mongolischen und eines kaukasischen, fortzuschreiten. Auch die Blumenbachsche Fünfzahl von Racen, mit welcher Schelling auszukommen gedachte, ist durch die neuere ethnologische Forschung als unzureichend dargethan. Und daß weder Prichard's Siebenzahl von Racen, noch die Achtzahl von Culturmittelpuncten, welche ein geistreicher Essayist im „Auslande" vor einiger Zeit annehmen wollte, als allen Anforderungen eines strengwissenschaftlichen Classificationsverfahrens entsprechend gelten können, das ergibt sich — wenn auch nicht aus der willkürlich zusammengeschichteten Unzahl von Menschenspecies in Mortons „Crania Americana" oder in den „Types of Mankind", 2c. — doch aus den Nachweisungen des Wiener Sprachgelehrten Fr. Müller, der, wie schon früher bemerkt wurde, die Unterscheidung von nicht weniger als 78 Sprachstämmen für nothwendig erklärt, oder des nach ähnlichen Gesichtspunkten eintheilenden Häckel, dessen „Schöpfungsgeschichte" in ihren letzten Auflagen bekanntlich 12 Menschenspecies, und zwar diese als in 36 Racen zerfallend, annimmt.[2])

[1]) Friedr. Delitzsch, in seiner deutschen Bearbeitung von G. Smith's Chaldä. Genesis, Leipz. 1876, S. 301 f.

[2]) Häckel, Natürl. Schöpfungsgeschichte, Vortr. XXIII z. E. (Systemat. Uebers. der 12 Menschenspecies nebst ihren 36 Rassen).

Und dennoch läßt gerade der letztgenannte Forscher alle diese weit auseinander gehenden Gruppen oder Aeste der Menschheit auf einen gemeinsamen Ursprung, nähmlich seinen darwinistischen Voraussetzungen gemäß auf ein im hypothetischen Lemurien zur Tertiärzeit aus anthropoiden Affen entwickeltes Geschlecht von noch stummen Urmenschen (Alalen, Pithekanthropen) zurückgehen! Im engeren Sinne also leugnet er, im weiteren Sinne aber behauptet er die Einheitlichkeit des Menschheitsursprunges! Aehnlich müssen im Grunde alle darwinistischen Anthropologen urtheilen, falls sie consequent im Sinne ihrer Grundanschauung verfahren wollen. Es ist zwar eine bei den Vertretern dieser naturphilosophischen Schule keineswegs seltne, aber doch eine ungeheuerliche Combination, wenn Beides miteinander behauptet wird, die Descendenz des Menschen vom Affen und der artlich getrennte Ursprung der Neger, Amerikaner, Europäer, Malayen rc., so daß demnach die Metamorphose der Menschenaffen in Affenmenschen wie durch ein gesteigertes Zufallswunder auf verschiednen Schauplätzen zumal sich zugetragen hätte![1]) Da, wo sonst alles Gewicht auf das Moment der Abstammung und Vererbung gelegt, wo in unbegrenztem Genealogisirungstriebe auch das einander Unähnlichste und am weitesten voneinander Entlegene auf Einen Stamm zurückgeführt wird, wird doch die Annahme eines mehrfachen Menschheitsursprungs für nöthig erklärt und zum Agassiz'schen Gleichnisse von den wälderweise entstandenen Fichten, bankweise entstandenen Häringen, heerdenweise entstandenen Büffeln, rudelweise entstandenen Hirschen rc. zurückgegriffen! Es ist kaum nöthig, die arge Inconsequenz und Verkehrtheit eines solchen Verfahrens näher darzuthun. Gerade die angesehensten Vertreter der Schule, außer Häckel z. B. Darwin selbst, Huxley, Wallace rc. hüten sich daher auch vor demselben und halten das Ausgegangen-

---

[1]) Ueber Vogt, Schaaffhausen, Caspari, v. Jhering, Fr. Müller u. AA. als Vertreter dieser Combination von Darwinismus und Polygenismus s. m. Gesch. der Bez., II, 773 f.

sein sämmtlicher Menschenracen von Einem Ursitze, wenn auch nicht gerade von Einem Urpaare, für das überwiegend Wahrscheinliche.

Die Leugner des einheitlichen Ursprungs verkennen hauptsächlich zwei Thatsachen von der höchsten Wichtigkeit, eine physiologisch-entwicklungsgeschichtliche und eine psychologisch-ethische. Sie verkennen, daß die Menschheit aller Racen, Stämme und Völker das Vermögen einer fruchtbaren Kreuzung ihrer Repräsentanten untereinander in unbeschränktem Maaße besitzt, also mit dem untrüglichsten aller Merkzeichen der Arteinheit ausgestattet ist, — wozu noch mehrere weitere wichtige Einheitskriterien physiologischer Art, als: gleichartige Skeletconstruction aller Racen, gleiche Dauer der Schwangerschaft, gleiche mittlere Pulsfrequenz, gleiche mittlere Normaltemperatur des Körpers, gleiche Erkrankungsfähigkeit, sowie wesentlich gleiche mittlere Lebensdauer hinzukommen. Sie verkennen aber nicht minder auch die seelischgeistige Gleichartigkeit der Menschen aller Racen, ihre ausnahmslose Zugehörigkeit zum Menschheits-Reiche als einer solidarischen Einheit höherer Bestrebungen und idealer Interessen. Das Gewicht dieses letzteren Umstands ist manchen Ethnologen trotz ihres Studiums der vielfältigen und tiefgreifenden Racendifferenzen und trotz ihrer polygenistischen Grundansicht doch als ein so erhebliches erschienen, daß sie bei Preisgebung der einheitlichen Abstammung nichtsdestoweniger eine Art-Einheit unsres Geschlechts behauptet haben (Waitz, Bastian &c.). Die Befähigung zur Theilnahme an jenen höheren geistigen Interessen der Gesammtmenschheit, zur Mitarbeit an den Aufgaben des Reiches des Geistes, ist in der That durchgreifender Art; sie fehlt selbst da nicht, wo eine Jahrhunderte oder Jahrtausende alte Verwilderung der Stämme den Lichtfunken gottebenbildlicher Würde fast ganz verlöschen gemacht hat. Manche dieser zu thierähnlicher Rohheit herabgesunkenen „Naturvölker“ mögen, in Folge vielleicht eines uralten auf ihnen lastenden Fluches, nicht mehr dazu bestimmt sein, vor ihrem Dahinsterben zur Theilnahme an den Segnungen christlicher Heilsgemeinschaft zu gelangen, die rettenden Bemühungen

christlicher Missionsthätigkeit mögen bei ihnen zu spät kommen. Daß es aber eine leichtfertigte Uebereilung ist, im Allgemeinen von einer Uncivilisirbarkeit und religiösen Erziehungsunfähigkeit der s. g. wilden Stämme zu reden, zeigt das schon oben hervorgehobne Beispiel der durch christliche Einflüsse neuerdings gezähmten und gehobnen Indianerstämme Nordamerika's (VII, z. E.), zeigen solche glänzende Bekehrungsresultate der Mission, wie die unter den einstigen Kannibalen der Fidschi-Inseln, unter den Kolhs in Bengalen, unter den Negern auf Sierra Leone. Nathanaël Pepper, der 1860 getaufte Erstling eines der verkommensten jetzt aber bekehrten Eingeborenen-Stämme der Victoria-Colonie in Neuholland; Ko-thabhyu, der einstige Räuber, dann im Segen an der Christianisirung seines Volks arbeitende Karenen-Apostel; Tijo-Soga, der reichbegabte Kaffernprediger und Bibelübersetzer; Samuel Crowther, der schwarze Bischof und apostolische Held der Yoruba-Mission; Jakob Wainwright, der aufopfernd treue Diener Livingstones und Ueberbringer seiner sterblichen Reste nach Europa; die vier bekehrten jungen Feuerländer, durch deren Vorführung Missionsbischof Stirling jüngst selbst bei Lubbock und Darwin einen lebendigen Eindruck von der Macht des Christenthums hervorbrachte — das sind nur so einige der zahlreichen sprechenden und unwidersprechlichen Zeugnisse, an welchen die bekannten Zweifel Gobineau's und Andrer an der civilisatorischen Kraft des Christenthums gegenüber den s. g. niederen Racen zu Schanden werden.

Es ist stets nur Mißachtung der durch solche Thatsachen bezeugten höheren Würde und Bestimmung unsres Geschlechts, was die ethnologischen Forscher zu Zweiflern an der Einheitlichkeit seines Ursprungs macht. Man sieht einseitig auf das Aeußere, Sinnliche, mit Nothwendigkeit Zerstückte und Getheilte, vergißt aber der allumfassenden Einheit, der ebenso untheilbaren wie unvergänglichen Geisteskraft dessen, was den Menschen erst wahrhaft zum Menschen macht. Ein seit Jahrtausenden im Schooße unsrer Entwicklung wirksam gewordenes Princip der feindseligen Differenzirung, der zu-

nehmenden Zerklüftung und Zerspaltung hat, was ohne die Einwirkung dieses zerrüttenden Factors in Gestalt harmonischer Unterschiede ähnlich den Zweigen eines wohlgewachsenen Baumes oder den Gliedmaaßen eines wohlgebauten Leibes hervorgetreten sein würde, zu schroffen Gegensätzen gesteigert, welche eine Zurückführung auf die gemeinsame Ur- und Grundwurzel in vielen Fällen erschweren, in manchen fast unmöglich machen. Nur so kommt es, daß die Linguistik die oft zwischen notorisch racenverwandten Stämmen klaffenden Sprachdifferenzen vielfach nicht auszugleichen vermag, daß der Schädelforschung hundertfältige Schwierigkeiten ähnlicher Art sich entgegenstellen, daß die vergleichende Religionswissenschaft, die Archäologie, die Völkerpsychologie immer wieder neuen Räthseln begegnen, auf Grund deren die Menschheit sich in Atome zu zersplittern droht. Die Sprachforschung für sich allein vermag diese den Menschheitskörper dermalen zerspaltenden Risse und Klüfte nicht auszufüllen, die vergleichende Anatomie für sich allein ebensowenig, die Völkerpsychologie und Religionsforschung für sich allein ebenso wenig. Aber müssen, können, dürfen denn diese Wissenschaften jede abstract für sich und losgetrennt von den übrigen operiren? Steht irgend einer von ihnen, sofern sie auf ihre Hilfsmittel allein und ausschließlich angewiesen ist, ein Recht zu entscheidenden Urtheilssprüchen in einer so complicirten Frage wie die nach dem Ursprung unsres seit Jahrtausenden über diese Erde ausgebreiteten Geschlechts zu? Sahen wir nicht vielmehr schon im vorigen Abschnitte an einer Reihe lehrreicher Beispiele, wie sofort wenn die erforderliche Wechselwirkung eintritt, die scheinbare Verbindungslosigkeit der Racen oder Stämme untereinander durch Gegeninstanzen widerlegt zu werden beginnt, wie die Klüfte, welche das einseitige Zuwerkegehen nur Einer jener Wissenschaften aufzeigt, überbrückt und ausgefüllt werden? Eine Reihe uralter Opfergebräuche, Fastensitten und sonstiger Kasteiungsweisen, dazu die Beschneidung, die Tätowirung, die Couvade, vielerlei weitverbreitete Formen des Aberglaubens, zahlreiche bei weit voneinander entlegenen Völkern übereinstimmende Kunst-

traditionen, zeigen da einen genetischen Zusammenhang auf, wo entweder die Sprachforschung oder die Schädelforschung für sich allein rathlos vor unübersteiglich scheinenden Abgründen stehen. Und gerade jenes dunkle Sündebewußtsein, jene unheimliche Dämonenfurcht, die sich in mehreren der bedeutsamsten jener Gebräuche ausdrücken, geben die wahre Ursache zu erkennen, worauf der dermalige zerrissene und zerstückte Zustand der Menschheit in letzter Instanz beruht, weisen also ebendahin zurück, wo die biblische Ueberlieferung mit ihren Berichten vom verlorenen Paradies, sowie weiterhin von der Sintfluth und Sprachentrennung den Proceß des sichausbreitenden Völkerlebens beginnen läßt.

Steht es aber so um die Einheitsfrage, so ist auch die Frage wegen des Ursitzes im Allgemeinen entschieden. Darf die Bibel uns als Autorität gelten, wenn wir den Widerstreit der Meinungen über Zahl und Ursprung der Menschheitsracen im monogenistischen Sinne schlichten, so darf ihr Zeugniß uns auch maaßgebend für unsre Bestimmung des Ursitzes dieser Racen sein. Daß dieser Ursitz ein ostwärts vom Heimathlande des Buchs der Offenbarung, irgendwo im südlichen Asien gelegener war, bestätigen auch die erheblichsten ethnologischen und naturwissenschaftlichen Instanzen. Weder Südafrika noch Amerika, weder eine mythische Atlantis noch ein tertiäres Lemuria haben auch nur halb so gute Ansprüche darauf als Ausgangspunkt beider zusammen, unsres Geschlechts und der ihm überallhin folgenden Hausthiere und Cerealien, zu gelten, als das vom Euphrat westlich, vom Indus oder Ganges östlich begrenzte Gebiet. Die Doppelparadiese mittelalterlicher Sagen und neuerer geschichtsphilosophischer Speculation können kein Gewicht in die Wagschaale werfen, so wenig wie jene individuellen Sagen einzelner älterer oder neuerer Völker, welche diese oder jene besondere Gegend oder Stadt ihres Bereichs als einstige Geburtsstätte der Menschheit bezeichnen, irgendwie maaßgebend genannt werden können. Wollte man diese Ausgeburten des nationalstolzen Autochthonenaberglaubens hier mitberücksichtigen, so würde das zu

untersuchende Material sich ins Unübersehbare vervielfältigen; außer den obengenannten Paradiesessagen und -hypothesen wäre dann auch die Memphis für den Ursitz der Menschheit erklärende ägyptische Sage zu besprechen gewesen; ferner die Tyrus-Sage der Phönikier, die Hebron-Sage der Edomiter und eines Theils der späteren Juden,[1]) die auf Arkadien oder Athen oder Delphi lautenden Sagen der Griechen, u. s. f. Die biblische Erzählung hat schon das für sich, daß sie nicht das Mindeste von einer derartigen partikularistischen Tendenz verräth. Ihrer ostwärts weisenden Haltung liegt nichts Andres zu Grunde als eine treue Stammesüberlieferung, die mit den nordwärts oder beziehungsweise nordostwärts weisenden Angaben der indischen und der persischen Paradiesessage (vom Götterberge Meru oder Hara-Berezaiti [Albordsch], d. h. wohl dem Himalaya), sachlich übereinkommt, und die überhaupt eine Erinnerung an die gemeinsamen Urzustände und Urschicksale der gesammten arischen Menschheit ist.[2]) Bestimmtere Fixirung der Stätte, von wo diese Erinnerung ursprünglich ausgegangen, ist freilich unmöglich; weder die Angaben der Schrift selbst noch irgendwelche außerbiblische Indicien reichen dazu die Mittel dar. Als „Eden" (Gen. 2, 8. 15) mag jenes ganze, mächtig weite Gebiet zwischen Ganges und Euphrat immerhin zu bezeichnen sein: auf Bestimmung der Lage des „Gartens in Eden" muß verzichtet werden. Die Annahme eines Wanderns der speciellen Züge der Ueberlieferung von Osten nach Westen scheint manches für sich zu haben; sie würde aber weit bestimmterer Anhaltspunkte als die zur Zeit vorliegenden bedürfen,

---

[1]) Vgl. Jos. 14, 25 Vulg., sowie Hieronymus im Onom s. v. Arboch; sonst auch Lüken, S. 74; Sepp, Meerfahrt n. Tyrus, S. 107 f.

[2]) Vgl. auch den Versuch von S. Lipschütz, gerade aus dem Zusammenstimmen vieler heidnischer Sagen einen gemeinsamen Ursprung und Ursitz der Menschheit zu erweisen: De communi et simplici humani generis origine. Genus hum. uno ortum esse auctore communemque habuisse patriam ex diversorum populorum fabulis inter se consentaneis demonstrare conatus est. Hamburg. 1864.

um einen sichren Aufschluß auch nur darüber zu gewähren, ob ihre letzte Ausbildung nahe der Quellgegend oder nahe den Mündungen des Euphrat erfolgte. Möglicherweise verhilft diese oder jene assyriologische Entdeckung zur endlichen Ueberwindung dieses letzteren Dilemma; die im Uebrigen über der ganzen Schilderung des Paradiesesgartens lagernde geheimnißvolle Unbestimmtheit, ihr auch durch die beiden Bäume, das Wandeln Gottes im Garten, die redende Schlange, die bewachenden Cherubim angedeuteter mystisch-supranaturaler Charakter würde aber damit doch nicht gehoben werden. Man lasse sich daran genügen, daß wenn nicht der Garten, doch die Landschaft Eden hinreichend scharf umrissen vor uns liegt. Luther traf auch in dieser Frage den Nagel auf den Kopf: „Darumb wollt ich also sagen, daß der Lustgarten irgend ein Ort sei gegen dem Morgen, der nu verborgen oder vielleicht zurissen ist, das Gott wohl weiß. Es muß aber fast ein weiter Raum gewesen sein, denn die Wasser liegen mächtig weit von einander, ja schier gegeneinander. Darumb will ich meine Vernunft gefangen geben und dabei bleiben, daß es ein rechter natürlicher Garten sei gewesen, wie noch möcht ein Lustgarten sein".[1])

[1]) Erl. Ausg., Bd. 33, 73 f.

VIII.

Die Langlebigkeit der Patriarchen

als Nachglanz der Paradiesesherrlichkeit.

Die heil. Schrift meint es ernst mit ihrer Voraussetzung einer ursprünglichen Unsterblichkeit des Menschen, d. h. einer Bestimmung desselben zu immerwährendem Leben in der Gemeinschaft mit Gott. Sie läßt den durch die Sünde verwirkten Tod nur langsam den mächtigen physischen Widerhalt der ursprünglichen Menschennatur durchbrechen. Nur allmählig im Laufe zweier Jahrtausende läßt sie die unheimliche Macht des Todes die gewaltige, zäh ausdauernde Urkraft menschlichen Lebens bändigen, bis zu dem gegenwärtig erreichten Zustande, wo „unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ists Mühe und Arbeit gewesen". Wir haben die Daten, woraus die Thatsache dieses biblisch-urgeschichtlich bezeugten allmähligen Depotenzirungsprocesses sich ergibt, bereits früher (II) übersichtlich zusammengestellt. Drei Abstufungen sinkender Langlebigkeit führen vom paradiesischen Urstande zur traurigen Gegenwart herunter. Die vorsintfluthlichen Makrobier halten sich noch auf der Höhe von 1000—700 Jahren, die nächsten nach der Fluth noch auf der von von 600—180 Jahren, die Patriarchen Israels von Abraham bis auf Mosen bilden die letzte Reihe von Ultracentenariern. Wir werden der Kürze halber die Repräsentanten der ersten Stufe als Sethiten, die der zweiten als Noachiden, die der dritten als Abrahamiden bezeichnen.

Das in jenen stetig sich mindernden Alterszziffern seinen Aus-

druck findende Gesetz ist ein unerbittliches. Hie und da findet ein Uebergreifen der charakteristischen Ziffern der einen Reihe in die der andern, und zwar der zunächst angrenzenden, statt; aber erheblichere Ausnahmen kommen nicht vor. Kein Noachide erhebt sich zum sethitischen Minimalalter von 777 Jahren; kein Abrahamide erreicht die Normalgrenze von 200 Jahren, bis zu welcher (mit Ausnahme zweier Fälle) die Lebensdauer der Noachiden herabgemindert erscheint. Immerhin scheint die zwischen 110 und 180 Jahren schwankende Altersgrenze der Abrahamiden — vom Erzähler der Genesis unzweifelhaft als eine für die damalige Zeit noch vorherrschend giltige Durchschnittsziffer aufgefaßt — in der jetzt noch andauernden Periode menschlicher Geschichte als seltener Ausnahmefall noch zeitweilig in Kraft zu treten. Man hat dieß Jahrhunderte lang in aller Unbefangenheit angenommen und als wissenschaftlich constatirten Erfahrungssatz festgehalten. Neuestens freilich sind medicinischerseits und historisch-kritischerseits Zweifel an der Thatsache, daß noch so beträchtlich hoch hinausgehende Ueberschreitungen des hundertsten Lebensjahrs stattfänden, ausgesprochen woden. Es bleibe, haben die Skeptiker behauptet, in Wahrheit schlechtweg bei jenem Worte des 90. Psalmes, oder dem ähnlichen bei Jesus Sirach 18, 9; das Corpus juris behalte vollkommen Recht mit seinem Grundsatze: „Vivere usque ad centum annos quilibet praesumitur, nisi probatur mortuus"; nur ganz unerhebliche Ueberschreitungen der darin gezogenen Altersgrenze seien wirklich constatirt. — Da es nicht unwichtig erscheint, daß das thatsächliche Verhältniß zwischen der Jetztzeit und den vormosaischen Epochen bestimmt festgestellt werde, werden wir vorerst diese Zweifel mit dem vorher allgemein Angenommenen etwas genauer confrontiren. Alsdann erst werden wir uns zur Beurtheilung der Frage nach der Glaubwürdigkeit jener staunenswerth hohen Altersziffern der Urzeit sowie ihrer wahrscheinlichen Ursachen und heilsgeschichtlichen Bedeutung wenden.

1. Als ungefährer äußerster Zielpunkt menschlicher Lebenslänge

galt gerade den medicinischen Autoritäten der beiden letzten Jahrhunderte bis vor Kurzem das 170ste oder 180ste Lebensjahr, also die abrahamidische Altersgrenze. Unter den Beispielen dafür figurirten regelmäßig in erster Linie zwei im 17. Jahrhundert verstorbene Greise Englands: Henry Jenkins aus Ellerton in Yorkshire, geb. 1501, gest. 1670, also 169 Jahre alt geworden, und Thomas Parr aus Winnington in Shropshire, geb. im Geburtsjahre Luthers und Rafaels 1483, gest. 1635, 152 Jahre und 9 Monate alt. Als Gewährsmann für das vom Letzteren erreichte Alter stand kein Geringerer da, als William Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs und größte Physiologe seines Zeitalters, der auf Befehl König Karls I. die Leiche des Verstorbenen anatomisch untersuchte. Jenkins' 169jähriges Alter bezeugte u. a. Dr. Tancred Robinson, Mitglied des Collegs der Aerzte und der Royal Society zu London, in einem auf ihn bezüglichen Berichte in den „Philosophical Transactions". Diese beiden Fälle citirte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Albrecht v. Haller in seinem „Adversaria" als glaubwürdig überlieferte Beispiele der äußersten Grenze, bis zu welcher menschliches Leben sich etwa erstrecken könne, unter Hinzufügung von sechs ihm bekannt gewordenen Fällen eines 140—150jährigen Alters, ferner von fünfzehn Fällen 130—140jährigen, neunundzwanzig Fällen 120—130jährigen, sechzig Fällen 110—120jährigen und über tausend Fällen 100—110jährigen Alters. Ganz ähnlich wie Haller äußerte sein Zeitgenosse Buffon sich über unsern Gegenstand; seine Naturgeschichte gedenkt u. a. des durch einen Schweden erreichten Alters von 161 Jahren.[1]) Auf dem Standpunkte dieser Annahmen verharrten Prichard in der „Naturgeschichte des Menschen" (1840), Valentin im Lehrbuch der Physiologie (1845), Flourens in seiner Abhandlung über die menschliche Longävität (1855), Hufeland in der „Makrobiotik", und zwar auch noch in deren späteren Auflagen (z. B. der 8. von 1860), Friedreich in seinen biblisch-medicinischen Untersuchungen („Zur Bibel", I. 1848) u. AA. Die Letztgenannten

[1]) Buffon Histoire naturelle III, 443.

wagten sogar einzelne noch über Jenkins hinausgehende Fälle von abnormer Lebenslänge anzuführen, ohne Skepsis dawider zu bethätigen. So citirte Hufeland den im J. 1724 verstorbenen Ungarn Pietraßz Czarten als 185 Jahre alt geworden. Friedreich fügte dem noch etliche weitere Fälle von mehr als 170jährigem Alter hinzu; ein Ungar zu Temesvar, welcher 1726 noch lebte, sei 172 (seine gleichfalls noch lebende Frau 165) Jahre alt gewesen; ferner ein 1797 zu Friedrichsstadt in Nordamerika verstorbener Mulatte 180 Jahre; der 1738 verstorbene Portugiese Taveira de Lima sogar 198 Jahre; endlich sollten dem Zeugnisse Riley's zufolge „unter den Arabern in der Wüste nahe an 200jährige Menschen vorkommen". — Uebereinstimmend mit diesen letzteren Angaben bestimmte Flourens in jener Schrift, auf Grund gewisser angeblicher Verknöcherungsprocesse in den Röhrenknochen, 100 Jahre als die gewöhnliche, 200 Jahre als die außergewöhnliche Lebensgrenze des Menschen, und bekannte der Vegetarianer Eduard Baltzer in einem vor wenigen Monaten in 2. Auflage veröffentlichten Buche seinen Glauben an „Beispiele, welche zeigen daß wir 150 bis 200 Jahre alt werden können, ohne unsre wesentliche Lebenskraft zu verlieren." [1])

Vereinzelte Zweifel an der Richtigkeit solcher Annahmen waren schon früher hie und da in medicinisch-naturwissenschen Kreisen laut geworden. So hatte der erwähnte Flourenssche Versuch, ein festes physiologisches Gesetz als den gelegentlich bis zu 200 Jahren sich erstreckenden Lebensdauern der Menschen zu Grunde liegend nachzuweisen, seitens medicinischer Kritiker Widerspruch gefunden, die sich dabei auf Quetelets Messungen der menschlichen Wachsthumsverhältnisse beriefen.[2]) Mit kritischer Schärfe nahm das ganze Thema

[1]) Hufeland, Makrobiotik, 8. Aufl., 1860, S. 89 ff.; 128 ff. — J. B. Friedreich, Zur Bibel, I, 172 f. — Flourens, De la longévité humaine et de la quantité de la vie sur le Globe. Paris 1855, p. 84. — Ed. Baltzer, Gott, Welt und Mensch, 2. Aufl., Leipzig 1879, S. 255.

[2]) Siehe z. B. Jul. Wallach (Arzt zu Frankfurt a. M.), Das Leben des Menschen in seinen körperlichen Beziehungen &c., 2. Aufl. 1869, S. 503.

zuerst der englische Anatom Prof. Richard Owen in Angriff. Seinem in „Fraser's Magazine" 1872 erschienenen Artikel über den Gegenstand folgte im nächsten Jahre der gelehrte Bibliothekar des House of Lords, William J. Thoms mit einer ausführlichen Monographie, die den Namen Owens auf dem Widmungsblatte und den Spruch Sir. 8, 9: „Wenn er lange lebt, so wird er hundert Jahre alt" als Motto auf dem Titelblatte trägt.[1]) Für die behufs genauerer Untersuchung der Fragen wegen wirklich erreichter hoher Lebensalter anzuwendende Methode darf diese Thomsische Arbeit jedenfalls als bahnbrechend bezeichnet werden. Sie stellt den massenhaften Berichten der Zeitungen über angeblich 110—130jährig verstorbene Leute von vornherein die keckste Skepsis entgegen. In der Regel sei, je bestimmter ein so hohes Alter behauptet werde, desto weniger positive Begründung dafür vorhanden; die statistischen Lebensalter-Tabellen, die Berichte der Lebensversicherungsgesellschaften ꝛc. weisen niemals Derartiges auf; vergebens frage man nach den Geburtsscheinen der Personen, welche so hoch über das hundertste Lebensjahr hinaus gekommen sein sollten, u. s. f.

Zu bestimmterer Motivirung dieser Zweifel hebt Thoms u. A. Folgendes hervor. Es sei als etwas sehr Gewöhnliches bezeugt, daß Leute, die einmal über 80 Jahre hinaus gelebt, wie in einer Art von Ungeduld „die Uhr ihres Lebens vorzurücken", d. h. sich für älter als sie wirklich seien auszugeben liebten. — Daß in ärmeren Volksklassen mehr als hundertjährige Lebensalter häufiger vorkämen, als bei wohlhabenden, diese oft gehörte Angabe sei thatsächlich unrichtig; eher scheine das Gegentheil wahr zu sein. — Nicht einmal die Taufscheine pflegten in Betreff des Geburtsdatums steinalter Leute eine völlige Gewißheit zu ergeben; sie seien oft ganz unzuverlässige Zeugnisse, wegen der naheliegenden Möglichkeit einer Verwechslung gleichnamiger Personen. So sei 1863 eine angeblich über 112 Jahre alt gewordene Miß Mary Billinge in Liverpool ge-

[1]) Human longevity; its facts and its fictions. By W. J. Thoms, Deputy Librarian, House of Lords. London 1873. 2. Edition 1879.

storben, als deren Geburtsjahr man so lange das Jahr 1751 angenommen habe, bis genauere Nachforschungen in den Geburts- und Taufregistern jener Stadt ergaben, daß allerdings auch 1751, am 24. Mai, eine Mary Billinge dort zur Welt gekommen war, nicht minder aber auch eine Person gleichen Namens am 6. Nov. 1772 in Liverpool das Licht der Welt erblickt hatte, und daß diese Letztere die 1863 Verstorbene war! Ganz ähnlich wie in diesem Falle eine nur 91jährige Person zur Ultracentenarierin gestempelt worden war, sei es nachweislich noch in gar manchem andren Falle ergangen.[1]) Was ferner Grabinschriften betreffe, so seien dieselben sehr leicht Fälschungen unterworfen, welche entweder der Sculptor selbst oder die Hand eines Andren, und zwar bald leichtfertigerweise, bald aus böser Absicht vornehme; wofür gleichfalls einige Beispiele angeführt werden. Nicht minder seien die directen Zeugnisse der Nachkommen hochbetagter Leute, z. B. ihrer Urenkel oder Ururenkel, betreffs des angeblichen Alters ihrer Ahnen, meist völlig unzuverlässig. Vollends unzurechnungsfähig und meist den stärksten Täuschungen unterworfen seien die frühesten Kindheitserinnerungen der abnorm hochbetagten Leute selbst. Nicht einmal den Volkszählungsregistern könne ohne Weiteres Vertrauen geschenkt werden; denn dieselben pflegten weder gewöhnliche noch exorbitant lautende Altersangaben jemals mit Dokumenten zu belegen. Die eigenen Angaben der Leute selbst genügten ihnen, wie dieß der Report über den britischen Census vom J. 1851 offen eingestehe; von den 111 Männern und 208 Frauen, die man damals als Repräsentanten eines Alters von 100—119 Jahren in ganz Großbritanien aufgenommen habe, sei nicht ein einziger dokumentarischer Beweis für die thatsächliche Richtigkeit ihres angeblichen Alters beigebracht worden.

Nach diesen Betrachtungen, welche allerdings sehr zur Vorsicht auf dem in Rede stehenden Gebiete zu mahnen geeignet erscheinen, läßt Thoms dann kritische Einzeluntersuchungen über eine längere

*) Vgl. zu p. 34—37 (über die Billinge) noch den p. 43 erzählten ähnlichen Fall.

Reihe von Fällen angeblichen Ultracentenariats folgen. Er hebt an mit den 169jährigen Jenkins, dessen so hoch hinaufgehendes Alter er als in der That durch sehr unzureichende Zeugnisse gestützt darthut; die Grabschrift nenne ihn vorsichtigerweise „a very aged and poor man“, und eine acht Jahr vor seinem Tode in Betreff seines excessiv hohen Alters abgegebene Versicherung einer Lady Savile erscheine keineswegs gestützt durch irgendwelche juristisch unanfechtbare dokumentarische Belege. Um den angeblich fast 153 Jahre alt gewordnen Parr stehe es kaum besser, trotz der poetischen Lebensbeschreibung, welche gleich nach seinem Tode ihm von John Taylor unter dem Titel „The old, old, very old man“ gewidmet wurde, und trotz Harveys Sectionsbericht.[1]) Dieser letztere habe doch nur den anatomischen Thatbestand beschrieben, aber keinerlei historische oder gar juristische Forschungen angestellt. Die Angabe jenes Biographen, wonach Parr 80 Jahre alt zum ersten Male geheirathet, und über 100 Jahre alt einmal öffentliche Kirchenbuße wegen Erzeugung eines unehelichen Kindes gethan habe, zieht Thoms als innerlich unwahrscheinlich in Zweifel. Hätte nicht, fragt er, wenn der Mann eine so starke Sinnlichkeit hatte, diese schon viel früher hervorbrechen müssen? — In ähnlicher Weise macht der Kritiker Einwürfe gegen das 140jährige Alter des nächstfolgenden Hauptbeispiels britischer Langlebigkeit, der im J. 1604 verstorbenen Gräfin Desmond. Hier zeigt er mit wirklich sehr triftigen Gründen, daß die betr. Angaben auf durchaus unsolidem Grunde ruhten; die genannte Gräfin sei das Product einer Vermischung mehrerer Ladies ihres Namens, wovon die älteste nur etwa 100 Jahre alt wurde. Es folgen ähnliche Nachweise über den nicht 104, sondern bloß 80 Jahre alt verstorbenen Jonathan Reeves; über die nicht 106, sondern bloß 100 Jahre alt gewordene Mary Downton; über Joseph Miller (nicht 111, sondern bloß 90 J.), Rev. George Fletcher (nicht 108,

---

[1]) Beide Dokumente theilt Thoms im Anhang zu s. Werke, p. 291 ss., 308 sq., mit.

sonder bloß 92 J.), G. Smith (nicht 105, sondern 95 J.), Edward Couch (nicht 110, sondern 95 J.), u. s. f. Auch Richard Purser, der 1868 verstorbene angeblich „älteste Mann in England“, hätte jedenfalls nicht das Alter von 112 Jahren, das man ihm beilegte, erreicht. Von ein paar ganz sicher constatirten Fällen von Ultracentenariern aus den letzten Jahrzehnten überschreite kaum einer das 104. Lebensjahr als äußerste Grenze; denn es sei zweifelhaft, ob die 1868 verstorbene Peggy Longmire wirklich nach vollendetem 104., und ob die 1872 gestorbene Elizabeth Puckle in der That nach erreichtem 106. Lebensjahre aus dem Leben geschieden sei.[1])

Einem Theil der Ergebnisse dieses Kritikers wird man zustimmen müssen. Jenkins und die Gräfin Desmond haben jedenfalls aus der Reihe sicher bezeugter Exempel eines ungefähr anderthalbhundertjährigen Lebensalters fortan zu verschwinden. Auch betreffs Parrs hat Thoms die Forderung sorgfältiger Prüfung des herkömmlich Ueberlieferten mit gutem Grunde erhoben, obschon er seine Skepsis bezüglich dieses Falles, namentlich was die Zeugungsfähigkeit des Centenariers betrifft, wohl zu weit treibt. Seine Warnungen vor Verwechslung homonymer Personen, vor Leichtgläubigkeit gegenüber den Aussagen sowohl der Hochbetagten selbst als ihrer Umgebung oder Nachkommenschaft u. s. f. sind jedenfalls wohl angebracht daß je höher über 100 Jahre hinaus das angeblich erreichte Alter fortschreitet, desto größere Vorsicht in Beurtheilung der betr. Fälle nöthig ist, lehren seine Untersuchungen sehr bestimmt. Nichts destoweniger kann er vom Vorwurfe hyperkritischer Anwandlungen schwerlich freigesprochen werden, und ist ihm der Versuch, sämmtliche Fälle von Langlebigkeit, welche die Grenze von etwa 105 Jahren überschreiten, als ins Bereich der Erdichtung gehörig zu erweisen,

[1]) Die kürzlich erschienene zweite Aufl. des Thomsschen Buches bietet keine Erweiterung des in der 1. Aufl. gegebenen Verzeichnisses von Beispielen, stellt jedoch eine besondere Schrift „Centenariana“ in Aussicht, worin noch eine größere Zahl von Fällen angeblich 100jährigen oder höheren Alters besprochen werden sollen.

keineswegs geglückt. Sein Gesichtskreis ist ein viel zu enger; daß er grundsätzlich nur britische Beispiele anführt und kritisch bespricht, scheint an und für sich recht zweckmäßig, fördert ihn jedoch in der Sicherheit seines Urtheils nicht. Nur auf einen möglichst umfassenden Apparat gestützt, lassen sich über Fragen, wie die in Rede stehende, kritisch zuverlässige Urtheile fällen. Hätte er jenen von Hufeland in der „Makrobiotik" hervorgehobenen, höchst merkwürdigen und in keiner Weise schlecht bezeugten Fall des 116jährigen Greisen zu Rechingen, Oberamt Bamberg, welcher in so hohem Alter, vier Jahre vor seinem 1791 erfolgten Tode, noch einmal einen Zahnwechsel (mit acht neuen Zähnen) zu bestehen bekam, mit in Untersuchung gezogen, so hätte er über den Fall des nach dem 100. Jahre noch zeugungsfähigen Parr schwerlich so wegwerfend, wie er dieß thut, urtheilen gekonnt. Dabei zieht er aber nicht einmal die sämmtlichen Beispiele excessiv hohen Alters aus Großbritanien selbst mit der nöthigen Sorgfalt in Rechnung, schweigt z. B. ganz von jenem schottischen Fischer Lawrence, der nach Rob. Sibbalds Prodromus einer Naturbeschreibung Schottlands noch im 100. Jahre ein Weib genommen und bis gegen sein 140. Jahr, wo er starb, fast täglich fischen gefahren sein soll. Mag es dem Kritiker am nöthigen Material zu genauerer Prüfung dieses Falles gefehlt haben: schweigen durfte er doch von ihm so wenig, wie von den ähnlichen, die sonst noch nur allein aus schottischen und englischen Quellen zu erbringen gewesen wären. Namentlich vermißt man ungern eine Berichterstattung und kritische Erörterung über jenen von Hebel im „Schatzkästlein" unnachahmlich schön erzählten Fall aus Schottland, wo ein Reisender vor einer Hütte dieses Landes einen 62jährigen Sohn antrifft weinend, ob der Ohrfeige, die sein 96jähriger Vater ihm wegen seiner Ungeschicklichkeit beim Heben des 130jährigen Großvaters ins Bett gegeben hat. Auch des 1757 gestorbnen, angeblich 144 Jahre alt gewordnen Soldaten Effingham aus Cornwallis; ferner des John Weeks, der 106 Jahr alt seine zehnte Frau geehelicht haben und 114 Jahr alt gestorben sein soll, geschieht bei unserm Kritiker keine

Erwähnung, ohne daß man den Grund erführe, weßhalb er diese Personen mit Stillschweigen übergieng.[1])

Stellen wir uns auf den Standpunkt nicht britisch-insularer, sondern europäisch-continentaler und überhaupt universaler Beobachtung, so werden wir unmöglich leugnen können, daß der hinreichend gut bezeugten Beispiele von ungefähr 120—130jährigem Lebensalter mehrere aus den letzten Jahrhunderten vorliegen, ja daß einige wenige Berichte über ein noch höher gediehenes Alter Glauben zu verdienen scheinen. Wir geben gerne die Fälle eines mehr als 200jährigen Alters preis, welche wenig zuverlässige Berichte aus dem Mittelalter oder theilweise noch aus dem 16. Jahrhundert bezeugen. So den 361jährigen Johann von Zeiten (Joh. de Temporibus), der dem Auctarium Cremifanense zufolge im J. 1138 unter Konrad III. gestorben sein soll, nachdem er in seiner Jugend Karls des Großen Waffenträger (armiger) gewesen wäre! So ferner den Bengalesen, der nach dem Zeugnisse des Maffei sich eines 335jährigen Alters rühmte; die 300jährigen Leute, welche Laudonnier auf seiner Reise nach Florida in diesem Lande gefunden haben wollte; den mehr als 300jährigen Eingeborenen der Insel Diu, von welchem der portugiesische Schriftsteller Foria erzählt; den 210 Jahre alt gewordnen Bischof Auden Evendson von Stavanger in Pontoppidan's „Natürlicher Historie von Norwegen".[2]) In manchem dieser Fälle mag, was sich überhaupt wohl öfter zutrug und noch zuträgt, vorgekommen sein: daß nämlich Vater und Sohn, oder wohl gar Vater, Sohn und Enkel wegen Gleichheit des Namens, Wohnorts und Berufs zusammen geworfen und so identificirt wurden. Es spricht Manches dafür, daß bei mehreren

[1]) Vgl. bezüglich des letzten dieser Fälle und mehrerer andrer den Auff. im „Ausland" 1868, Nr. 9: „Beispiele hohen Lebensalters in Großbritanien" (auf Grund eines Essay im Quarterly Review).

[2]) Auctarium Cremifan. ad an. 1138. — John Ray, L'existence et la sagesse de Dieu, etc., Utrecht 1714, p. 232. — Pontoppidan, Natürl. Historie von Norwegen, Kopenhagen 1753, II, 473.

der aus Rußland erzählten Fälle exorbitanten Alters Derartiges der Fall war; so bei dem um 1794 unweit Polocz lebenden 164-jährigen Russen, der seit seiner Geburt (1630) zehn Regentenwechsel erlebt und mit dreien Frauen 132 Abkömmlinge erzeugt haben sollte; deßgleichen bei dem ungefähr 200jährigen Esthländer, den man im J. 1818 dem Kaiser Alexander I. als einstigen Zeugen des 30jährigen Kriegs und Troßjungen im Heere Gustav Adolphs von Schweden (!) vorstellte.[1]) Sind solche Fälle eines angeblich zwischen 150- und 200jährigen, oder gar über 200jährigen Alters wohl als unhaltbar preiszugeben und ermangeln andere — wie wohl auch der jenes 185jährigen Ungarn Czarten, oder wie der eines andren 185jährigen Namens Kentigen († 1781), oder wie der jenes 198jährigen Taveira de Lima (s. o.) — überhaupt der näheren Controlirbarkeit: so sieht man doch nicht ein, warum die aus fast allen Himmelsstrichen und Völkern ziemlich reichlich bezeugten Vertreter eines etwa 120- oder auch 130jährigen Lebensalters, deren schon Haller über vierzig zusammenbrachte, sämmtlich Producte mythischer Uebertreibung sein sollten. Während Alexander v. Humboldt um den Anfang unsres Jahrhunderts in Lima verweilte, starb dort der Indianer Hilario Pari in einem Alter von 143 Jahren, nachdem er 90 Jahre lang mit einer Frau seines Stammes, die ein Alter von 117 Jahren erreichte, vermählt gewesen war. Wie Humboldt diesen Fall ohne Kundgebung von Mißtrauen berichtet, so erzählt ein etwas später in denselben Ländern gereister Schriftsteller, Stevenson, von der Beerdigung zweier peruanischer Indianer, Bewohner eines und desselben Dorfs, welcher er beigewohnt habe; der eine dieser Greise sei 109, der andre 127 Jahre alt geworden, beide hätten bis zu ihrem Tode einer vollkommnen Gesundheit genossen.[2]) Nimmt man hiezu die den ver-

[1]) Beide hier erwähnte Fälle aus Petri: Esthland und die Esthen ꝛc. Vgl. Volksblatt f. Stadt und Land 1862, Nr. 68, S. 1095.

[2]) A. v. Humboldt, Polit. Versuch über Neuspanien ꝛc. — Stevenson, Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia in den JJ. 1804—23 (Weimar 1826), I, 267.

schiedensten sonstigen Nationen der alten und neuen Welt angehörigen Beispiele eines ähnlich hohen Alters: den Franzosen Lahaye (120 Jahre alt), den venetianischen Consul Hupazoli in Smyrna († 1702, 115 Jahre alt), den Polen Jacob Mulinowski, der noch 1805, angeblich 138 Jahre alt, lebte, die 120—130jährigen Armenier, über welche Kolenati berichtet, die von Prichard gesammelten Beispiele weit über 100 Jahre hinausgehenden Alters sowohl bei Negern als bei Lappländern:[1]) so dürfte jene von Haller aufgestellte Klimax, wonach Hunderte von Beispielen eines Alters von 100—110 Jahren, mindestens ein halbes Hundert von Beispielen 110—120-jähriger Greise, etwa dreißig Beispiele von 120—130jährigen, und immer noch fünfzehn Beispiele von über 130jährigen Personen zu Gebote stehen, als keineswegs imaginär oder werthlos zu betrachten sein. Die Möglichkeit, daß in höchst seltenen Fällen, in jedem Jahrhundert vielleicht einmal ein anderthalbhundertjähriges Alter erreicht werde, scheint uns nicht wohl bestritten werden zu können; der Engländer B. van Oven (1854) hat im Ganzen 17 Beispiele eines so hoch hinaufgehenden Lebensalters zusammengestellt und der noch reichhaltigere alphabetische Katalog hochbetagter Leute in Thomas Bailey's „Records of Longevity" (1856) ergibt ungefähr ebenso viele Anderthalbhundertjährige. Bestimmte schon Plinius in seiner Naturgeschichte auf Grund eines von Vespasian abgehaltenen Census in Oberitalien, abweichend von jenem später im Corpus Juris aufgestellten Grundsatze, die wahre äußerste Altersgrenze des Menschen auf 130—150, statt auf blos 100 Jahre, und gedenkt Trebellius Pollio zu Anfang seines Lebens des Kaisers Claudius einer Tradition der gelehrten Naturforscher (mathematici), wonach 120 Jahre das höchste den Menschen verliehene Altersziel (welches nur Mose, der jüdische Gesetzgeber noch um 5 Jahre überschritten habe)

[1]) Friedreich, a. a. O. — Prichard, Naturgesch. d. Menschen 2c. I, 162. 164. — Rauch, Die Einheit des Menschengeschlechts, Augsburg 1873, S. 69 f.

sein solle:[1]) so hat ein neuerer medicinischer Schriftsteller doch wohl nicht ganz unrecht, wenn er gerade wegen der außerordentlichen Seltenheit der Fälle eines so extrem hohen Alters annimmt, daß dieselben „der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht wohl zu entgehen vermöchten", daß demnach entsprechend der Abnormität der Thatsachen in gewisser Weise auch ihre Glaubwürdigkeit wachse.[2]) Neben den oben angeführten mancherlei Cautelen des englischen Hyperkritikers scheint uns doch auch diese Maxime einige Beachtung zu verdienen. Beide Grundsätze lassen sich sehr wohl in Verbindung miteinander anwenden: der eben zuletzt besprochene als Mittel zur Constatirung des jeweiligen Falls im Allgemeinen, und jener früher gutgeheißene, wonach die größtmöglichste Vorsicht nach allen Seiten hin anzuwenden, als kritisches Correctiv, wodurch zuweilen eine Reduction der angegebnen hohen Ziffern nöthig gemacht werden kann, ohne daß darum das Außerordentliche des Falles jedesmal ganz und gar beseitigt werden müßte. Wenn demnach jüngst, im Januar 1879, den Zeitungen zufolge ein Bürger Brombergs Namens Baguewsky 117 Jahre alt verstorben sein soll, und wenn vor drei Jahren die zu Prag verstorbene Hamburgerin Therese Fiedler v. Hülsenstein, einstige Hofdame bei Maria Theresia, 1757 geboren sein, also ein Alter von 119 Jahren erreicht haben soll: so mag die eine wie die andre dieser Nachrichten durch exactere Untersuchung des Thatbestandes vielleicht etwelche Correctur erfahren können. Aber daß die Herabminderung der Altersziffern, welche möglicherweise so resultirt, selten eine sehr beträchtliche zu sein pflegt,

[1]) Plinius, H. nat., VII, 48 (Zur Beurtheilung der hier gebotenen Angaben vgl. den Aufsatz „Human Longevity", im Edinb. Review 1857, Jan., p. 60). — Sodann Trebell. Pollio, Vit. Claudii c. 1: „Doctissimi mathematicorum centum et viginti annos homini ad vivendum datos judicant, neque amplius cuiquam jactitant esse concessum: etiam illud addentes, Mosen solum, Dei (ut Judaeorum libri loquuntur) familiarem, CXXV annos vixisse, etc. Vgl. z. d. St. E. Nestle, in der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellsch. 1879 (Bd. 33), S. 509.

[2]) So Medicinalrath Dr. Wald, im „Daheim" 1866, S. 129.

zeigen grade die Thoms'schen Ergebnisse, welche ohnehin oft genug statt klarer Richtigkeitsbeweise bloße „Vielleicht" oder Möglichkeiten oder subjective Verdächtigungen zum Ausdruck gelangen lassen. Wir empfehlen statt solcher unverbesserlichen Skepsis à tout prix unser umsichtigeres Verfahren, wonach Bereitschaft zur Anerkennung seltenerer und wenig beobachteter, aber immerhin doch möglicher Vorgänge mit scharfer Kritik zusammenzuwirken hat. Das Resultat einer solchen Verfahrungsweise wird im Allgemeinen schwerlich anders lauten können als unsre obige Behauptung, wonach ein ungefähr 120jähriges Lebensalter immer noch in manchen Fällen, ein nahezu 150jähriges zwar höchst selten, aber doch auch immer noch gelegentlich von der heutigen Menschheit erreicht wird. Oder biblisch gesprochen: zum Alter eines Mose und Aaron dringen immer noch einzelne Personen empor; als Ausnahme seltenster Art mag dann und wann auch wohl noch ein Alter ähnlich demjenigen Jakobs beobachtet werden.

Der Contrast ist grell genug Vom Durchschnittsalter der Noachiden trennen unser höchstes Alter schon Jahrhunderte; von dem der Sethiten mehr als ein halbes Jahrtausend. Man hat allerdings zu wenig behauptet, wenn man auf eine Million Menschen des heutigen Europa nur einen einzigen Hundertjährigen kommen lassen wollte;[1]) vielmehr dürfen sehr wahrscheinlich auf eine Million noch mindestens zehn Centenarier gerechnet werden, denn eine auf Volkszählungsergebnisse gestützte statistische Berechnung von Waldstein ergab jüngst allein für Oesterreich-Ungarn die Ziffer von 100 Frauen und 86 Männern im hundertsten Lebensjahre, ferner 41 Frauen und 37 Männer von hundertundeinjährigem, sowie 83 Frauen und 60 Männer von noch höherem Alter.[2]) Immerhin

[1]) So C. E. Fürer, Die Lebensalter des Menschen in den verschiednen Geschichtsperioden der Erde und der Menschheit, — Beweis d. Glaubens 1868, S. 184.

[2]) Max Waldstein, Die höchsten Altersklassen der menschlichen Bevölkerung. Wien 1879 (vgl. „Ausland" 1879, Nr. 28).

erscheinen auch so die Beispiele von bis in solche Höhe hinaufreichenden Altern dünn genug gesäet. Und zur Spärlichkeit der Fälle hinzu gesellt sich ihre schwierige Constatirbarkeit, das Precäre, fast jedesmal den Verdacht stattgehabter Irrthümer oder Täuschungen Nahelegende der sie betreffenden Nachrichten. Auch die eben angeführten Waldsteinschen Ziffern dürften jedenfalls sehr reducirbar sein. Ja jener Nordamerikaner Dr. Lambert, welcher vor einigen Jahren (wohl aus Anlaß der Thomsschen kritischen Forschungen) auf Erbringung eines vollgiltigen juristischen Beweises für ein zurückgelegtes 105. Lebensjahr den Preis von 500 Dollars, auf einen entsprechenden Beweis für ein überschrittenes 110. Lebensjahr aber den doppelt so hohen Preis ausgesetzt hat, dürfte wahrscheinlich lange warten müssen, bis er die eine oder die andre verwettete Summe los wird.

---

2. So der Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt. Einem nur sehr selten noch hoch über seculäre Länge emporsteigenden Altersmaximum der heutigen Menschheit entsprach während ihrer ersten anderthalb tausend Jahre eine ununterbrochene Reihe von Lebensaltern zwischen 700 und 1000 Jahren. Wenigstens die sethitische Patriarchenfamilie zeigt dieses Durchschnittsalter von etwa 912 Jahren. Urahnherrn und Urenkel leben hier Jahrtausende hindurch nebeneinander, in wunderbar verschlungenem Geben und Nehmen, Zeugen und Gezeugtwerden fast ein annäherndes creatürliches Abbild jenes ewigen immergöttlichen Lebensspendungsactes zwischen Vater und Sohn darbietend! Wie hat man sich abgemüht, das für uns kaum mehr Vorstellbare faßlicher und begreiflicher zu machen; wie haben von alters her exegetischer und mehr noch unexegetischer Scharfsinn mit Reductions- und Ausgleichungsversuchen der verschiedensten Art sich abgemartert, um entweder die Gesammtsumme, die Länge der ganzen 1656jährigen Periode von Adam bis zur Fluth, so oder so zu modificiren, oder um die einzelnen Lebensdauern auf ein knapperes, unsren Erfahrungen näher kommendes

Maaß zu bringen! Angesichts der unleugbar festgehaltenen Absicht des biblischen Erzählers, durch die überlieferten Ziffern im Wesentlichen ein langsames Herabsteigen menschlicher Lebenslänge bis zum niederen Maaße der Jetztzeit zur anschaulichen Darstellung zu bringen, tragen alle derartigen Versuche das Gepräge größerer oder geringerer Willkürlichkeit. Wir könnten füglich ganz von ihnen Umgang nehmen, wollen indessen doch gerade deßhalb, weil die schlechthinige Nothwendigkeit des einfachen Beharrens bei der Darstellung des Grundtexts aus ihnen erhellt, hier eine kurze Uebersicht über sie geben.

Schon die beiden frühesten Aenderungsversuche, von welchen wenigstens der eine zugleich theilweiser Kürzungsversuch ist, lehren auf bemerkenswerthe Weise das Unantastbare, von uralters her Sicherstehende dieser vielhundertjährigen Altersangaben. In der samaritanischen Version des Pentateuchs einerseits und in der alexandrinischen Bibelübersetzung andrerseits erscheint nämlich die gesammte Zahlenreihe von Adam bis Noah derart umgestaltet, daß jene Summe von 1656 Jahren dort um fast 350 Jahre verkürzt, hier um 586 Jahre verlängert wird. Nichtsdestoweniger bleiben die Angaben über die Lebenslänge der einzelnen zehn Patriarchen in der einen wie in der andren Version größtentheils unangetastet; die vorgenommenen Aenderungen betreffen in der Hauptsache nur das jeweilige Jahr, in welchem der Erzvater seinen Sohn und Stammhalter zeugte, bei Adam also das 130., bei Seth das 125. Lebensjahr u. s. f. Der Samariter scheint seine Herabminderung der Zahl 1656 auf 1307 wesentlich in der Absicht, eine gleichmäßigere Abnahme der Lebensalter stattfinden zu lassen, vorgenommen zu haben, hat jedoch dieser Tendenz zulieb nur drei Lebensalter: das des Jared (bei ihm nur 847 Jahre statt 962), das des Methusalah (bei ihm 720 Jahre statt 969) und das des Lamech (653 Jahre statt 777) verkürzt, die sieben übrigen dagegen so wie sie der Urtext bietet belassen. Die Septuaginta scheinen ihre beträchtliche Steigerung der Distanz zwischen Adam und der Sintfluth

zum Zwecke einer Annäherung der biblischen an die altägyptische Zeitrechnung vorgenommen zu haben;[1]) zu diesem Ende haben sie die Jahre des Söhnezeugens der Erzväter fast sämmtlich um ein Namhaftes hinaufgerückt (Adam soll nach ihnen erst 230, nicht 130 Jahre alt den Seth gezeugt haben; Seth nicht 105, sondern erst 205 Jahre alt den Enos; dieser nicht 90, sondern erst 190 Jahre alt den Kenan u. s. f.); aber bezüglich der Lebensdauern haben sie sich ihrem chronologischen System zulieb nur eine einzige kürzende Abänderung erlaubt, bestehend in den 753 Jahren, welche sie dem Vater Noahs Lamech statt der 777 Jahre des Grundtexts geben. — Für die Annahme, daß die Alterszahlen der zehn Makrobier-Patriarchen auf uralter Ueberlieferung im Volke Gottes beruhen, legt diese hinsichtlich der Mehrzahl aller Daten übereinstimmende Haltung der drei Parallelberichte auf jeden Fall ein sehr gewichtiges Zeugniß ab; einige Jahrhunderte vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung muß die Zahlenreihe wesentlich schon so wie jetzt gelautet haben. — Für unser Vorhaben hat ebendeshalb der alte Streit darüber, welcher der drei Texte als der ursprüngliche zu gelten habe, keine Wichtigkeit. Erst bei Erörterung der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts wird dieser Controverse nochmals kurz zu gedenken sein.

Zu einschneidenderen Wirkungen bringt es eine zweite Gruppe von Aenderungsversuchen. Man hat den Jahren der Erzväter-Genealogien eine andre Bedeutung als die sonst gewöhnliche beigelegt und so die gewünschte Verkürzung der hohen Lebensalter zu bewirken gesucht. Schon Augustin wußte von chronologischen Künstlern zu berichten, welche die Jahre der Erzväter als bloße Zehntelsjahre darzuthun versuchten; schon er gedenkt, unter Berufung auf Plinius u. A., ägyptischer Jahre von nur 4monatlicher Dauer,

[1]) Dieß jedenfalls bei weitem die wahrscheinlichste Annahme. Auf ihre speciellen Modificationen (bei Böckh, M. v. Niebuhr rc) näher einzugehen, ist für unsren Zweck unnöthig. Vgl. Rösch, Art. „Zeitrechnung" in Herzogs Real-Encyklop., Bd. 18, S. 426 f.

oder auch arkadischer von nur 3monatlicher, oder akarnanischer von 6monatlicher Geltung, als weiterer Hilfsmittel, wodurch sich möglicherweise Reductionen der überaus hohen Alterszahlen in Gen. 5 erzielen ließen.[1]) Aegyptische Jahre von kürzerer Dauer als unsre Sonnenjahre waren es denn auch, welche die byzantinischen Mönche Anianus und Panodorus bei ihren Versuchen zur Conciliation des samaritanischen mit dem griechischen Texte in Anwendung brachten. Von Neueren sind besonders Hensler in Kiel (1791), der Däne Rasmus Rask (1836) und der Franzose Lesueur (1858) auf ähnliche Auskunftsmittel verfallen. Hensler (dem Gelpke sich anschloß) meinte durch die Annahme, für die ältesten Zeiten bis auf Abraham rechne die Bibel nach bloßen Jahreszeiten von dreimonatlicher Dauer oder Vierteljahren, für die Zeit von Abraham bis auf Joseph nach Jahren zu je 8 Monaten, und erst für die Zeit von Joseph an nach gewöhnlichen 12monatlichen Jahren.[2]) Rask ließ das Wort schānāh „Jahr" für die Zeit bis auf Noah lediglich einen Monat, für die Zeit von Sem bis Serug 2 Monate, für die Zeit von Nahor bis Tarah 4 Monate, und für die Zeit von Abraham bis Amram 6 Monate bedeuten! Nach Lesueur sollen die Jahreszahlen der Septuaginta, wenn man sie auf 60tägige chaldäische Sossen reducirt, die wahren Lebensalter, zu welchen die vorabrahamischen Erzväter gelangt seien, bezeichnen.[3]) Von exegetischer Zulässigkeit

---

[1]) Augustin, De civ. Dei, XII, 9; XV, 12 ss. Vgl. Plinius, H. nat. VII, 48; G. Sprotta, De patriarcharum langaevitate, Lips. 1668; Elend, Dissert. de annis patriarcharum antidiluvianorum.

[2]) C. G. Hensler, Bemerkungen über Stellen aus den Psalmen und der Genesis, Kiel 1791. Aehnlich C. F. Gelpke, Ueber das Urvolk der Erde, Braunschweig 1820.

[3]) R. Rask, in Illgen's Ztschr. f. histor. Theol. 1836, S. 19 ff. — Lesueur, Recherches sur la date de la fondation de la tour de Bable, in der Revue archéologique 1858, p. 65. — Vgl. auch Joh. Raska, Die Chronologie der Bibel im Einklang mit der Zeitrechnung der Aegypter und Assyrier, Wien 1878, S. 145 ff., wo die Möglichkeit, daß für die vormosaische

irgendeiner dieser Verkürzungsmethoden kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Was schânâh einmal in der biblischen Geschichte bedeutet, muß es immer wieder bedeuten. Wenn für den Begriff „Tag" dann und wann ein veränderlicher Maaßstab angewendet wird, so bieten die prophetische oder die poëtische Bildersprache des A. Ts. hinreichend deutliche Aufschlüsse über diesen Bedeutungswechsel dar; ähnlich verhält es sich mit dem Ausdruck „Woche = Jahrwoche" in der Sprache der Apokalyptiker. Für eine ähnliche Mehrdeutigkeit des Begriffs Jahr in der ältesten Geschichtsurkunde fehlt jeglicher Anhaltspunkt. Auch müßten Mahaleel und Henoch, gesetzt die ihnen beigelegten Altersjahre wären etwa als bloße Vierteljahre zu verstehen, in einem für die Patriarchenzeit unerhört jungen Alter zu zeugen begonnen haben; wären Monate gemeint, so müssen sie vollends schon als Kinder zu Vätern geworden sein; — ein schon von Augustin zur Erweisung derartiger Aushilfen als unmöglich und absurd hervorgehobner Umstand.

Eine weitere Classe von Auskunftsmitteln sucht nicht die Jahre, sondern die Personen der Erzväter begrifflich zu alteriren. Es seien, meinte Rau (1847), die in den Patriarchen-Genealogien vorkommenden Namen wesentlich nur „annähernde bildliche Bezeichnungen der einzelnen Stämme"; die Geschlechtsregister dieser ältesten biblischen Urkunden seien „lediglich ein nach morgenländischer Weise in das Gewand eines Bildes gekleideter Versuch, die ältesten Völkerwanderungen Mittel- und Hochasiens sowie die Abstammung der verschiednen Stämme aus einem großen Urvolke darzuthun".[1]) Aehnlich hatte schon früher der Universalhistoriker Gatterer die Patriarchen als Bezeichnungen ganzer Stämme oder Völker gefaßt, und meinten dann wieder Rosenmüller und Friedreich: „daß man mit diesen Namen und Zahlen nur große geschichtliche Perioden auszu-

Zeit kürzere Jahre als unsre Sonnenjahre (nämlich die altägyptischen „Wandeljahre" zu je 360 Tagen) für Zeitangaben zu Grunde gelegt seien, wenigstens angedeutet ist.

[1]) Rau, Geschichte des A. u. N. Bds. (Heidelberg 1847) I, 63.

füllen suchte, sodaß in dieser Urgeschichte die Personennamen ganze Perioden bezeichneten."[1]) — Auch diese Deutung scheitert an unüberwindlichen exegetischen Schwierigkeiten. Offenbar werden die Erzväter, die sethitischen sogut wie die zwischen Noah und Abraham, als concrete Einzelpersonen geschildert, die zu einem bestimmten Zeitpunkte Kinder zu zeugen anfangen, theilweise auch — so Enos, Henoch, Noah — individuelle heilsgeschichtlich bedeutsame Schicksale erleben. Oder könnte da, wo von irgendwelchem Völkerleben noch keine Rede ist, wo die Menschheit aufs deutlichste als nur erst in Gestalt der Familie sich entwickelnd geschildert wird, von Derartigem wie von einander ablösenden Herrscherstämmen oder gar Dynastien berichtet werden? Ist es denkbar, daß die Namen Adam, Seth, Enos, Kenan &c. etwas Aehnliches bedeuten sollten wie Koreischiten, Ommajaden, Abbassiden, oder wie Karolinger, Sachsen, Salier, Hohenstaufen?

Die letzte Classe von Versuchen zur Alterirung der geschichtlichen Fassung der in Rede stehenden Patriarchenreihen verlauft unvermerkt in's Bereich der Mythendeutung. Die hohen Jahressummen 930, 912, 905, 910, 892, 962, 365, 969, 777, 950 sollen, ebenso wie auch die nachsintfluthlichen 600, 438, 433, 464, 239, 239, 230, 148, 205, nicht eigentlich, sondern cyklisch gemeint sein. Als Anhaltspunkt für diese Annahme scheint besonders die gerade 365 Jahre betragende Lebenszeit Henochs, des Erfinders der Astrologie nach alter Sage, dienen zu können. Bertheau (1845) meinte deßhalb in den Patriarchenreihen des hebr., samar. und griech. Textes drei verschiedne cyklisch berechnete Ergänzungen der fehlenden historischen Chronologie erblicken zu dürfen. Einseitig an die Relation der Septuaginta hielt sich Böckh, wenn er in deren 2242 Jahren zwischen Adam und der Fluth eine Reduction von 19 Hundssternperioden der ägyptischen Vorgeschichte oder von 27 759

[1]) Gatterer, Weltgeschichte (Götting. 1785) I, 9. Aehnlich auch Enkelmann in Henke's Museum, II, 565 ff. — Sodann Rosenmüller, Schol. ad Gen. 5, 5; Friedreich, Zur Bibel I, 170 f.

ägyptischen Jahren nachzuweisen suchte. Dagegen bevorzugte Lepsius in seiner cyklischen Berechnung vielmehr den samaritanischen Text. Bunsen endlich hielt sich an den hebräischen Text als den allein ursprünglichen; seine Personennamen deutete er auf geschichtliche Culturperioden, denen man ein System ungeschichtlicher cyklischer Zahlen angepaßt habe; den Schlüssel zu diesem System bilde das chaldäische Weltjahr von je 600 Sonnenjahren oder 618⅓ Mondjahren.[1] Auch Delitzsch hat es als möglich zugestanden, daß die Jahressummen der zehn ersten Erzväter irgendwie eine cyklische Bedeutung hätten; es spreche dafür die Analogie der 432000 Jahre, welche Berosus den 10 babylonischen Urkönigen bis auf Xisuthros zuschreibe und welche wahrscheinlich gleich Tagen eines 360tägigen Jahres, also s. v. a. 1200 Jahre oder 120 babylonische Saren (Jahres-Dekaden) seien. Auf einen bestimmten Nachweis der den Zahlen der Genesis möglicherweise zu Grund liegenden cyklischen Construction verzichtet freilich Delitzsch; ähnlich der französische Gelehrte F. Vigouroux, der die Frage offen läßt, ob babylonische Saren zu 3600 Jahren (nach Berosus, Abydenus, Eusebius ꝛc.) oder solche zu 18½ Jahren (nach Suidas) in die Rechnung verarbeitet seien, übrigens aber mehr zur letzteren Annahme neigt, weil 120 Saren zu je 18½ Jahren ungefähr dieselbe Jahressumme wie die von den Septuaginta für die Zeit von Adam bis zur Fluth angegebne, nemlich 2221 Jahre (bl os 21 weniger als nach den Sept.), ergäben, so daß also hienach Berosus und der alexandrin. Text wesentlich übereinstimmten.[2] Dagegen hat der Assyriologe Jules Oppert jüngst einen sehr energisch und scharfsinnig durchgeführten cyklischen Berechnungsversuch angestellt. Ihm gelten die

[1]) Die näheren Nachweise über diese viererlei cyklischen Deutungsversuche und über noch einige Meinungen von theilweise ähnlicher Art (von Schubert, M. v. Niebuhr, J. G. Rösch) s. bei Rösch in Herzogs R.-E., a. a. O.

[2]) Delitzsch, zu Gen., 4. Aufl. S. 183. — F. Vigouroux, La Bible et les découvertes modernes en Egypte et en Assyrie (Paris 1877), I, 168—172.

432000 Jahre des Berosus direct als identisch mit den 1656 der Bibel, die letzteren demnach als eine Zusammenziehung jener enorm hohen Zahl. Beide Zahlen nemlich seien dividirbar durch 72, verhielten sich also zueinander wie 6000 zu 23, oder wenn man die Reduction weiter fortsetze, wie 5 Jahre zu 1 Woche; die Summe von 86400 Wochen, welche die Genesis den neun Patriarchen von Seth bis zur Fluth beilege, entspreche den 86400 chaldäischen Lustra, in welche die 432000 Jahre des Berosus zerfallen, u. s. f.[1]) — Was diese cyklischen Deutungen sämmtlich unsicher macht, ist das Fehlen irgendwelcher Regelmäßigkeit in der Gruppirung der Zahlen, die man als Reductionen größerer Zeiträume der chaldäischen oder ägyptischen mythischen Urgeschichte zu fassen sucht. Jene einigermaaßen stetige Abnahme, welche der samarit. Text bietet, ist ohne Zweifel eine künstlich gemachte, nicht-ursprüngliche. So, wie die Ziffern in der Patriarchenreihe des allein ursprünglichen Grundtexts stehen, in ihrer zwischen Hoch und Niedrig schwankenden bunten Mannigfaltigkeit, erscheinen dieselben wenig geeignet zum Anknüpfen cyklischer Berechnung.[2]) Und selbst wo derartige abenteuerliche Künsteleien wie die bei Schubert, Bunsen, v. Niebuhr ꝛc. vermieden werden, liegt doch die behauptete Coincidenz der hebräischen kleineren mit den außerbiblischen größeren Zahlenangaben viel zu wenig offenkundig zu Tage. Auch gegen Opperts Ausgleichungsversuch, der von allen hier in Rede stehenden Combinationen am meisten anspricht, muß eingewendet werden, daß zwar die Gesammtzahlen der beiden verglichenen Reihen, aber nicht ihre einzelnen Posten in einem gewissen homologen Verhältnisse zueinander stehen. Das Auf- und Absteigen der babylonischen Zahlen: 36000 für Aloros, 10800 für Alaparos, 46800 für Ammenon, 43200 für Amelon, 64800 für Amegaloros u. s. f. (vgl. oben, S. 95) ergibt doch eine ganz andre Curve, als die parallele biblische Zahlenreihe 930, 912, 905, 910, 892 u. s. f., oder auch als die Zeugungsjahre der betr. Pa-

[1]) J. Oppert, La chronologie de la Genèse. Paris 1878.

[2]) Vgl. Köhler, Bibl. Geschichte des Alten Testaments, I, 55.

triarchen 130, 105, 90, 70, 65, ꝛc. Und dafür, daß die kleineren Zahlen der Bibel aus den schwindelhaft großen der Chaldäer nach einem gewissen cyklischen Princip zusammengezogen seien, scheinen doch weniger Wahrscheinlichkeitsgründe vorzuliegen, als für die umgekehrte Annahme einer mythischen Steigerung von ursprünglich viel kleiner lautenden Angaben durch Jene. Der Vorzug ihrer größeren Einfachheit begünstigt entschieden die Voraussetzung einer verhältnißmäßigen Originalität und Unverdorbenheit der biblischen Zahlenreihe mehr als die entgegengesetzte Hypothese. Die chaldäischen Zahlen nähern sich nur allzusehr jenem alles vernünftige Maaß übersteigenden Zahlengeflunker, dem man in der mythischen Urgeschichte solcher Völker wie die Indier, Ägypter, Chinesen, Japanesen ꝛc. begegnet. Sie legen den Verdacht nur allzu nahe, daß tendenziös dichtende Archäomanie, das bekannte Grund- und Erdübel aller heidnisch geschichtlichen Ueberlieferung, bei ihrer Entstehung sehr wesentlich mitgewirkt habe. Sie verrathen sich nur zu deutlich als „Kunststücke eines in astronomischen Rechnungen vielgeübten Geistes", als orientalische Phantasiegebilde, die unbekümmert um geschichtliche Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit, nur auf möglichste Annäherung an die eingebildete Dauer von Götterjahren ausgiengen.[1])

Oder dürfte man unsre biblischen Erzväterlisten selbst ohne Weiteres dem Bereiche solcher Mythengebilde zuweisen? Es geschieht dieß allerdings seitens der ganzen kritischen Ausleger-Schule neuerer Zeit, sei es nun, daß man eine gewisse Planmäßigkeit des Verfahrens bei Bemessung der einzelnen Lebensalter statuirt (Kelle), sei es daß man nur in der absteigenden Folge der vier Weltalter etwas Planmäßiges, in den einzelnen Altersangaben aber pure Willkür erblickt (Bredow, v. Bohlen, Winer, Knobel, Tuch, Ewald, Fürst ꝛc.).[2])

[1]) Schubert, Das Weltgebäude ꝛc., S. 642; auch: Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens, II, 2, S. 90 ff. — Keerl, Der Mensch, das Ebenbild Gottes ꝛc. I, 115.

[2]) Vgl. einerseits Kelle, Würdigung der mosaischen Schriften ꝛc. III, 26 ff.; andrerseits Bredow, Untersuchungen über alte Geschichte und Geo-

Im Grunde erscheint eben diese Mythendeutung auch der Mehrzahl der oben besprochnen cyklischen Zahlentheorien beigemengt, deßgleichen jenen Versuchen von Rosenmüller und Friedreich, die Patriarchennamen als mehr oder weniger ungeschickt gehandhabte Mittel zur Ausfüllung leerer Zeiträume der ältesten Geschichte zu erweisen. Gemeinsamer Grund für alle diese Annahmen ist die Scheu vor dem Zugeständnisse, daß die individuellen menschlichen Lebensalter in jener Urzeit Jahrhunderte mehr als jetzt betragen haben sollten, während doch die Gesammtdauer der betr. geschichtlichen Zeiträume eine beträchtlich viel kürzere gewesen sei, als nach den meisten Traditionen des Heidenthums und zumal nach der Darstellung moderner Geologen und Archäologen. Die einzelnen Lebensalter erscheinen zu bedenklich lang, der ganze Zeitraum von Adam bis Abraham aber zu bedenklich kurz: daher denn die Vorliebe sei es für cyklische, sei es für mythische Auffassung des ganzen Abschnitts. — Wie aber, wenn in dieser doppelten Voraussetzung ein principieller Grundirrthum, ein grundlegender, das ganze Hypothesennetz der Mythentheorie als überflüssig erweisender Rechenfehler enthalten wäre? Wenn sowohl die physiologische Wissenschaft mit ihrer Feststellung eines unveränderlichen menschlichen Lebensmaximums für alle Perioden der irdischen Geschichte, als auch die paläontologische Wissenschaft mit ihrer Uebertragung von Erdbildungsgesetzen auf menschheitliche Entwicklungen sich im Unrecht befänden? Wenn auch hier Augustins Grundsatz: Distingue tempora etc. Anwendung zu finden hätte? Uns will in der That Beides als voreilig behauptet vorkommen: daß in allen Zeiten rückwärts keine andre Altersgrenze für unser Leben als die jetzige existirt haben könne, und daß das Kindesalter unsres Geschlechts in vieltausendjährigen Zeiträumen verlaufen sein müsse. Unseren Widerspruch gegen die letztere Annahme wird der folgende Abschnitt zu begründen haben. Hier handelt es sich noch

graphie, I, 9 ff.; Hartmann, v. Bohlen, Tuch, Knobel in ihren Genesiscommentaren; Winer, Realwörterb., A. „Patriarchen“; Ewald, Gesch. des Volks Isr. I, 314 ff.; Fürst, Gesch. der bibl. Lit., I, 84.

um Motivirung unsrer Einsprache gegen das Axiom von einer Unveränderlichkeit der durchschnittlichen Lebenslänge des Menschen durch alle Epochen seiner Geschichte.

---

3. Die Langlebigkeit der Patriarchen ist eine Erscheinung, die nicht blindlings verworfen, nicht stumpfsinnig und interesselos geglaubt, nicht grübelnd hinweggedeutelt, wohl aber geschichtlich erklärt sein will. Der Erklärungsgründe haben die orthodoxen Ausleger von jeher nur allzuviele angegeben. Mit dem Einen zusammenfassenden Argument, das Johannes von Salisbury einmal hervorhebt: die Patriarchen hätten wahrhaft naturgemäß gelebt,[1]) ist eigentlich mehr gesagt, als mit den vielerlei Muthmaaßungen und Wahrscheinlichkeiten, in deren Zusammenschichtung exegetischer Scharfsinn von jeher bei Behandlung des Themas sich gefallen hat. Pererius gab nicht weniger als sieben Gründe an: höhere Vortrefflichkeit der Leibesbeschaffenheit (bonitas constitutionis et temperationis humani corporis); Maaßhalten in Speise und Trank (sobrietas et continentia in victu et potu); Vorzüglichkeit der Lebensmittel, darauf beruhend daß die salzigen Gewässer der Sintfluth dem Erdboden seine ursprüngliche Fruchtbarkeit noch nicht geraubt hatten (alimentorum praestantia); Bekanntschaft Adams und seiner durch ihn belehrten Nachkommen mit den edelsten und heilkräftigsten, zur Lebensverlängerung aufs beste geeigneten Kräutern, Früchten, Metallen und Steinen (scientia virium herbarum etc.); günstigere Einflüsse des Himmels und seiner Gestirne, insbesondre der s. g. achten Sphäre, durch deren Bewegungen Tod und Leben der Erdengeschöpfe namentlich bedingt sind (caelorum influentia); die göttliche Absicht, durch längeres Leben der Stammeltern die Vermehrung des Menschengeschlechts möglichst zu fördern (generis

[1]) Policraticus VIII, 17: Patres et patriarchae vivendi ducem optimam naturam secuti sunt. — Aehnliches bei R. Baco, Op. maj. p. 38 ed. Jebb.

humani multiplicatio); endlich die fernere Absicht Gottes, die Erfindung so mancher nützlicher Künste und Wissenschaften, zu deren Ausbildung lange Zeiträume erforderlich waren, zu fördern (artium inventio).[1]) Die Mehrzahl dieser Gründe verdankt einer ins apokryphisch-Mythische ausschweifenden Phantasie ihren Ursprung. Lediglich die beiden ersten und der vorletzte streifen an das, was gemäß biblischer Ueberlieferung vor allem und hauptsächlich die Ursache der patriarchalen Langlebigkeit gebildet haben wird und was wir demgemäß hier näher in Betracht zu ziehen haben werden. — Der Einmischung von so mancherlei äußerlichen Erklärungsmomenten prekärer und phantastisch erträumter Art enthielt sich allerdings Luther, der, wie früher gezeigt wurde, das ethische Moment besonders hervorhob und die sethitischen Frommen zwar als erhabene Helden, aber doch nicht als frei von vielerlei Leiden und geistlichen Anfechtungen (seitens der gottlosen Kainiten) schilderte. Aber spätere Evangelische haben doch mancherlei Phantastisches und dem schlichten Wortlaute des Berichts Gewalt Anthuendes ausgeklügelt. So meinte der Chiliast Thomas Burnet, wegen noch nicht vorhandner Schiefe der Ekliptik hätte bis zur Sintfluth noch kein Jahreszeitenwechsel stattgefunden, sondern ein ewiger Frühling, die gleichzeitige Ursache höchster Fruchtbarkeit des ganzen Erdbodens und vielhundertjähriger Länge des Menschenlebens geherrscht. Die Kometomanen Whiston und Clüver ließen zwar die Achsendrehung der Erde nebst dem Jahreszeitenwechsel schon gleich nach dem Sündenfalle beginnen, nahmen jedoch bis zur Fluth eine weit größere mittlere Wärme des Klimas der Erde, als beruhend auf einer noch unmittelbareren Nähe und kräftigeren Wirkung des Centralfeuers an.[2]) — Noch in neuester Zeit hat man neben anderen auch derartige Gründe, wie diese letztgenannten geltend zu machen versucht. So J. N. Tiele (1839),

[1]) Bened. Pererius, Comment. et disputatt. in Genes., l. VII, c. 1, qu. 3.

[2]) Burnet, Telluris theoria sacra l. II, London (1682). — W. Whiston, A new theory of the earth etc., Lond. 1696.

welcher die ganz andersartigen klimatischen Verhältnisse der Erde vor der Sintfluth besonders betont, und G. A. Wimmer (1863), welcher sogar die Burnetsche Theorie von einer noch geraden Stellung der Erdaxe vor der Fluth und einem erst seit dieser eingetretenen Jahreszeiten-Wechsel von Neuem vorträgt.[1]) Aehnlich C. E. Fürer (1868), der mehrere äußere Naturverhältnisse als den höheren Lebensaltern der Urzeit wahrscheinlich zu Grunde liegend andeutet.[2]) Vor allem statuirt auch er für die Urzeit eine weit höhere Temperatur, bezeugt durch die riesigen Palmen, die man im Eise der Polargegenden noch finde, und beruhend auf höherer und gleichmäßigerer Erdwärme als die jetzige ist. Die Sonnenwärme habe damals noch nicht so glutvoll einzuwirken nöthig gehabt, der Unterschied der Jahreszeiten sei in Bezug auf die Luftwärme noch ein verschwindender gewesen; der Wind, das Resultat der jetzigen Ungleichmäßigkeit in der Luftwärme, sei noch so gut wie ganz in Wegfall gekommen. Ferner habe, laut 1 Mos. 2, 6, bloßer Nebel, der von der Erde aufstieg, den Boden befeuchtet; des Regens werde ja erst seit der Sintfluth-Epoche gedacht. Für die einer stärkeren Feuchtigkeit bedürftigen Feldpflanzen hätte Gott in diesen noch regenlosen Jahrhunderten durch kräftig bewässernde Ströme, wie damals die des Paradieses und heute noch der Nil Aegyptens gesorgt. Sogar eine etwas andersartige Mischung der atmosphärischen Luft, als die heutige ist, könne für jene glücklicheren Urzeiten vielleicht gemuthmaaßt und so die um Vieles länger dauernde Widerstandskraft der menschlichen Lunge gegen die aufzehrende Wirkung der Atmosphäre begreiflich gemacht werden. — Dieß die äußeren Naturbedingungen des Zeitalters der Makrobier nach den Annahmen

---

[1]) J. N. Tiele, Biblische Chronologie, Bremen 1839. — G. A. Wimmer, Adam und sein Geschlecht, Versuch einer Geschichte der Menschheit aus ihrer ältesten Urkunde (Bremen 1863), S. 179.

[2]) C. E. Fürer, Das Lebensalter des Menschen in den verschiednen Geschichtsperioden der Erde und der Menschheit — Beweis d. Glaubens 1868, S. 97 f.; 184 ff.

dieses Schriftstellers. Als dem Bereiche des diätetischen und ethischen Verhaltens der Menschen angehörige lebenverlängernde Umstände fügt er hauptsächlich drei hinzu. 1) Pflanzenkost statt Fleischkost, wenigstens innerhalb der erzväterlichen Familien; nach 1 Mos. 1, 29; 9, 3 sei es höchst unwahrscheinlich, ja „nicht denkbar, daß die frommen sethitischen Urväter eigenmächtig die Fleischnahrung an sich gerissen hätten;" auch der Wein könne vor der Fluth noch nicht bekannt gewesen sein; „kein Gewürz reizte die Nerven, kein Rauschtrank hetzte die Pulse zu wildem Laufe" &c. 2) Trotz der nach 1 Mos. 3, 17 ff. schon zu thuenden sauren Schweißesarbeit sei doch das auf den Menschen lastende Arbeitsjoch noch ein weit leichteres gewesen als heute; die „unendliche Einfachheit aller socialen Verhältnisse" bildete den wohlthuendsten Gegensatz zur Gehetztheit, die sich jetzt aller Berufsclassen nach und nach fast mit Nothwendigkeit bemächtigte, und hielt vom menschlichen Organismus noch alle die schädlich aufregenden und aufreibenden Einflüsse unsres modernen Culturlebens fern. 3) Als gewichtigster Erklärungsgrund sei endlich die Frömmigkeit der sethitischen Patriarchen in Betracht zu ziehen, bezeugt zwar „nur in wenigen Anzeichen und aufbewahrten Aeußerungen bei Gelegenheit besondrer Lebenserfahrungen, entsprechend dem majestätischen Lapidarstil jener Urzeit", aber durch den Inbegriff der sie betreffenden Nachrichten doch feststehend „gleich den Felsblöcken der Cyklopenmauern", gipfelnd in dem wunderbaren Tode des der Verwesung entnommenen Henoch, und auf treffende Weise verewigt durch den Ehrennamen „Kinder Gottes", womit diese ganze Erzväterlinie schon geschmückt zu werden pflege. — Uebrigens seien, meint Fürer im Zusammenhang mit dieser schließlichen Betonung der persönlich-individuellen Frömmigkeit als des hauptsächlichsten Erklärungsgrundes, schon für die in Rede stehende Urzeit selbst die enorm hohen Lebensdauern von 770—970 Jahren wohl nur als A u s n a h m e n zu denken. Die Mehrheit der Angehörigen des sethitischen Familienkreises — von den Kainiten ganz zu geschweigen — habe sich zu so hohem Alter nicht mehr erhoben,

ja vielleicht ein Durchschnittsalter von 150—230 Jahren, ähnlich dem gegen die abrahamidische Zeit hin in der Patriarchenlinie zur Geltung gelangenden nicht mehr überschritten.

Die Kühnheit der Behauptungen dieses Apologeten fordert auf manchen Punkten gewiß sehr zum Widerspruche heraus. Dennoch schließen seine Annahmen mehrere theils durch die biblische Darstellung selbst theils durch physiologische und culturgeschichtliche Thatsachen nahe gelegte Gesichtspunkte in sich, die wir nothwendig in genauere Erwägung nehmen müssen. Auf das Gebiet jener vor Allem von ihm aufgezählten andersartigen äußeren Naturbedingungen um die Geburts- und Kindheitszeit des Menschengeschlechts wagen wir ihm kaum zu folgen. Ob die ersten Menschen zu denjenigen Zeiten lebten, wo wegen größerer Erdwärme, d. i. wegen noch stärkerer Wirkung des Centralfeuers, eine höhere und gleichmäßiger warme Temperatur über die Oberfläche des Planeten verbreitet war, dürfte sehr zweifelhaft sein. Diese Zeiten liegen jedenfalls weit jenseits der Anfänge unsrer Geschichte zurück; auch jene Wärmeperiode des Miocän, auf welche die Palmen im Polareise zurückzuführen sind, kann als viel zu entlegen für irgendwelche auf die Epochen der Menschheitsgeschichte bezügliche Speculation nicht benutzt werden. Die innerhalb der heutigen Geologie herrschende Strömung verlegt das erste Auftreten des Menschen lieber in die große Eiszeit oder doch unmittelbar ans Ende derselben. Ist irgendetwas Richtiges an dieser Zeitbestimmung, so kann eine derartige Gleichmäßigkeit der Temperatur, ein so wenig schroffer Jahreszeitenwechsel, wie unser Apologet ihn annimmt, nirgendwo auf der Erde geherrscht haben, auch nicht in der äquatorialen Zone, wo oder nahe bei welcher muthmaaßlich der Ursitz der Menschen sich befand. Winde und Stürme müssen ebenso gut damals vorgekommen sein, wie jetzt; nicht minder müssen schon Regenniederschläge stattgefunden haben. Für eine angebliche Regenlosigkeit der vorsintfluthlichen Epoche kann weder 1 Mos. 2, 6 angeführt werden, welche Stelle sich doch wohl bloß auf Zeit und Zustand des Paradieses bezieht, noch die Erzäh-

lung von der Aufrichtung des Regenbogens als Bundes- und Friedenszeichens nach der Fluth, womit ebenso wenig wie mit der Angabe vom Sichaufthun der Fenster des Himmels ꝛc. (1 Mos. 7, 11 f.) ein erstes Auftreten der betr. Naturbegebenheiten gemeldet werden soll. — Daß die Menschheitsgeschichte während des Zeitalters der sethitischen Erzväter auf einem durch Klima und sonstige Naturverhältnisse besonders begünstigten Schauplatze sich abspielte, geben auch wir zu, wie aus dem vorhergehenden Abschnitte erhellt. Aber zur Erklärung des ungewöhnlich langen Lebens jener Väter wagen wir diese Annahme, so wahrscheinlich sie uns dünkt, doch nur ganz nebensächlicherweise zu benutzen. Von einer günstigeren Zusammensetzung der atmosphärischen Luft während jener Zeiten kann vollends nicht die Rede sein. Durch welche Mittel chemischer Forschung sollte wohl auch nur von fernher etwas Derartiges wie vielleicht ein schwächerer, oder gar ein stärkerer Ozongehalt der damaligen Luft nachzuweisen sein!

Viel stärker fallen die dem diätetischen und religiös-ethischen Bereiche entnommenen Wahrscheinlichkeitsgründe ins Gewicht. Hier fesselt vor Allem die Hinweisung auf die Wahrscheinlichkeit eines Beschränktbleibens der Erzväter auf bloße Pflanzennahrung unsre Aufmerksamkeit. Exegetisch zulässig, durch einige Andeutungen im Schrifttexte begünstigt, muß eine solche Annahme auf jeden Fall genannt werden. Das Schöpferwort Gen. 1, 29 f. enthält allerdings nicht gerade ein Fleischverbot, gedenkt aber doch unter den der Menschheit „zur Speise" angewiesenen Dingen lediglich des „allerlei Kraut" und der „allerlei fruchtbaren und samentragenden Bäume". Und erst nach der Sintfluth heißt es ausdrücklich: „Alles was sich lebet und reget, das sei eure Speise; wie das grüne Kraut habe ich es euch Alles gegeben" (Gen. 9, 3). Da nun zwar der Thierfelle als Bekleidungsmittels schon fürs erste Paar, aber nicht als Nebenproducts von Thiermahlzeiten gedacht wird (Gen. 3, 21), und da ferner zwar von Opfern aber nicht von Opfermahlzeiten der Söhne Adams die ist, (Gen. 4, 14), so scheint thatsächlich eine

gewisse Begünstigung der Annahme einer blos vegetarianischen Lebenssitte der vornoachischen Patriarchen durch die h. Schrift stattzufinden. Die betr. Annahme scheint dem Sinne der biblischen Erzählung mehr, als ihr Gegentheil, die Voraussetzung eines unterschiedslosen Genossenwerdens sowohl von Fleisch als von Feldfrüchten durch die Erzväter, oder gar von vorwiegender Fleischnahrung derselben, zu entsprechen. — Kam nun dieser wahrscheinlichen vorherrschenden Pflanzendiät der Makrobier eine bloß nebensächliche Geltung für ihre Langlebigkeit zu, oder hat man in ihr einen Hauptgrund, vielleicht gar den Hauptgrund für dieselbe zu erblicken? Bestand etwa gerade in ihr jene vollkommne Naturgemäßheit der patriarchalen Lebensweise, welche wie schon oben bemerkt jedenfalls angenommen werden muß?

Es besteht ein ziemlich alter Widerstreit der Meinungen über diesen Punkt. Altclassische Philosophen (Pythagoras, Plato, Plutarch) und Dichter (Hesiod, Ovid) waren es nicht allein, welche in einfacher Pflanzenkost das Ursprüngliche, allein Naturgemäße und Gottgemäße erblickten; und nicht bloß Tatians Enkratitensecte und der Manichäismus meinten gemäß solcher vom Orient her, aus der Zendreligion, vielleicht selbst aus dem Buddhismus, frühzeitig auch ins Christenthum eindringender Anschauungsweise ihre Lebenssitte regeln zu müssen. Seit dem Aufkommen des Mönchthums mit seiner beständigen Abstinenzdiät wurde die Vorstellung von einer selbstverständlich streng vegetarianischen Kost der Urväter zur herrschenden in der Kirche. Hieronymus führte u. a. auch sie wider Jovinians Herabsetzung des Werths der kirchlichen Fasten ins Feld; Chrysostomus, Theodoret, Beda und andre einflußreiche Genesis-Ausleger entwickelten ähnliche Ansichten. Theils von diesen patristischen Vorgängern, theils von gelehrten Rabbinen wie Ibn Esra, Raschi, Rabbi Jehuda, Albo &c. überkam das spätere Mittelalter die gleiche Theorie. Daß Fleischessen vor der Fluth noch etwas Gottwidriges und Verbotenes war, daß höchstens die gottlose kainitische Menschheit von der allgemeinen Regel des bloßen Fruchtessens

abgewichen sei, stand solchen Auslegern wie Thomas Aquin (laut s. Comment. zu Röm. 14, 2), Lyra, Tostatus, Dionysius Carthusianus unbedingt fest. Als Cardinal Cajetan die Zeit, wo man durch göttliches Gebot streng vegetarianisch zu leben verpflichtet gewesen, auf das Paradies zu beschränken wagte, begieng er eine kühne Neuerung, die ihm seitens der folgenden römischen Exegeten manchen Tadel zuzog.[1]) — Selbst in die evangelische Lehrtradition drang die Annahme, welche ein gewisses Fleischverbot gemäß 1 Mos. 1, 29; 9, 3 bis zum Schlusse der vorsintfluthlichen Zeit erstrecken zu müssen meinte, frühzeitig ein. Selbst Luther ließ dieses Fleischverbot erst durch jenes Wort Gottes an Noah und seine Söhne aufgehoben werden, und zwar auch da nur mit Bezug auf die reinen Thiere; das Essen unreiner Thiere, als Schlangen, Wölfe, Raben, Mäuse rc. sei selbstverständlich auch ferner noch verboten geblieben; nur die zum Opfern geeigneten Thiere seien der Menschheit seit der Fluth als Speise gestattet worden. Jedenfalls erscheine diese Macht, Fleisch zu essen, als „eine neue Gabe"; vor der Fluth galt noch nicht das Wort: „Euer Furcht und Schrecken sei über alle Thiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel" rc. und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Thiere damals zum Getödtet- und Gegessenwerden durch den Menschen noch nicht bestimmt waren, weil der Mensch ihnen noch als friedlicher Hausherr, nicht als Tödter oder Vertilger gegenüberstand.[2]) Die meisten angeseheneren luthe-

[1]) Doch folgten ihm einige seiner Confessionsverwandten, wie Domingo de Soto und Victoria; bedingterweise auch Pererius, dessen oben mitgetheiltes Register der Gründe für die höhere Langlebigkeit der Patriarchen jedenfalls nicht ausdrückliches Gewicht auf bloße Kräuterkost legt. Vgl. meine Geschichte der Beziehungen rc., I, 627 (wo übrigens sonst, namentlich betreffs Luthers und seiner Nachfolger, einige ungenaue, noch der vorl. Darstellung zu berichtigende Angaben mit eingeflossen sind).

[2]) „. . . fuit homo tanquam civilis dominus bestiarum, non fuit occisor aut vorator" (Comm. in Genes., tom. II, p. 280; vgl. die Pred. über 1 Mose, zu Gen. 9, 1 f. (S. 203).

rischen Ausleger im 16. und 17. Jahrhundert schlossen sich dem Reformator hierin an (Brenz, Christian Chemnitz, Gerhard, Sebastian Schmid, Calov). Und entgegen dem die Erlaubtheit des Fleischessens auch schon für die vorfluthliche Menschheit bestimmt behauptenden Calvin — welchem hauptsächlich nur Andreas Rivet in Leiden und J. H. Heidegger in Zürich sich anschlossen[1]) — hielt auch die Mehrheit der Reformirten bis ins 18. Jahrhundert hinein an der Annahme streng vegetarianischer Sitte der Frommen in vornoachischer Zeit fest (Zwingli, Musculus, Petr. Martyr, Junius, Piscator, Lightfoot). Besonders angelegentlich vertheidigten die arminianischen Exegeten (Grotius, Clericus ꝛc.) diese Auffassung; einer derselben führte sowohl Ovids poëtische Schilderung der unschuldigen Menschheit des goldnen Zeitalters, als die Vorliebe kleiner Kinder für den Genuß von Obst und Früchten als Bestätigungsgründe dafür an, daß die Erzväter Fruchtesser gewesen sein müßten, dehnte dabei auch das Blutverbot 1 Mos. 9, 4 rückwärts auf die vornoachische Zeit aus und behauptete obendrein die Giltigkeit dieses Verbots auch noch für die Christenheit.[2]) Diesen ascetisirenden Anwandlungen begann man erst gegen das 18. Jahrhundert sich allgemeiner zu entwinden. Nachdem Einzelne in Vertheidigung derartiger mittlerer Ansichten wie: bloß unreine Thiere seien den vorfluthlichen Menschen von Gott verboten gewesen (Hosemann), oder: bei der „in Wollust ersoffenen" kainitischen Race habe allerdings schon reichlicher Fleischgenuß stattgehabt (Gerh. J. Vossius; Delany

[1]) Calvin, Comm. in Genes., Genev. 1563; A. Rivet, Exercitatt. theoll. et scholastt. in l. 1 Mos., qui Genesis inscribitur, Roterod. 1651; J. H. Heidegger, De libertate christianorum a re cibaria, Amstelod. 1662, sowie: Exercitatt. selectae de hist. patriarcharum, ib. 1667.

[2]) So Stephan Curcelläus: Diatribe de esu sanguinis inter Christianos, Amstelod. 1659 — gegen welche Schrift dann Heidegger in der angeführten Abth. De libertate ꝛc. auftrat. — Classikerparallelen und sonstige außerbiblische Zeugnisse für eine abstinentia ab esu animalium bei den ältesten Menschen führte auch Gerh. Joh. Vossius De relig. gentilium sehr angelegentlich an.

u. AA.), oder: nicht sowohl absolute Fleisch-Abstinenz, als vielmehr Vermeidung „starker Getränke oder gar zu gut schmackhafter und delicater Speisen", bei gleichzeitigem fleißigem Essen von Safran und Honig, (!), Salben des Leibs mit Oele, Tragen warmer Kleider ꝛc. habe dem langen Leben der frommen Sethiten zu Grunde gelegen (Hakewill), sich versucht hatten:[1]) trat besonders der Jenenser Philologe J. And. Danz als kräftiger Vorkämpfer der „schon vor der Sintfluth erlaubten Kreophagie" auf. Ihm folgten dann Lemcker und andre lutherische Vertheidiger dieser Annahme[2]), während für die reformirte Theologie namentlich die wiederholten Auflagen der „Patriarchengeschichte" jenes Heidegger sammt andren Autoritäten ihren Einfluß zu Gunsten der Meinung Calvins geltend machten. Dieß freilich ohne die entgegengesetzte Auffassung ganz verdrängen zu können, die auch noch unter den neuesten Auslegern und biblischen Historikern beider Bekenntnisse hie und da wiederkehrt.[3])

Wer hat nun Recht? — Was die exegetische Seite des Problems betrifft, so befinden doch wohl die Gegner der Annahme eines unbedingten Vegetarianismus der Erzväter sich allein im Rechte.

---

[1]) Vgl. Sig. Hofemann, Notae ad Lightfootii observationes in Genesin, p. 153; Gerh. J. Vossius, a. a. O.; Patrick Delany, Aufrichtige Untersuchung der Offenbahrung ꝛc. (a. d. Engl. v. Lemcker, Lüneburg 1738), S. 224 u. 286 (— ähnlich auch schon Piscator und der Katholik Cornelius a Lapide in ihren Genesiscommentaren —); Hackewill, Apology of the Providence, p. 181, angeführt von Derham in s. „Physikotheologie", Hamb. 1750, S. 345.

[2]) Joh. Andreas Danz, Disputatio de creophagia ante diluvium licita. Jenae 1709. — C. H. Lemcker, in Zusatz VI zu seiner eben cit. Uebers. von Delany's Aufricht. Untersuchung" ꝛc., S. 453 ff.

[3]) So bei Delitzsch und Keil in ihren Commentaren zu Gen. 1 u. 9, bei Wimmer, Adam u. s. Geschlecht ꝛc., S. 223, u. f. f. — natürlich auch bei allen modernen Vegetarianern, vgl. u. a. Joh. Ant. Gleïzés, Die Enthüllung des Christenthums oder die Glaubenseinheit für alle Christen; a. d. Französ. von Ed Baltzer, Leipz. 1879, S. 2 f.

Ein eigentliches Fleischverbot für die Zeiten vor der Fluth kann ebensowenig im biblischen Texte nachgewiesen werden, wie eine thatsächliche völlige Abstinenz der Sethiten vom Fleischgenusse bei gleichzeitiger carnivorer Praxis der Kainiten. Davon vollends, daß Jenen ihre muthmaaßliche Beschränkung auf Pflanzenkost vom biblischen Erzähler zum besonderen Lobe angerechnet werde, während derselbe andrerseits den angeblichen frühen Uebergang der Kainiten zum Tödten und Essen von Thieren als ein Symptom ihrer zunehmenden Frevelhaftigkeit behandle, ist auch nicht die leiseste Spur im Texte wahrzunehmen. Viel eher lassen sich demselben gewisse Anzeichen zu Gunsten der Annahme eines nicht absoluten sondern nur relativen, gewisse Ausnahmen zulassenden Sichbindens der sethischen Erzväter an pflanzliche Kost entnehmen. Was schon Danz, Lemcker rc. an die Spitze ihrer antivegetarianischen Auseinandersetzungen stellten: daß weder Abels Hüten der Heerde und Opfern, noch die Bekleidung der Protoplasten und ihrer Nachkommen mit Thierfellen, ohne die ergänzende Annahme auch des Essens vom Fleische der gelegentlich getödteten Thiere einen vernünftigen Sinn und Zweck ergebe, ist vollkommen richtig. Thieropfer ohne begleitende Opfermahlzeiten sind etwas Unerhörtes in der Geschichte; auch setzt die Erwähnung der von Abel ausgesonderten Fettstücke sowie der (gleichfalls nach jehovistischer Angabe, Gen. 7, 2) bereits vor der Fluth zur Ausbildung gelangte Unterschied zwischen Rein und Unrein, das Geschlachtet- und Genossenwerden von Thieren als etwas längst Bestehendes voraus. Hören läßt sich auch das weitere von jenen Vertheidigern der vorfluthlichen Kreophagie geltend gemachte Argument: daß es frühzeitig zur Nothwendigkeit werden mußte, Thiere zu schlachten, um die ungeheuer starke Vermehrung der Thierwelt zu dämpfen. Nicht minder jener weitere Grund: die im göttlichen Schöpfungssegen Gen. 1, 28 f. enthaltene Miterwähnung der „Fische im Meere" als der Menschheit gleichfalls unterworfen, bleibe ohne vernünftigen Sinn, wenn nicht bereits hier an Fischfang und Fischkost gedacht sei; denn nur als Speise ver-

möchten die thierischen Bewohner des wässrigen Elements dem Menschen zu nützen. Wir möchten übrigens bei Betrachtung der den Menschen in seine Herrschaft über die Thiere einsetzenden Worte des Schöpfers noch einen Schritt weiter gehen und fragen: ob nicht selbst die Vögel wesentlich nur als Gegenstände des Jagens und Verzehrens genannt sein können? Oder falls man dieß im Widerspruche mit dem „zu eurer Speise" (1, 29) stehend findet: ob denn überhaupt dieses göttliche Segenswort seine Bedeutung darin habe, daß es dem Menschen diese oder jene Classe von Nahrungsmitteln zuweise, und nicht vielmehr darin, daß es den Vorzug des Menschen vor seinen Naturgenossen, den Thieren, nach einer besonderen Seite hin betonen will? ob nicht sein contextgemäßer Sinn eigentlich dieser ist: soweit Mensch und Thier ihre Nahrung dem Gewächsreiche entnehmen, „soll der Mensch als das Haupt der Schöpfung vor den gleich ihm nahrungsbedürftigen Thieren den Vorzug haben, daß nur die edelsten Theile der höchst organisirten Pflanzen die ihm entsprechende Nahrung bilden, während zur Nahrung der Thiere auch die geringeren Bestandtheile der Pflanzenwelt ausreichend sein sollen".[1]) — Man sieht, wie wenig die Pflanzenkost-Hypothese vorhält, wenn man ihr in strengerer exegetischer Untersuchung auf den Grund geht. Und nützt denn wirklich diese Hypothese so Bedeutendes zur Erklärung dessen, was sie erklären soll? Sind physiologischer Erfahrung zufolge ausschließliche Pflanzennahrung und ungewöhnlich hohes Lebensalter solidarisch verbundene Dinge?

Gerade hier würden nun concrete Beispiele, sei es aus dem Völkerleben der Buddhisten oder der alten Perser &c., sei es aus der Geschichte christlicher Mönche und Asketen, werthvollen Aufschluß bieten können. Dem materialistischen Physiologen Moleschott, der nur auf Grund unmittelbar vorliegenden der Gegenwart entnommenen empirischen Materials urtheilt, wenn er die Bestimmung des Menschen zu gemischter Kost als etwas apodictisch Gewisses, als

[1]) So mit Recht A. Köhler, Bibl. Geschichte des A. Bds., I, 33 f.

eine schlechthinige Naturbedingtheit darstellt,[1]) würden wir in der That hier weniger trauen, als wohlgesicherten historischen Exempeln, falls nur solche in genügender Zahl erbracht werden könnten. Aber gerade darum ist es recht dürftig bestellt, wie ein Blick auf das immerhin uns noch näher liegende und, verglichen mit den überall ins Fabelhafte verlaufenden Nachrichten von jenen Völkern des Orients, relativ wohlbeglaubigte Gebiet der christlichen Heiligen- und Mönchsgeschichte lehrt. Von ganz apokryphischen Legenden wie die von den sieben Schläfern zu Ephesus (nach Gregor von Tours aus 197 jährigem Schlafe seit der Decianischen Christenverfolgung gesund wieder erwacht 447!), oder die vom Cisterciensermönche Heron in Gallizien um 1167, den ein von Gott gesandter lieblicher Vogel 300 Jahre lang in einer Einöde umhergeführt haben soll, um ihm einen Begriff von der Ewigkeit zu geben,[2]) sehen wir selbstverständlich ganz ab, zumal dieselben kaum indirecterweise für die Annahme einer lebenverlängernden Kraft des Ascetismus, bezw. des Vegetarianismus verwerthet werden könnten. Halten wir uns an bekannte und im Ganzen sicher bezeugte Beispiele aus der christlichen Kirchen- und Mönchsgeschichte: was nehmen wir wahr? Die hart arbeitenden Knechte im Weinberge Christi, soweit sie nicht durch frühzeitigen Märtyrertod gleich Jakobus, Paulus, Petrus dahin

---

[1]) Moleschott, Physiologie der Nahrungsmittel (2. Aufl. Gießen 1859), S. 231: „Der Mensch gehorcht also einer Naturbedingtheit, wenn er gemischte Kost genießt.“ Die Natur habe ihn zum gleichzeitig carnivoren wie herbivoren Wesen bestimmt; — Erschwerung der Blutbereitung, Herabsinken des Körpers zu bloßem Vegetiren, Ueberfüllung des Darmkanals mit ungelösten Stoffen, also beständige Verstopfung, Trägheit und Unlust zum Arbeiten zc. seien die unausbleiblichen Folgen einer Ernährung durch bloße Pflanzenkost zc. — Daß andere medicinisch-naturwissenschaftliche Autoritäten dieser Ansicht keineswegs in allen Punkten zustimmen, s. unten.

[2]) Annales Cisterc., ad ann. 1167, cap. 7. — Hieher könnten auch die Fabeln mittelalterlicher Aerzte von der Kraft gewisser Elixire (nach Rog. Baco in einem Falle mit der Wirkung einer Lebenverlängerung bis zu 900 Jahren) u. dgl. m. gezogen werden.

gerafft werden, dringen großentheils noch nicht einmal zu jener im 90. Psalm bestimmten normalen Altersgrenze von 70 Jahren vor; man denke an Basilius d. Gr., Chrysostomus, Gregor d. Gr., Bernhard, Franziscus und Dominicus, u. s. f. Zum (angeblich, nach Prospers Chronik) 90jährigen Alter des Hieronymus, des Schutzpatrons der gelehrten Mönche und Prälaten, sind mehrere berühmte Kirchenlichter und Helden der Askese emporgedrungen, sei es in vollreichlichem Maaße, sei es wenigstens annähernd; wir nennen beispielshalber von seinen Zeitgenossen Epiphanius (etwa 93 J.) und Didymus den Blinden (93) J.), ferner Cassiodorius (95 J.), Gallus (95 J.), Nilus von Gaëta (95 J.), Albert d. Gr. (88 J.) Ruysbrock (88 J.), Thomas v. Kempen (91 J.), Franz v. Paula (91 J.), Honorius von Cintra (95 J.). Ueber hundert Jahre läßt die urchristliche Sage den Apostel Johannes leben. Von späteren Ultracentenariern verdienen Hervorhebung der ägyptische Mönchspatriarch Antonius (105 J.), der große Dogmatiker Johannes Damascenus, (nach freilich erst ziemlich später Sage über 100 Jahre alt geworden), Großfürstin Helena-Olga, die Bekehrerin der Russen (gest. 970, angeblich über 100 J. alt), Bischof Aldebrand von Fossombrone in Umbrien im 12. Jahrhundert (über 100 J.), Guilbert von Sempringham, der Stifter des Guilbertinerordens (106 J.), ein nicht genannter Greis in Rom unter Bonifaz VIII., auf dessen Aussage hin dieser Papst das Jubeljahr für d. J. 1300 anordnete (angeblich 107 J.), ꝛc. Bis zu dem abnorm hohen Alter von ungefähr 126 Jahren sollen es gebracht haben: Bischof Symeon von Jerusalem, des Klopas Sohn, Märtyrer unter Kaiser Trajan (120 J.), Romuald von Arezzo, der Stifter des Camaldulenserordens, gest. 1018 (120 J., nach anderen Nachrichten jedoch nur etwa 76 Jahre), der Eremit Gregorius Celli aus Verruchio, gest. 1343 (118 Jahre), endlich, wie es scheint, der „große Gottesfreund" auf der Brüderalp am Entlebuch, zu welchem im Jahre 1421 ein römischer Cardinal als zu einem Wunder von Heiligkeit und hohem Alter eine Reise machte und der das hundertste

Lebensjahr weit überschritten haben soll.[1]) Aus der neueren Culturgeschichte des Orients mag hier nochmals erwähnt werden, daß nach dem Reisenden Kolenati manche armenische Christen, Mönche und Nichtmönche, trotz ihrer häufigen 40tägigen Fasten bei Brot und bloßem Malvengemüse, doch ein Alter von über 120 Jahren erreichen sollen. — Für die Frage, ob vegetarianische oder doch wesentlich vegetarianische Diät eine beträchtlich lebenverlängernde Wirkung zu üben vermöge, liefert das Ergebniß dieser flüchtigen Ueberschau offenbar einen Gewinn von nur problematischem Werthe. Eigentliche Vegetarianer sind sicherlich nur die allerwenigsten der genannten Heiligen und Asketen gewesen. Im strengsten Sinn des Worts kann vielleicht nur Franz von Paula als ein alle Fleischkost beharrlich meidender Asket betrachtet werden; doch gestattet selbst seine über die Maaßen strenge Regel für den Fall von Reisen — und er machte deren bekanntlich gar manche — ein Abgehen von der rigorosen Fastendiät! Wollte man nun trotzdem für die meisten Genannten eine gewisse relativ-vegetarianische Lebensweise voraussetzen, und wollte man ferner die ungefähre Richtigkeit der für sie angegebenen Altersdaten annehmen (in Bezug worauf freilich auch die größte kritische Vorsicht zu wahren sein wird): ein irgendwie erheblicher lebenverlängernder Einfluß streng-asketischer oder vegetarianischer Diät könnte nimmermehr aus diesen spärlichen Beispielen von nahezu 100jährigem und mehr als 100jährigem Alter erschlossen werden. In Anbetracht des fast 2000jährigen Zeitraums, dem unsre Exempelsammlung entnommen; in Anbetracht ferner der nach Hunderttausenden zählenden Menge asketisch lebender Christen, die es nicht zu ähnlich langer Lebensdauer gebracht; in Anbetracht endlich der überaus zahlreichen Fälle aus dem nicht-asketischen Profanleben, welche die Erreichung ähnlich hoher Altersziffern uns vor Augen stellen, muß das Ergebniß unsrer flüchtig vorgenommenen

---

[1]) Lütolf, Der Gottesfreund im Oberland — Jahrb. für schweizer. Geschichte, I, (Zürich 1876), S. 1 ff.

Prüfung fast gleich Null angenommen werden. Eine gründlicher eingehende und erschöpfendere Prüfung der Fälle hohen Lebensalters bei Asketen würde schwerlich etwas Wesentliches an diesem Resultate ändern. Es bleibt bei dem alten Erfahrungssatze, daß ungewöhnliche Strenge des Sichkasteiens mit Fasten u. dgl. des Lebens Länge eher verringert als steigert, und daß der aus dem Fruchtesserthum resultirende Gewinn in makrobiotischer Hinsicht als ein durchaus problematischer, jedenfalls geschichtlich nicht bestimmt nachweisbarer dasteht. Mit dem Versuche, den Nichtgebrauch von Wein, gebrannten Wassern, Taback und sonstigen narkotischen Genußmitteln, Kaffee, Thee und sonstigen alkaloidhaltigen Getränken &c. auf die Frage wegen seiner eventuellen makrobiotischen Wirkung geschichtlich zu prüfen, würden wir, wie immer das Ergebniß lauten möchte, überhaupt nichts auch nur mittelbarerweise für unser Thema Belangreiches erzielen. Die Dauer der Menschenleben war in's Sinken gerathen, lange bevor Noah Weinberge zu pflanzen begann; sie sank fort und fort bis zum jetzigen Durchschnittsalter herab, lange bevor Kaffe, Taback u. dgl. m. entdeckt waren; — es ist deßhalb sehr überflüssig, den physiologischen Wahrscheinlichkeitsgründen für die Langlebigkeit der Sethiten auch Hinweisungen auf die Abwesenheit solcher Genüsse beizufügen.[1]) Erwähnt werden mag übrigens bei dieser Gelegenheit, daß nach Harvey's Zeugniß „old Parr“ bis zu seinem Lebensende gelegentlich sein Glas Ale und Cider zu trinken pflegte, und daß jener angeblich noch 33 Jahre älter als Parr gewordene Ungar Czarten nach Hufeland u. AA. bis zuletzt ein starker Raucher gewesen sein soll.

Weder Fruchtesserthum noch Temperanzlerthum fördern uns in unsrer Frage. Es soll aber aus dem lediglich negativen Ergebnisse, das diese Gebiete liefern, doch noch nicht der Schluß gezogen werden, daß die physiologische Wissenschaft und eine nach ihren Vorschriften geregelte diätetische Praxis für alle Zukunft unfähig zur Beschaffung

[1]) Wie Fürer dieß thut, a. a. O. S. 105.

irgendwelcher Analogiebeweise für die Thatsachen des Makrobierthums der Urzeit bleiben würden. Vielleicht erbringt die zukünftige medicinische Makrobiotik noch einmal wirklich solide Erklärungsgründe für das uns beschäftigende Phänomen, zu dessen physiologischer Begreiflichmachung alles bisher Beigebrachte sich als unzureichend erwiesen hat. Auf jeden Fall behaupten nicht alle wissenschaftlichen Autoritäten der Gegenwart mit gleicher Schroffheit wie der Materialist Moleschott die absolute Unverträglichkeit vegetarianischer Lebensweise mit vollkommen gesundem und arbeitskräftigem Zustande des Menschen. Es ist kein Geringerer als Charles Darwin, der, wie er schon früher in Bezug auf die möglichen Leistungen der fortschreitenden medicinischen Wissenschaft außerordentlich hohe Erwartungen ausdrückte, so speciell über die vegetarianische Frage jüngst sich dahin erklärte, daß er dieselbe noch für eine durchaus offene, durch genauere statistische Untersuchung bisher in keiner Weise genügend aufgehellte halte.[1]) Zukünftige Forschung kann möglicherweise hier noch lehrreiche Aufschlüsse bringen. Vorläufig muß es dabei bleiben, daß das von der physiologischen Wissenschaft bisher verarbeitete empirische Material zur Ausfüllung der weiten Kluft zwischen einstiger und heutiger Langlebigkeit der Menschen wenig oder nichts beiträgt.

Nur die beiden letzten jener von Fürer angegebnen Erklärungsgründe erscheinen nach dem Allem wahrhaft triftig und stichhaltig. Einerseits in der auf das Bestimmteste und Unzweideutigste biblisch bezeugten persönlichen Frömmigkeit der Patriarchen, sowie andrerseits in der nicht minder vollständig den Voraussetzungen des biblischen Berichts entsprechenden unendlichen Einfachheit der urzeitlichen socialen Verhältnisse hat man ohne Zweifel die wichtigsten, ja die allein durchschlagenden Momente, woraus jene außerordentlich hohen Lebensalter sich erklären, zu erblicken. Dem Glauben an eine göttlich-heilsgeschichtliche Führung und Bestimmung

[1]) Siehe seinen Brief an einen Vegetarianer (K. H.) im „Ausland" 1879, Nr. 23. Vgl. seine „Abstammung des Menschen" II, 348.

der menschlichen Geschicke genügen diese beiden Gründe eigentlich vollständig. Sie sind thatsächlich nur Ein Grund; in der dem christlichen Offenbarungsglauben gewissen Thatsache eines Ausgegangenseins aller religiös-sittlichen Entwicklung unsres Geschlechts von einem schuldlosen Urzustande ist die weitere Thatsache eines nur allmähligen Herabsinkens einerseits in immer sündigere und andrerseits in immer complicirtere, gesellig verwickeltere und culturell fortgeschrittenere Zustände als schlechthin unausweichliche Consequenz enthalten. Hieng der Verlust der ursprünglich besessenen unvergänglichen Lebensdauer als unmittelbare Folge am Verluste der ursprünglichen Unschuld, und gieng diese Unschuld nicht mit Einem Male ganz, sondern wie durch einen organischen Proceß nur schrittweise und allmählig verloren, so kann das Verlorengehen auch der einstigen Unvergänglichkeit des Lebens nur schrittweise und langsam erfolgt sein. Gleich der Urreinheit leistete auch die Urkraft der Menschennatur dem Umsichgreifen des mit dämonischer Gewalt über sie gekommenen Verderbens zähen Widerstand. Da wenigstens, wo die ursprüngliche Reinheit und Widerstandskraft gegen die Sünde vorzugsweise intact blieb, in der Familie der frommen Nachkommen Seths — schwerlich auch in den übrigen Geschlechtern, über deren Lebensdauern der biblische Bericht bedeutsamerweise schweigt und hinsichtlich deren deßhalb ein Stehenbleiben bei kürzeren Lebenszielen wohl gemuthmaßt werden darf[1]) — muß das Vermögen des Widerstands auch gegen die auflösende Macht des Todes als ein ungemein kräftiges Generationen hindurch erblich geblieben sein. Das Phänomen dieses noch nach Jahrhunderten zählenden, eine lange Folge von Nachkommengeschlechtern nicht etwa bloß begründenden sondern umspannenden Lebens der frommen Erzväter will vor Allem unter dem

[1]) Zu bestimmteren Muthmaaßungen, wie etwa jene oben angeführte von Fürer, der das gewöhnliche Alter der Menschen in der Makrobierzeit auf 150—230 Jahre zu bestimmen wagt, gebricht es im Text an den nöthigen Anhaltspunkten.

Gesichtspunkte einer alles jetzt Bekannte und Mögliche weit übersteigenden Aeußerung menschlicher Lebenskraft aufgefaßt sein. Unter diesem Gesichtspunkte stellt es sich uns besonders auch insofern dar, als das bis in ein für uns unerhört hohes Alter währende Zeugungsvermögen eine physische Kraft der außerordentlichsten Art verräth.

Der heutigen medicinischen Empirie erscheint eine solche innerhalb mehrerer Jahrhunderte nicht ermattende Zeugungsfähigkeit als ein absolutes Wunder: für die auf dem Glauben an einen schuldlosen Urstand fußende heilsgeschichtliche Betrachtungsweise des Theologen ist sie eine historische Nothwendigkeit. Wäre über diese Jahrhunderte umfassende Zeugungs- und Lebensthätigkeit der frommen und kraftvollen Normalmenschen jener Urzeit biblisch nichts überliefert, man müßte sie muthmaaßen; natur- wie menschheitsgeschichtliche Analogien nöthigen dazu. Was im Leben der Pflanzendecke unsrer Erde jene wundersame Triebkraft der ersten Monate nach wiedergekehrtem Frühjahre ist, welche Büsche und Bäume zauberhaft schnell mit üppigem Blätterschmuck und dichtem Blüthenschauer überdeckt, um dann einer viel ruhigeren und unmerklicheren Entwicklung Platz zu machen, die das schließliche Wiederhinwelken und Absterben ankündigt, das waren im Leben der Gesammtmenschheit jene zwei ersten Jahrtausende einer nur langsam nachlassenden schöpferisch zeugenden Urkraft des Erzvätergeschlechts. Auch das individuelle Völkerleben weist überall, wo es bis zu seinen frühesten Wurzeln zurückverfolgt werden kann, Zeiten der Urkraft und des ersten üppigen Blühens und Gedeihens auf, die dann langsam ins Sinken und Welken übergehen. Insbesondere die linguistische Forschung zeigt dieses Phänomen in Gestalt eines rasch und reich aufblühenden, dann aber nach und nach wieder abblühenden „Sprachenfrühlings" an der Spitze unsres indoeuropäischen Völkerlebens und zu Anfang der Entwicklung noch andrer großer Stämme des Menschengeschlechts. Und sollte ferner nicht auch im frühesten Jugendleben des Einzelmenschen Analoges zu vergleichen sein? Das Kind

verfügt über gewaltigere Kräfte des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, der Combinirfähigkeit, des leichten und sichren Fortschreitens im Sprechen, in Handgeschicklichkeiten und technischen Fertigkeiten aller Art, welche sämmtlich in späteren Jahren eine namhafte Verringerung erfahren. Es lernt in seinen ersten acht Jahren verhältnißmäßig mehr, als nachher in achtzigen; es macht in jenem seinem Lebensfrühling nach seinen Körper- wie Geisteskräften eine größere Entwicklung durch, als in allen folgenden Entwicklungsstadien. Sollte nicht gerade in diesen kräftigen körperlichen und geistigen Wachsthumsphänomenen des Menschen im Kindheitsstadium ein mikrokosmisches Abbild jener gewaltigen physischen Zeugungs- und Lebenskraft unsres gesammten Geschlechts während seines früheren Jugendalters zu erblicken sein? Der Vergleich scheint insofern wenig zutreffend, als dort greise Patriarchen, durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurchgegangen und umgeben von Urenkeln und Ururenkeln, hier der rasch verfliegende goldne Lebensmorgen eines von der Mutterliebe zarten Sorgen bewachten Kindleins, eine Epoche von kaum so viel Jahren als dort Jahrhunderte, in Betracht gezogen werden. Aber nicht die lange Lebensdauer, sondern die auf langhin unverwüstliche Lebensfrische und Zeugungskraft jener Urväter bildet unsren Vergleichspunkt, bildet das eigentlich Bewundernswerthe, das heils- und weltgeschichtlich vor Allem Bedeutsame in jenem grundlegenden Abschnitte der Menschheitsgeschichte! Zur Kürze des Kindheitsstadiums fehlt es dabei keineswegs am entsprechenden Gegenbilde, denn so wunderbar lang die Einzelleben, so kurz erscheint die Gesammtreihe der Makrobier. Sie greifen gewaltig weit und tief ineinander über, diese gigantischen Quadern des biblisch urzeitlichen Fundaments der Menschheitsgeschichte, und doch bedeckt das festgefügte Mauerwerk einen verhältnißmäßig nur so wenig ausgedehnten Raum!

Ist's denkbar, daß die Geschichte des Völkerlebens seit dem Beginn der historischen Zeit aus einem zwar so starken, aber doch so concentrirten und wenig weitverzweigten vorhistorischen Wurzelstock erwachsen sein sollte? Genügt die Folge von nur zehn ineinander

verschlungenen Urväter-Generationen, durch welche kaum zwei Jahrtausende bedeckt werden, als Zwischenglied zur Ausfüllung des zwischen der paradiesischen Geburtszeit unsres Geschlechts und seiner geschichtlich bekannten Entwicklung gelegenen Zeitraumes kindlichen Unbewußtseins? Es ist das die letzte Frage, die wir aufzuwerfen haben und auf welche uns die folgende Untersuchung antworten wird.

IX.

Das Alter des Menschengeschlechts.

Wie weit liegt die paradiesische Urzeit sammt dem Makrobierthum im Hause Seths als ihrer Abendröthe jetzt hinter uns? Sind die Angaben des biblischen Berichts, aus welchen sich das Verstrichensein von etwa sechs Jahrtausenden seit jener und von $4^1/_2$—5 Jahrtausenden seit dieser ergibt, als genau zu betrachten, oder hat man darin Lücken zu muthmaaßen, ja vielleicht gar ihren mythischen Charakter anzunehmen? Hat man mit Chalmers, Prichard, de Sacy, le Hir, Hamy, Lenormant, Malet und andren zwar bibelfreundlichen, zugleich aber auch der modernen Naturforschung Rechnung tragenden Gelehrten sich bei dem Satze zu beruhigen: daß die Bibel ein bestimmtes chronologisches System nicht habe und daß deßhalb ein Anschluß an die neuerdings beliebten Altersschätzungen dem schriftgläubigen Christen durch Nichts verwehrt sei?[1]) Oder ist bei den 4004 Jahren

[1]) „Il n'y a pas de chronologie biblique", pflegte der berühmte Orientalist Sylvestre de Sacy zu sagen; ähnlich le Hir: „La chronologie biblique flotte indécise; c'est aux sciences humaines qu'il appartient de retrouver la date de la création de notre espèce." Wesentlich so schon Chalmers in seiner „Kritik von Cuviers Erdbildungstheorie" (1814): „The sacred writings do not fix the antiquity of the Globe". Ferner Prichard in seiner „Natürl. Geschichte des Menschengeschlechts", sowie neuerdings Hamy und Lenormant in des Letzteren „Les premières civilisations" (Par. 1874). I, 53; auch der biblische Jesuit Bellynck, Études religieuses, 4. Série, I, 1868, sowie der Engländer H. P. Malet, The age of the earth (im Lond. Geogr. Magazine, Febr. 1877).

des Erzbischofs Usher als der verbreitetsten biblisch-orthodoxen Abschätzung des Zeitraums zwischen Adams Erschaffung und Christi Geburt stehen zu bleiben, oder auch die rabbinisch-jüdische Ziffer von 5640 Jahren als „seit Erschaffung der Welt" verstrichen blindlings zu adoptiren?

Die vollständige Erledigung der Frage mit Allem, was sie in sich schließt, würde ein besondres Buch erfordern. Glücklicherweise liegt das Altersproblem als solches nicht unmittelbar am Wege der uns beschäftigenden Untersuchung. Wir übergehen zunächst alle derartige Vorfragen, wie die ob die eben genannte jüdische Weltära des Rabbi Hillel ha Nassi (um 350) Ansprüche auf hervorragende Geltung habe, oder ob jener Usherschen Fixirung des Zwischenraums zwischen Adam und Christus auf 4004 Jahre eine der vielen mit ihr rivalisirenden andrer neuerer Chronologen vorzuziehen sei, z. B. die des Scaliger und Calvisius (3950 J.), oder Keplers und Petau's (3984), oder Bengels (3943), oder Ideler's (4006)? Das ungefähre Uebereinkommen aller auf die Basis des hebräischen Textes gegründeter Berechnungen bei der runden Summe von 4000 Jahren genügt uns. Eine völlig exakte Uebereinstimmung läßt sich bei den mancherlei Unbestimmtheiten der biblischen Angaben und dem wiederholten Vorkommen unbekannter Größen in der Reihe der von ihnen umspannten Zeiträume schlechterdings nicht erwarten; das mehr oder weniger Unbestimmte der biblischen Geschlechtsregister überhaupt eignet selbstverständlich auch den Patriarchen-Genealogieen (vgl. unten). — In der etwa anderthalb Jahrtausende Verlängerung für die Zwischenzeit zwischen dem Paradies und der Erlösung ergebenden Aera der alexandrinischen Bibel können wir keine derartige Berichtigung der Angaben des Grundtextes erblicken, welche aus historisch-kritischen Gründen, oder auch wegen größerer Annäherung an die Altersberechnungen der modernen Wissenschaft, bevorzugt zu werden verdiente. Ein starkes Schwanken zwischen höheren und niederen Ziffern findet ja auch überall da, wo diese Septuaginta-Chronologie zu Grunde gelegt wird, statt; man vergleiche nur die 5624 Jahre

bei Clemens Alexandrinus mit den 5500 bei Julius Africanus, den 5200 des Eusebius, den 5492 des Anianus und Panodarus, sowie den 5872, welche Seyffarth als neuester Apologet der Siebenzig Dolmetscher herausgerechnet hat! Daß die Abweichungen dieses Texts vom hebräischen bei Bestimmung der Makrobier-Alter in Genesis 5 und 11 aller Wahrscheinlichkeit nach auf einer bestimmten Tendenz seiner Urheber beruhen, und daß dieselben in Verbindung mit den wieder anders gearteten Abweichungen im samaritanischen Texte die Ziffern der hebräischen Ueberlieferung als die ursprünglichen erweisen, wurde bereits oben gezeigt (VIII, 2). Vergebens hat man jüngst gerade auf Seiten der letzteren ein Plagiat nachzuweisen gesucht: die ursprünglich mit den höheren Angaben des Septuagintatextes harmonirenden Lebensalter der Patriarchen im Grundtexte verdankten erst einem Gewaltstreiche der Hohenpriester Hannas und Kaiphas ihren heutigen Wortlaut; diese Beiden hätten, um die Erscheinung des Messias leugnen und den Juden die Zeit seines Kommens als noch nicht vorhanden bezeichnen zu können, volle tausend Jahre vom Leben der Patriarchen aus dem Texte der Genesis weg genommen! Die diese merkwürdige Nachricht überliefernde Einleitung zu einer in Leiden handschriftlich aufbewahrten arabischen Pentateuchsversion ist ganz späten Ursprungs und verdient nicht den mindesten Glauben.[1]) Es bleibt bei der durch die neuere biblische Wissenschaft nahezu einstimmig angenommenen Priorität des hebräischen Texts als des ursprünglichen und allein glaubwürdigen, mit welchem erst das conciliatorische Streben alexandrinischer Schriftforscher der Ptolemäerzeit gewisse Aenderungen zum Zwecke seiner Annäherung an die hochgegriffenen Altersangaben der ägyptischen Nationalüberlieferung vornahm, und zwar Aenderungen, welche die nach dem

[1]) Gegen Lagardes Versuch, das betr. Märlein als glaubwürdig darzustellen, siehe A. Kuenen: Les origines du texte masorétique de l'Ancien Testament, Par. 1875; Himpel, in der Tüb. Theol. Quartalschr. 1876, I, 135 ff.; G. Bickell, Kritik von Lagarde's „Symmikta", in der Innsbrucker Vierteljahrsschr. f. kath. Theol., 1879, II, 392.

Grundtexte ohnehin schon hohen Zeugungsjahre der Erzväter in fast unsinniger, gedankenlos fabulirender Weise zu naturwidriger Höhe hinaufschraubten.

Man muß mit den ungefähr vier Jahrtausenden des alttestamentlichen Grundtexts auszukommen suchen. Der Gewinn von etwa anderthalb tausend Jahren, welchen der Anschluß an die Septuaginta, gesetzt er wäre erlaubt oder geboten, bringen würde, wäre ohnehin ein nur illusorischer.[1]) Den mit Zehntausenden oder gar Hunderttausenden von Jahren um sich werfenden modernen Natur- und Alterthumsforschern geschähe mit einer Verlängerung der Gesammtdauer menschlicher Geschichte bis zu etwa 7000 oder 7500 Jahren noch keineswegs Genüge. Es fragt sich freilich, ob jene vielen Myriaden von Jahren in der That auf Grund solider wissenschaftlicher Instanzen als seit dem ersten Auftreten menschlicher Bewohner der Erde verstrichen erfordert werden? Von einer wenigstens summarischen Prüfung dieser Frage wird umso weniger hier Abstand genommen werden können, da allerdings, wenn die Zustimmung zu so hoch hinaufgehenden Forderungen eine Nothwendigkeit wäre, alles bisher von uns zu Gunsten des Kerns der biblischen Urstandslehre Ausgeführte hinfällig und die Auffassung der Menschheit als eines rein natürlichen Entwicklungsproducts der seit Hunderttausenden von Jahren unsren Planeten bewohnenden Thierwelt fast unvermeidlich werden würde.

Die chronologischen Grundlagen, von welchen die heutige naturalistische Geschichtsansicht bei ihren Versuchen zur Bestimmung des Alters unsres Geschlechts ausgeht, sind theils direct-historischer oder monumentaler, theils astronomischer, theils geologisch-paläontologischer Art, d. h. die betreffenden Berechnungen oder Altersschätzungen werden

---

[1]) Ueber und wesentlich gegen den Versuch des Bischofs Meignan v. Chalons (Le monde et l'homme primitif selon la Bible, Paris 1869), der masorethischen Chronologie die der LXX vorzuziehen, s. Reusch, Bibel und Natur, 4. Aufl. S. 514 f.

gestützt entweder auf die Aussagen angeblich uralter Urkunden nationaler Ueberlieferung, oder auf gewisse Vorgänge der Himmelswelt nach ihren Beziehungen zum organischen Leben auf der Erdoberfläche, oder endlich auf gewisse aus den Gebirgsschichten, aus Höhlen, Fluß- und Seenbetten &c. durch die geologische und archäologische Forschung zu Tage geförderte Indicien betreffend das Alter der darin beschlossenen organischen Reste oder menschlichen Kunstsachen. Vereinigten sich die Aussagen dieser drei Classen von Zeugen in ungefähr gleicher Stärke zu Ungunsten dessen, was die Bibel vom Alter der Menschheit lehrt, so stünde es allerdings hierum bedenklich. Die Uebereinstimmung der fraglichen Gegeninstanzen existirt aber wesentlich nur in den vorgefaßten Meinungen und Postulaten der modernen Chronologen. Eine wissenschaftlich feste und sichre Basis hat die die Menschheitsgeschichte in ihren frühesten Anfangsepochen nach Myriaden von Jahren abschätzende Betrachtungsweise bisher noch durch keine jener Methoden gewonnen.

1. Aller Streit wäre überflüssig, wenn man irgendwelchen das Menschheitsalter bis weit jenseits des Jahrs 4000 v. Chr. zurückdatirenden geschichtlichen Berichten alter Völker Glauben schenken dürfte. Glaubwürdige Berichte solcher Art sind aber bis jetzt nirgends nachgewiesen worden. Wo nur immer die wissenschaftliche Kritik den betreffenden Traditionen näher getreten ist, hat sich entweder ein rein mythischer oder ein cyklisch vergrößernder oder ein tendenziös erdichteter Charakter der auf viele Tausende oder gar Hunderttausende von Jahren lautenden Zahlenangaben herausgestellt. Die brahminisch-indische Zeiteintheilung nach Kalpa's oder Lebenstagen Brahmas zu je 432 Millionen Jahren und nach Yugas oder Erdzeitaltern in der Länge von zwischen 2 Mill. und 130 000 Jahren ist ein üppiges Phantasieproduct späten Ursprungs. Aehnliches gilt von den Sagen der Japanesen betreffend die ¼ Million Jahre währende Herrschaft der Sonnengöttin und die zusammen über 2 Mill. Jahre betragenden Regierungszeiten der auf sie gefolgten Halbgötter; deßgleichen von den ähnlichen Angaben der

chinesischen, der kalmukischen, der mongolischen, auch der eranischen Mythologie — von welchen die letztgenannte mit ihrer Gesammtdauer der Welt von nur 12 Jahrtausenden (6000 Jahre vor, und 6000 nach der Fluth) den bescheidensten Charakter trägt und der biblischen Chronologie am nächsten steht. Bestimmte geschichtliche Erinnerungen reichen bei keinem dieser asiatischen Völker bis jenseits des Jahrs 2000 v. Chr. zurück, auch nicht bei den Chinesen, deren Schu-king zwar schon um 2350 v. Chr. die erste chinesische Dynastie durch Yao gegründet werden läßt, damit aber unzweifelhaft ganz Unsichres und Sagenhaftes berichtet; denn erst seit 841 v. Chr. ist die Zeitrechnung der chinesischen Kaisergeschlechter eine wohlgesicherte, und von den vielgerühmten astronomischen Aufzeichnungen der alten Chinesen reicht auch keine in eine höhere Vergangenheit zurück; die früheste sichre Beobachtung einer Sonnenfinsterniß ist aus dem J. 720 vor Christo. — Nur bei den Aegyptern greifen wirkliche geschichtliche Erinnerungen bis tief ins 3., wonicht ins 4. Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung zurück. Aber irgendwelche Sicherheit kann den chronologischen Verhältnissen der ägyptischen Dynastiengeschichte vor Scheschonk (Sisak) dem Zeitgenossen Rehabeams, also jenseits dem ersten Jahrtausend v. Chr., nicht beigelegt werden. Das Nacheinander der Königsgeschlechter jener früheren Perioden in Manethos Darstellung muß, nach dem einstimmigen Urtheil aller neueren Aegyptologen, auf verschiednen Punkten in ein Nebeneinander verwandelt werden, wodurch die ganze Reihe auf das Erheblichste verkürzt wird. Aber über das Wie und Wieviel dieser mittelst Statuirung von Parallel-Dynastien herbeizuführenden Verkürzungen lehrt weder der Turiner Königs-Papyrus, noch was sonst an monumentalen Parallelberichten zu Manethos Werk aufgefunden worden, irgend etwas Zuverlässiges. Wenn deßhalb einzelne bibelfeindlich-naturalistische Forscher triumphirend von „glänzender Bestätigung der Manethonischen Geschichtsdarstellung durch die hieroglyphischen Monumente" geredet haben,[1]) so klagt dagegen der neueste und

[1]) So z. B. auch Prof. Owen in einem Vortrage vor der ethnologischen

quellenkundigste Geschichtschreiber des Pharaonenreichs, H. Brugsch-Bey: „Ungeachtet aller Entdeckungen auf diesem Gebiete befinden sich dennoch die Zahlen in einem beklagenswerthen Zustande.“ Es sei, meint derselbe, was die Chronologie der Zeit vor der 26. Dynastie (also vor Psamtik, 666 v. Chr.!) betrifft, noch Alles zu thun übrig;“ anstatt sich zu vermindern, „haben die Schwierigkeiten bei Bestimmung der Zeitverhältnisse sich von Tag zu Tag vermehrt.“ „Die Denkmäler fangen nach und nach an, die Manethonischen Zahlen zu entwerthen; will man nicht die elastische Dehnbarkeit dieser Listen ungebührlich anspannen, so bleibt eben nichts weiter übrig, als zu warten, bis irgend ein glücklicher Fund uns dieses gefährlichen Experiments überhebt.“[1]) Brugsch gibt daher für die sämmtlichen Königshäuser vor jener 26. Dynastie nur ganz runde, allgemein und ungefähr gehaltene Zahlen als Zeitbestimmungen. Mißtrauischer noch verhält sich ein andrer Aegyptologe der Gegenwart, G. Maspéro, der den Pharaonen vor Scheschonk überhaupt gar keine Jahreszahlen beizusetzen wagt. Andre adoptiren zwar die Zeitbestimmungen Lepsius' als des ersten bahnbrechenden Forschers auf diesem Gebiete, mahnen aber zu großer Vorsicht in weiterer Verwerthung der Angaben und weisen ausdrücklich auf die beträchtlichen Differenzen der einzelnen chronologischen Systeme hin.[2]) Wer könnte auch dem, was hier gemuthmaaßt und combinirt wird, irgendwelches festere Vertrauen schenken, wenn Menes, der erste geschichtliche König des Nilreichs nach Manethos, beispielsweise von Böckh 5702 v. Chr. gesetzt wird, dagegen von Unger 5613, von Mariette 5004, von Brugsch (in früheren Arbeiten) 4455, von Lauth 4157,

---

Section des zweiten internationalen Orientalistencongresses zu London, vgl. Academy 1874, Nr. 125).

[1]) H. Brugsch-Bey, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen, Leipzig 1877, S. XI, S. 40. 765 ff.

[2]) Maspéro, Gesch. der morgenländ. Völker im Alterthum, Leipzig 1877. — G. Ebers in Baedekers „Aegypten; Handbuch für Reisende“ &c. I, S. 100 ff.

von v. Pessl 3917, von Lepsius und Ebers 3892, von Bunsen 3623, von Seyffarth und Uhlemann 2782, von Wilkinson um 2700 u. s. f.! Von den letzten dieser Angaben darf aller Wahrscheinlichkeit nach eher angenommen werden, daß sie der geschichtlichen Wahrheit nahe kommen, als von den ersteren. Wäre aber auch eine der mittleren Zahlen als die ungefähr richtige festzuhalten, so würde damit immer noch nichts der biblischen Chronologie zum Umsturz Gereichendes aufgestellt sein. Denn als historisch im strengen Sinne des Worts kann die Persönlichkeit des Urpharao Menes, der bei solcher Annahme als Zeitgenosse des biblischen Adam erscheinen würde, unmöglich betrachtet werden; er sowohl wie seine Nachfolger aus der ersten und den beiden folgenden Dynastien, sind von halbmythischem Helldunkel umgeben, das erst etwa 800 Jahre nach Menes, unter den pyramidenerbauenden Herrschern der 4. Dynastie, hellerem geschichtlichem Lichte zu weichen beginnt. Man wird die Königsreihe von Menes bis auf Snefru den Begründer der 4. Dynastie und Vorgänger des ersten Pyramidenerbauers Chufu (Cheops), etwa als ägyptische Zeitgenossen der Makrobierpatriarchen zwischen Adam und Noah, oder wenigstens eines Theils derselben, denken dürfen. Mehrere Umstände scheinen für diese Combination zu sprechen; so die an Henochs 365 Jahre erinnernde Einführung des 365tägigen Sonnenjahrs unter Tosorthros, einem Könige der 3. Dynastie, welcher außerdem auch als Erfinder der Heilkunst und der Schreibkunst gepriesen wurde; so die Andeutungen bei Manethos, Ammianus Marcellinus und Andren, wonach verschiedne Urkunden und Baudenkmäler (Königsgräber, Pyramiden) des ältesten Aegypten die Sintfluth überdauert hätten &c.; so auch manche Anklänge dieser sagenhaften Urtraditionen des Nilvolks an das, was Berosus über die babylonischen Urkönige von Aloros bis auf Xisuthros überliefert. — Geht demzufolge das halbmythische Zeitalter der ägyptischen Geschichte — jene vor-pyramidale Epoche, von der wir lediglich „halb Mähr halb Wahres" (Brugsch) wissen — erst gegen 3000 v. Chr. oder auch noch etwas später zu Ende, so erscheint es

in der That bemerkenswerth, daß die nächst der ägyptischen bisjetzt am Sorgfältigsten und Zuverlässigsten monumental erforschte nationale Ueberlieferung eines andern altorientalischen Culturvolks, der den Aegyptern in mehrfacher Hinsicht nahestehenden Babylonier, an einem gleichfalls nicht viel späteren Zeitpunkte, nemlich um 2500 v. Chr., ihr mythisches Gewand zuerst abzustreifen und etwas solidere Formen anzunehmen beginnt. Oppert glaubt das Jahr 2517 oder das Datum der ersten medischen Occupation Babylons als den Ausgangspunkt der beglaubigten Geschichte Altchaldäa's betrachten zu dürfen, während er alles Frühere — jene theils noch nachsintfluthlichen theils vorsintfluthlichen grauen Urzeiten, welche Berosus mit dem wildphantastischen Netze seiner cyklischen Saren-Epochen bedeckt — als mythisch preisgibt. Sehr gesichert scheint diese Oppertsche Zeitbestimmung freilich nicht zu sein; Schrader will vom J. 2517 als einem festen Ausgangspunkte babylonischer Geschichte nichts wissen; George Smith und Maspéro setzen den Zeitpunkt jener Invasion, womit die s. g. endliche Dynastie des Berosos begann, erst später als Oppert, nemlich frühestens 2450 oder erst gegen 2300; Friedr. Delitzsch aber bezeichnet auch dieß letztere Datum als ein ganz unsichres — wie denn überhaupt erst das um 1800 v. Chr. anhebende altassyrische Reich der Mehrzahl besonnener Forscher auf diesem Gebiete als monumental wohlgesicherter historischer Boden gilt.[1]) — Demnach reicht also Altägyptens Geschichte wahrscheinlich, und die der Euphratreiche vielleicht bis jenseits des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zurück. Was hierin Bedenkliches oder gar Erschütterndes für die Glaubwürdigkeit der biblischen Zeitrechnung enthalten sein sollte, ist schwer einzusehen. Denn längere prähistorische Vorbereitungszeiten, wie z. B. jene angebliche Steinzeit

[1]) Vgl. einerseits Opperts Vortrag bei jenem Londoner Orientalistencongreß 1874 (Report etc., pag. 7, andrerseits Schrader in der Jen. Lit.-Ztg. 1874, S. 824, sowie „Keilinschriften und Geschichtsforschung," 1878, S. 461; ferner G. Smith, Chaldä. Genesis, S. 164, sowie Friedr. Delitzsch ebendas., S. 312; Maspéro, a. a. O., S. 167. 284.

der frühesten Nilthalbewohner (Nr. VI z. Anf.), werden nur eben gemuthmaaßt; mag die Thatsächlichkeit einer einstigen noch vormetallischen Culturepoche für dieselben vielleicht als monumental erwiesen gelten können, so ist doch die enorme Länge, welche man dieser Epoche gern beilegen möchte, nichts als vage Vermuthung. Und weniger noch als die solchen modernen Hypothesen zulieb statuirten Jahrtausende oder Jahrzehntausende, dürfen die mythischen Götter- oder Halbgötterjahre priesterlicher Chronisten aus alexandrinischer Zeit dem nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfahrenden Geschichtsforscher imponiren. Hätte eine jener Ziffern mittleren Werthes für die Zeit des Menes, etwa die 3892 Jahre nach Lepsius, Anspruch auf eine gewisse historische Geltung, oder könnte jene Oppertsche Zahl 2517 für den wirklichen ungefähren Anfangspunkt der babylonischen Geschichte gelten: so müßte allerdings ein Zurückreichen der Erinnerung dieser Völker bis jenseits des biblischen Datums der Sintfluth angenommen werden. Aber bei der bekannten weiten Verbreitung nationaler Erinnerungen an die große Fluth selbst hat ein solches Zurückgreifen bestimmterer und mehr als reinmythischer Traditionen bis über diese Katastrophe hinaus ganz und gar nichts Auffälliges, zumal nicht bei Völkern, welche die Genesis bestimmt genug als Nachkommen Hams charakterisirt. Es fragt sich obendrein, ob eine derartige allvertilgende Universalität der Fluth, wodurch die Continuität geschichtlicher Entwicklung unbedingt für alle Völker der Erde mit alleiniger Ausnahme des Noachidengeschlechts durchschnitten worden wäre, nothwendig behauptet werden muß. Kann der Annahme eines nur partikulären Charakters jenes Vertilgungsgerichts auch von schriftgläubiger Seite her nichts Gegründetes entgegengestellt werden, da zur hyperbolischen Fassung solcher Ausdrücke wie „alle Berge," „alle Thiere" rc. (Gen. 7, 20 ff.) der exegetischen Parallelen gar manche sich beibringen lassen, so sieht man nicht ein, warum ein Entnommenbleiben auch einzelner vorsintfluthlicher Zweige des Menschengeschlechts (trotz 1 Petr. 3, 20 und 2 Petr. 2, 5) von den zerstörenden Wirkungen der Gewässer als

schlechthin unvollziehbarer Gedanke von der Hand zu weisen sein sollte.[1]) Wir bemerken dieß hier mehr nur beiläufig, da wie bereits angedeutet das eventuelle Zurückreichen der ältesten geschichtlichen Erinnerungen solcher vorzugsweise alter Völker wie die Aegypter und Chaldäer über die Fluth hinaus an und für sich nichts Bedenkliches haben würde. Der Hauptpunkt, um welchen es sich uns handelt, steht jedenfalls fest und wird gerade auch durch die über alle Erdtheile verbreiteten Fluthsagen der Völker noch vollständiger erhärtet: das Jahr 4000 v. Chr., diesen ungefähren Grenzpunkt der biblischen Chronologie berührt keine irgendwie geschichtlich zu nennende Ueberlieferung der Völker; die allermeisten derselben erreichen kaum das J. 2000; lediglich bei einigen urverwandten Nachbarvölkern des biblischen Gottesvolks scheint ein Hinaufreichen ihrer historischen Reminiscenzen bis nahe an 3000 oder bis in ein entschieden vorsintfluthliches Zeitalter stattzufinden.

2. Was directe geschichtliche Nachrichten alter Völker nicht leisten, die Erweisung eines mehr als 6000jährigen Alters der Menschheit, würde um so gewisser durch astronomische Thatsachen bewirkt werden können, wenn sich nur irgendwo ein Eingreifen solcher Thatsachen in die Geschicke unseres Geschlechts in weit entlegener Vergangenheit mit Sicherheit nachweisen ließe. Aber am Vorhandensein solcher Nachweise fehlt viel. Verschiedne speculative Köpfe seit An-

---

[1]) Sehr bestimmt hat von neueren Genesis-Auslegern Knobel den vorsintfluthlichen Ursprung der Chinesen und andrer ostasiatischer Völker mongolischen Stammes als angeblicher Nachkommen Kains behauptet. Aehnliche Annahmen begünstigte Cuvier und vertreten neuerdings C. Schoebel (1858), d'Omalius d'Halloy (1866), bedingterweise auch der Jesuit Bellynck (1868) und C. Güttler: Naturforschung und Bibel in ihrer Stellung zur Schöpfung, Freiburg 1878, S. 274 ff. — Wesentlich alle wilden Naturvölker der Gegenwart (Neger, Papuas, Polynesier, Indianer 2c.) sucht A. v. H. (von Harnier) in dem nur als Manuscript gedruckten Schriftchen: „Gewißheiten des Glaubens und Vermuthungen der Wissenschaft" (Frankfurt 1879) als Abkömmlinge derjenigen gottlosen Geschlechter zur Zeit Noahs, welche nicht in der Fluth umkamen, zu erweisen.

fang unsres Jahrhunderts haben eine Beeinflussung der Zustände der irdischen Organismenwelt überhaupt, nicht bloß der menschlichen, durch große astronomische Revolutionen, beziehungsweise durch die von denselben bewirkten Wechsel des Klima's darzuthun versucht. Lamarck in seiner „Hydrogeologie“ (1801) ließ durch den Mond ein langsames Vorrücken der größten Wassermassen von Osten nach Westen zu, und ebendadurch eine chronische Versetzung des Erdschwerpunkts verbunden mit entsprechenden Einwirkungen auf das Organismenleben bewirkt werden. Bertrand hatte kurz zuvor (1799) ähnliche Veränderungen, bestehend in abwechselndem Ueberschwemmtwerden beider Erdhälften innerhalb gewisser langer Perioden, durch die Einwirkung eines Kometen auf den Erdmagnetismus hervorgebracht werden lassen. August de Bergh aus Hamburg, Schiffskapitän in englischen Diensten und astronomischer Gelehrter († 1864), lehrte eine allmählige Veränderung der Apsidenlinie der Erdbahn als Ursache gewisser seculärer Umwälzungen der Niveauverhältnisse unsres Planeten sowie seiner klimatischen Zustände. Das Wesentliche seiner Theorie bildeten seit Anfang der 40er Jahre der französische Mathematiker Adhémar und der englische Geologe James Croll zu ihren vielbesprochenen Versuchen einer Erklärung des geologischen Phänomens der Eiszeiten fort. Nach dem Ersteren findet, in Folge periodischer Aenderungen der Excentrizität der Erdbahn, abwechselnd für die Nordhälfte und dann für die Südhälfte des Planeten eine Zeit vermehrter Wasserbedeckung und stärkerer Vereisung der Pole statt, und zwar wechseln diese Zustände nach ihm ungefähr von 10 000 zu 10 000 Jahren; vor etlichen hundert Jahren hatte die südliche Hemisphäre ihre größte Vereisungsphase, in etwa 9900 Jahren wird für die Nordhälfte der Zeitpunkt stärkster Vereisung gekommen sein. Croll that tiefere Griffe in den Schatz astronomischer Unendlichkeiten; sowohl die Zwischenzeiten zwischen den verschiednen Eisperioden als die Länge von diesen selbst suchte er nach vielen Myriaden Jahren zu berechnen; so gab er der großen, angeblich eine Reihe von Schwankungen zwischen Epochen höchster

Kälte und milderen Zeichen in sich schließenden Eiszeit eine Dauer von 160 000 bis 200 000 Jahren und ließ seit ihrem Ende bereits 80 000 Jahre verflossen sein. Angesehene Geologen aus der quietistischen Schule Lyells, wie Lyell selbst, Cotta, Geikie, Skertchley, auch Naturphilosophen wie H. Spencer, ꝛc., haben dieser Crollschen Hypothese mehr oder minder unbedingt zugestimmt; andre wie Carpenter, Pilar ꝛc., haben sie bekämpft oder zu berichtigen gesucht. Nach J. H. Schmick (1869 ff.) wäre es nicht sowohl die Excentricität der Erdbahn als vielmehr eine seculäre „Umsetzung der Meere durch Sonnenanziehung", worauf die wechselnden Verhältnisse des Wasserstands und Temperaturminimums, und zwar wechselnd in Perioden von 10500jähriger Länge, beruhen sollen. Wieder anders K. v. Marschall, der vielmehr einen Wechsel in der Schiefe der Ekliptik als Ursache der zeitweiligen Vergletscherungsperioden geltend zu machen sucht, und nochmals anders Oswald Heer, der berühmte Züricher Botaniker, (1867), der, zurückgehend auf eine früher schon von dem Mathematiker Poisson aufgestellte Hypothese, die Erde sammt dem ganzen Sonnensystem abwechselnd wärmere und kältere Regionen des Weltraums durchlaufen und so die großen Schwankungen des Klima im Laufe geologischer Perioden hervorgebracht werden läßt.[1]) — Die eine oder andre dieser Theorien mag — falls sich die Richtigkeit des mathematischen Calculs, worauf sie fußen, voraussetzen läßt — vielleicht einleuchtend oder gar bestechend genannt werden können: zu irgendwelcher Bestimmung menschheitsgeschichtlicher Zeiträume ist keine von ihnen zu gebrauchen. Nimmt man nach Adhémars Theorie, als einer wissenschaftlich vervollkommneten Reproduction des alten astronomischen Dogmas vom großen platonischen Jahre, einen Jahreszeitenwechsel in großem Maaßstabe

---

[1]) Vgl. die eingehenderen Uebersichten über die hier in Rede stehenden Hypothesen bei S. Günther, Studien zur Geschichte der mathemat. und physikal. Geographie, H. III, (Halle 1878); auch „Ausland" 1872; Nr. 26—30: „Die verschiednen Theorien der Eiszeit," sowie meine „Geschichte der Beziehungen ꝛc." II, 583 ff.

an, statuirt man für unser Sonnensystem als Ganzes einen äonischen Wechsel von Winterszeiten und Sommerszeiten, so leuchtet es ja allerdings ein, daß dann im Zusammenhange mit diesem seculären Periodenwechsel auch ein Kommen und Gehen von Lebens- und Wachsthums-Zeitaltern für unsre ganze irdische Organismenwelt stattfinden muß, und die Annahme legt sich nahe, daß speciell auch die Menschheit gegen Ende oder nach erfolgtem Abschlusse einer solchen seculären Winterszeit den Anfang ihres Daseins genommen haben werde. Aber wer bestimmt uns die Länge dieses Weltenfrühlings als muthmaaßlicher Geburtszeit unsres Geschlechts? Haben Adhémar und Schmick Recht, mit ihrer Annahme einer 10—11000jährigen Dauer jeder großen Hauptperiode, oder verdient Croll Glauben mit seinen Weltzeiten von mindestens 200 000jähriger Länge? Man lebe so lange, und man wird die Antwort haben! Mit empirischer Sicherheit wird vor dem Zuendegehen wenigstens Einer solchen Weltperiode nicht darüber entschieden werden können, innerhalb welcher Epochen die Bedingungen zum Aufblühen menschlichen Lebens auf unsrem Planeten wiederkehren. Gegen die Haltbarkeit der Voraussetzungen, worauf die Adhémarschen wie die Crollschen Berechnungen fußen, haben Astronomen wie Mädler und Klein sowie Mathematiker wie Günther u. A. sich in höchstem Grade skeptisch geäußert.[1]) Und ferner wer fügt uns den Anfangspunkt menschlicher Entwicklung mit Sicherheit ein in jene colossalen Zeitläufe? wer sagt uns, ob der Weltenwinter schon lange vorüber war, als unsre Geschichte begann, oder ob eben beim ersten Frühlingswehen, als unsre gemäßigten Zonen noch über und über von Polareis bedeckt waren und nur ein schmaler Tropengürtel paradiesisches Klima genoß, das Stammelternpaar ins Dasein trat? — Hier bleibt eben noch Alles zu erforschen. Das Problem ist ein ungeheures, Hunderte von besondren Untersuchungen in sich schließend. Der Rahme ist einstweilen noch viel zu lang und breit für das in ihn einzufügende

[1]) Siehe Günther, a. a. O., S. 194 ff.

kleine Bild einer lediglich während vier Jahrtausenden mit einiger Sicherheit bekannten Geschichte. Was immer man versuchen möge, um diese Spanne Zeit in das Dahinrollen der Ewigkeitszeiträume unsres Sonnensystemlaufs bestimmt anzugliedern, es kann nur hypothetische Resultate ergeben. Schon die babylonischen Weltjahre und die Sothisperioden der Aegypter waren derartige hypothetische Berechnungsversuche, denen es eben nur in noch höherem Grade an sicherer astronomischer Basis gebrach als jenen neueren Berechnungsweisen. Wenn nur wenigstens die bekannten Daten der Geschichte der genannten Völker sich zuverlässig mit den Ausgangspunkten solcher Epochen der älteren astronomischen Zeitrechnungskunst verknüpfen ließen, damit man so eine ungefähre Antwort darauf gewönne, seit wann astronomisch zu beobachten und zu rechnen angefangen worden, oder wie weit etwa wissenschaftliche Zeitbeobachtung der Menschheit zurückreicht! Allein auch auf diesem Punkte bleibt doch Alles höchst ungewiß. Woher sonst die oben berührten starken Differenzen der heutigen ägyptischen Chronologen überhaupt? woher der geringe Glaube, den Lauth und v. Pessl mit ihren auf die Sothisjahre 138 n. Chr. und 1323 v. Chr. als feste Ausgangspunkte gestützten Versuchen zum Nachweise noch mehrerer früherer Sothisperioden von 1461jähriger Länge als historisch scharf umrissener Zeiträume der altägyptischen Geschichte bei ihren Fachgenossen bisher gefunden haben? Warum differiren auch gerade diese beiden Chronologen unter sich, sofern das zweite Sothisjahr vor 1323, also 4245 v. Chr., nach Lauth der Regierungszeit des Menes, nach v. Pessl aber der eines mythischen Vorgängers des Menes, namens Ubienthis oder Bytis entsprechen soll?[1] Festen chronologischen Boden hat man bei diesen Annahmen, je weiter sie rückwärts in die vorchristlichen Jahrtausende hinein greifen, desto weniger unter seinen

---

[1] Vgl. einerseits J. Lauths „Aegyptische Chronologie", Straßburg 1877, andrerseits H. v. Pessls Schrift: „Das chronologische System Manetho's," Leipzig, 1878.

Füßen. Sie liefern doch höchstens nur relativ zuverlässigere Ergebnisse als jene schwindelhaften Versuche französischer Gelehrter zu Anfang unsres Jahrhunderts, die aus dem Thierkreiszeichen von Dendera ein mindestens 17 000jähriges Alter der ägyptischen Geschichte herauslesen zu können meinten, oder als die sonstigen neueren Versuche zur astronomischen Bewahrheitung jener mehr als 10 000jährigen Dauer dieser Geschichte, von welcher die Priester der Perserzeit dem Herodot vorfabelten.

3. Weder die urkundlich bezeugte Geschichte noch die Astronomie reichen den Chronometer dar, mittelst dessen ein höheres als 6000jähriges Alter der Menschheit wissenschaftlich festgestellt werden soll. Vielleicht thut dieß aber die geologisch-paläontologische Forschung? An tiefem Eindringen in den dunklen Erdenschooß hat es diese ja gewiß nicht fehlen lassen und die Thatsache, mittelst deren sie das Alter sowohl der vormenschlichen Schöpfungsepochen als der Menschheitsgeschichte zu fixiren sucht, zählen nach Hunderten, ja Tausenden? Aber freilich wie steht es um die Sicherheit dieser Evidenzen? Gibt es in der That schon eine geologische Chronologie von einigem wissenschaftlichen Werthe und innerhalb ihrer eine Altersberechnung des Menschengeschlechts, auf die man sich einigermaaßen verlassen könnte?

Wir sahen schon oben, wie höchst zweifelhafter Art die angeblichen Zeugnisse des s. g. Steinzeitalters für ein nach Myriaden von Jahren zählendes Menschheitsalters genannt werden müssen, und in welchen mythischen Nebel insbesondere der belgisch-französische Tertiärmensch sich verliert. Daß vielleicht noch einmal unwidersprechliche Belege für ein Vorkommen menschlicher Fossilreste und Artefacte in älteren als blos quaternären Schichten gewonnen werden, soll keineswegs für unmöglich erklärt werden. Es fragt sich nur, ob damit in der That etwas Triftiges gegenüber den biblischen sechs Jahrtausenden festgestellt wäre. Die Tertiärzeit muß als ein lang währender geologischer Zeitraum betrachtet werden; die Unterperioden des Eocän, Miocän rc. welche sie in sich schließt, mögen in ihrer

Gesammtheit auch nicht unter hunderttausend Jahren zu schätzen sein. Folgt daraus schon sofort, daß der Abschluß dieser Periode bereits Myriaden von Jahren hinter uns liegt? Wir glauben die Berechtigung der Geologie zum Dictiren fester Ziffern, welche die Länge dieser oder irgendwelcher früherer Erdbildungsepochen ausdrücken sollen, schon principiell negiren zu dürfen. Wir bestreiten ihre Competenz zum Fällen rechtskräftiger Urtheile über urzeitliche chronologische Fragen.

Als einziges Mittel zur Zeitbestimmung bietet dem Geologen die Analogie der heute an der Erdoberfläche vor sich gehenden Veränderungen, insbesondere der durch vulkanische Kräfte sowie der durch Erosionswirkungen und Niederschläge des Wassers von Meeren, Seen und Flüssen geschehenden, sich dar. Aber das ganze Gebiet dieser Analogiebeweise leidet an Unzuverlässigkeiten und trügerischen Scheinphänomenen der ärgsten Art. Was für etliche Jahrzehnte Gesetz gewesen, wird durch diese oder jene plötzlich eintretende Störung durchbrochen und über den Haufen geworfen. Es gibt keinen unabänderlich festen Zeitmesser, weder für Tropfsteinbildungen in Höhlen, noch für Kalksinter-Ablagerungen außerhalb solcher; weder für das Ansetzen von Jahresringen der Bäume, noch für Torf-, Braunkohlen- oder Steinkohlenbildungen. Scheint die Verwandlung abgestorbener und versunkener Vegetabilien in Kohle dermalen gewisse längere Zeiträume zu erfordern, so muß bei einigem Nachdenken es sich doch als ganz und gar unthunlich herausstellen, von solchen Vorgängen der Gegenwart aus irgendwelche chronologische Rückschlüsse auf die Kohlenbildungsprocesse der Urzeit zu machen. Daß an den Steinkohlenbildungen der Flözformation eine weit höhere Temperatur als die jetzt auf der Erde herrschende sowie eine an Kohlensäure reichere Zusammensetzung der Atmosphäre Antheil gehabt haben muß, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Die Ergebnisse der bekannten Versuche Göpperts in Breslau, der durch Wasserdämpfe und hochgradig erhitztes Wasser verschiedne vegetabilische Stoffe binnen zwei Jahren in Braunkohle und binnen sechs Jahren in glänzend

schwarze Steinkohle verwandelte: deßgleichen die ähnlichen Resultate, welche Daubrée in Plombières mittelst Versuchen zur Anthracitbildung u. dgl. m. erreichte, zeigen unwiderleglich, daß die klimatischen Naturbedingungen der Jetztzeit keinerlei Maaßstab für Vorgänge der Urzeit wie die in Rede stehenden abgeben können. Mit den eigentlichen Erosions- oder Wasserniederschlags-Processen verhält es sich ähnlich. Weder an Meeres- noch an Binnensee-Küsten findet ein ungestört regelmäßig Steigen oder Fallen des Wasserspiegels statt. Die Spiegel des Kaspi-Sees zeigt gewöhnlich ein durchschnittliches Steigen und Fallen von etwa 2 Fuß innerhalb Eines Jahres, stieg jedoch vor 12 Jahren (1867) ausnahmsweise um 1½ Fuß höher. Stärker noch schwankt der Höhen- und Tiefenstand des Aral-Sees. Wie es sich auch mit der bekannten Annahme eines einstigen Einströmens des Oxusflusses nicht in diesen letzteren, sondern in den Kaspischen See verhalten, ob sie gegründet sein mag, oder nicht: auf jeden Fall zeigen die Mündungsregionen großer Ströme in allen Welttheilen eine Neigung zu oft sehr beträchtlichen Veränderungen ihrer Gestalt und Lage. Der Hoangho hat chinesischen Berichten zufolge seinen unteren Lauf während der letzten 1200 Jahre bereits neunmal dergestalt geändert, daß die Mündung um mehrere Breitegrade bald nördlicher bald südlicher lag. Von der Wolga sowohl wie von der Weichsel, dem Po und andren in ihrem Unterlaufe durch sehr flache Gegenden strömenden Flüssen ist Aehnliches bekannt. Die auf die Schlamm- und Sand-Ablagerungen an den Deltas der Flüsse gegründeten Versuche zu Altersberechnungen sind durchweg ganz unzuverlässiger Art. Was während mehrerer Jahrhunderte durch langsame und stetige Anschwemmung geworden, kann durch einen Sturm oder eine Springfluth während einer einzigen Nacht zerstört werden, so daß alle nach uniformitarischem Princip an jene gewöhnlichen Veränderungen geknüpften Berechnungen, sobald sie auf Perioden von größerer Länge erstreckt werden, nothwendig illusorischen Charakter annehmen. Im unteren Aegypten „kann der Fellah, der einen Damm um das Unterende seines Feldes zieht, in

einem einzigen Jahre ein paar Jahrtausende mehr in die scharfsinnigen Berechnungen eines europäischen Gelehrten hinein schwemmen."[1]) Weder die Nilschlamm-Ablagerungen also, noch die Mississippi-Anschwemmungen, noch die der Oder oder des Rhein, noch die der Rhone oder der Tinière am Genfer See, bieten irgendwelche auch nur annähernd sichere Chronometer dar. Von den durch die aushöhlende Thätigkeit mächtiger Wasserfälle bewirkten Wegspülungen gilt Aehnliches. Die s. Z. von Lyell und andren Geologen versuchte Berechnung des allmähligen Zurückweichens des Niagara-Falles um angeblich Einen Fuß jährlich, wurde hinfällig, als plötzlich im Winter 1868/69 ein mächtiger Gesteins-Einsturz den ungeheuren Fall um mehr als 30 Fuß auf Einmal zurückweichen machte und so das frühere Hufeisen in ein Dreieck umwandelte! Bei denjenigen Veränderungen, die man an langsam sich hebenden oder senkenden Meeres- oder Seeküsten beobachtet, tragen sich nicht selten ähnliche plötzliche oder ruckweise Katastrophen zu, welche alle Berechnungen im Sinne des Uniformitarismus oder Quietismus zu Schanden machen. Die Neuhebriden-Insel Tanna ergab, während ihr Bodenniveau vorher in unmerklich langsamer Veränderung begriffen war, im vorigen Jahre in Folge eines Erdbebens mit Einem Male eine Hebung ihres Bodens um 20 Fuß. Man denke auch an die berühmte Fischerhütte von Södertelgte am Mälar-See, die, wie man jetzt allgemein annimmt, einst durch einen plötzlichen Bergrutsch verschüttet wurde, während der unzeitgemäße Scharfsinn früherer Untersucher für sie ein Alter von 80 000 Jahren herauszurechnen versucht hatte.[2])

Dieser Stand der Dinge läßt überhaupt die Zahlenbestimmungen der geologischen Chronologen als etwas höchst Prekäres und Werthloses erscheinen. Die Abweichungen der einzelnen Berechnungs-

[1]) Max Eyth, Wanderbuch eines deutschen Ingenieurs, Bd. I, Heidelberg 1871.

[2]) Vgl. Karsten, in den Sitzungsberichten der Berliner Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie &c. 1876, S. 75 f.

versuche von einander sind in der That kolossal; sie ergeben verhältnißmäßig weit grellere Differenzen als jene auf das Zeitalter des Menes bezüglichen Altersbestimmungen der Aegyptologen. Und zwar gilt das von den Versuchen zur Bestimmung des Alters der gesammten irdischen Organismenwelt ganz ebenso wie von den die Anfänge der Menschheitsgeschichte betreffenden. Wenn Häckel und Tyndall für die Zeit seit dem Beginn organischen Lebens auf der Erde ungezählte Milliarden, Huxley und Wallace weit über 100 Millionen, W. Thomson wenigstens ungefähr 100 Millionen, Helmholtz 68—70 Millionen, Young und Tait aber nur 10—15 Millionen von Jahren erfordern; oder wenn nach Arago 313 600, nach Gustav Bischofs niedrigster Schätzung 1 300 000, nach desselben höchster Schätzung aber 9 Millionen Jahre seit Entstehung der Steinkohlenflötze verstrichen sein sollen: so stellt uns das Alles ein nicht minder wirres und tolles Babel von Meinungen vor Augen wie wenn aus den Auswaschungen des Sonnen-Thals bei Abbeville für die einst da lebenden Steinmenschen ein Alter bald bis zu mehreren Zehntausenden von Jahren, bald bis zu 100 000 Jahren (so selbst Lyell) oder darüber herausgerechnet wurde; oder wenn man aus den Nil-Anschwemmungen bald ein 12 000-, bald ein 30 000-, bald ein 74 000jähriges Alter des ägyptischen Culturlebens zu folgern suchte, oder wenn man das Alter des Mississippi-Deltas und seiner Bewohner je nach den verschiednen in Anwendung kommenden Methoden auf 4400 (Humphreys), oder auf 33 000 (v. Kloeden) oder auf 67 000 (Lyell) oder auf 100 000—126 000 Jahre (so einige von K. Vogt citirte Gewährsmänner) bestimmte. Die Menschengebeine einer Knochenhöhle in Kent sollten nach Vivian 260 000 Jahre alt sein; ein in Florida ausgegrabener Menschenkiefer nach Agassiz 135 000 Jahre, gewisse unweit der Dardanellen aus quartärem Drift zu Tage geförderte rohe Kunstreste nach Frank Calvert ungefähr 100 000 Jahre, ein am Mississippi-Ufer bei New-Orleans inmitten versunkener Cypressen-Wälder entdeckter Indianer-Schädel nach George Dowler 57 000 Jahre, die 1854 bei Heliopolis im

Nilschlamme in einer Tiefe von 72 F. aufgefundnen Thonscherben nach Horner 24000 Jahre, die dänischen Küchenabfälle wegen der in ihnen vorkommenden Knochenreste vom Auerhahn nach Steenstrup u. AA. mindestens 4000 Jahre, oder nach Lyell gar 16000 Jahre — lauter gleich willkürliche Schätzungen, denen jetzt schon kein besonnener Forscher mehr irgendwelchen Werth beilegt.[1])

Wohl der ärgste Schwindel auf dem hier in Rede stehenden Gebiete ist eine Zeitlang mit den Pfahlbauten und den an sie geknüpften Berechnungen des Alters der mitteleuropäischen Culturvölker getrieben worden. Mehrere der ersten Erforscher dieser zuerst 1854 im Züricher See, dann bald in den meisten übrigen Schweizerseen, vielen Seen Oberitaliens, Oesterreichs, Deutschlands ꝛc. entdeckten merkwürdigen Wasserwohnungen aus scheinbar vorhistorischer Zeit verstiegen sich zu maaßlos hohen Schätzungen des Alters ihrer einstigen Erbauer und Bewohner und fanden dafür Glauben in weiteren Kreisen. Ferdinand Keller in Zürich, der eigentliche Begründer dieses archäologischen Forschungsbereichs, legte dem untersten, seinem Inhalte nach anscheinend noch der Steinzeit angehörigen Stockwerke der Pfahlbauten von Robenhausen ein Alter von 6720 Jahren bei. Morlot suchte aus Anschwemmungen der Tinière bei ihrer Mündung in den Genfersee für die Pfahlbauten in den Umgebungen dieses Sees ein Alter von 10—13000 Jahren herauszurechnen. Etwas vorsichtiger verfuhr Troyon in Lausanne sowie Gillièron, welcher Letztere einer Pfahlwohnung zwischen dem Neuchateler und Bieler See ein Alter von 6750 Jahren ertheilte. Für weit jenseits aller historischen Zeit entstanden wurden die mitteleuropäischen Pfahlbauten während des ersten Jahrzehnts nach ihrer Entdeckung auch von vielen sonst besonnenen Alterthumsforschern gehalten. Namentlich auch für die in Mecklenburg und andern Ostseeländern entdeckten Seewohnungen dieser Art meinten Lisch und Virchow, übereinstimmend mit der

---

[1]) Vgl. überhaupt Reusch, Bibel und Natur, 4. Aufl., S. 590 f.; Güttler, a. a. O., S. 279 ff., u. m. „Gesch. der Beziehungen ꝛc.," II, 587 ff.

skandinavischen Archäologenschule, eine Zeitlang ein bis tief in die nordeuropäische Steinzeit, also bis jenseits des ersten oder gar des zweiten vorchristlichen Jahrtausends hinaufreichendes Alter postuliren zu müssen. — Man ist längst von diesen Uebertreibungen zurückgekommen; weiter als bis um das J. 1000 v. Chr. verlegt dermalen kein competententer Beurtheiler mehr die Entstehungszeit der ältesten Pfahlniederlassungen europäischer Binnengewässer. Was Herodot (V, 16) über ein befestigtes Pfahldorf der thrakischen Päonier im Prasiassee und über seine Vertheidigung wider den Perserfeldherrn Megabazus unter Darius Hystaspis um 510 v. Chr. berichtet, führt uns ungefähr mitten in die Zeit hinein, wo diese Art von Ansiedlungen bei der mitteleuropäischen Bevölkerung üblich waren. Ja es scheint Manches dafür zu sprechen, daß die Blütezeit der Pfahlbautencultur Europa's sogar noch etwas später, nemlich mit Pallmann erst um 200 oder 300 v. Chr. zu setzen ist.[1]) Von der Frage nach Zweck und Bestimmung der Pfahlbauten — ob sie durchgängig gleich jenen päonischen des Prasiassee's oder gleich den von Cäsar gelegentlich seiner Kämpfe mit den alten Briten an der Themse beschriebenen[2]) Zufluchtsstätten für Kriegszeiten, gleichsam feste Wasserburgen waren, oder ob man einen Theil von ihnen für Handelsniederlassungen phönikischer oder massaliotischer, also celtisch-griechischer, oder philistäisch-pheresitischer oder etruskischer Kaufleute im s. g. Bronze-Zeitalter (nach den betr. Hypothesen von Franz Maurer, Pallmann, de Rougemont, Wiberg u. AA.) zu halten hat — wird die Altersbestimmung der vielumstrittenen Monumente kaum in wesentlicher Weise berührt. Denn welches der genannten tauschhandeltreibenden Völker es auch gewesen sein sollte, das die in den Pfahlbauten vorgefundenen Kunstgegenstände aus südlicheren Ländern dem mittleren und nördlicheren Europa zuführte: auf eine frühere Zeit als etwa die Homerische wird man durch keine der sie be-

[1]) Reinhold Pallmann, Die Pfahlbauten und ihre Bewohner, Greifswald 1866. Aehnlich im Ganzen auch F. Ratzel (s. unten).

[2]) De bello Gall. V, 18.

treffenden Hypothesen zurückzugehen genöthigt. Die Zeit um 12 bis 1500 v. Chr. dürfte im alleräußersten Falle als die, wo die ersten dieser Bauten in unsrem Erdtheil entstanden, zu betrachten sein. Daß viele Seewohnungen ähnlicher Art erst innerhalb der christlichen Geschichte ihren Ursprung genommen haben, ja noch jetzt bei manchen Völkern andrer Welttheile im Gebrauche sind, steht außerdem fest. Ueber die Crannoges oder Pfahl-Inseln Irlands als noch bewohnte Niederlassungen haben wir Nachrichten aus dem 9. bis 17. Jahrhundert; über ein zu Fischerzwecken angelegtes Pfahldorf bei Laufenburg am Oberrhein solche aus dem J. 1293; über die Pfahlbauten mittelafrikanischer Neger im Benue-Fluß ziemlich neue durch Gerhard Rohlfs; über die der Nikobaren-Insulaner solche durch Hermann Vogel; über die der Orinoko-Anwohner und der Nachbarn des Maracaibo-Sees durch Franz Engel; über die der Dayacken Borneo's und noch andrer Naturvölker der Gegenwart durch andre neuere Reisende.[1])

Durchaus nicht weiter als durch die Pfahlbauten-Alterthümer unsrer europäischer Seen, werden wir durch einen andren Lieblingsgegenstand moderner archäologischer Forschung: die verschiednen Grabstätten, als Felsen- und Hügelgräber, Steinkammern, Hünenbetten, Dolmen ꝛc. in die Vergangenheit des menschlichen Culturlebens zurückgeführt. Selbst die leidenschaftlichsten französischen Verfechter der Annahme eines besonderen angeblich von Skandinavien aus über Mitteleuropa und Spanien nach Nordafrika eingewanderten „Dolmenvolkes", auf welches die bekannten Felspfeiler-Tische dieses Länderbezirks zurückzuführen sein sollen (so General Faidherbe, Cartailhac u. AA.), wissen diesem Dolmenvolke kein höheres Alter zuzuschreiben, als etwa die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christo. Mit Recht aber verwirft die größte Mehrzahl aller be-

[1]) Vgl. wegen der hier nöthigen Belege meine „Urgeschichte der Erde und des Menschen" (1868), S. 152 ff.; Güttler, S. 302 ff.; F. Ratzel, Vorgeschichte des europ. Menschen, S. 150—212; H. Kraffert, Zur Pfahlbautenfrage — im „Ausland" 1879, Nr. 30.

sonnenen Forscher sowohl diese neuere Dolmenvolks-Hypothese als jene ältere, welche alle dolmenartigen Denkmäler den Kelten zuzuschreiben liebte, als leere Phantasiegebilde, unter Hinweisung auf das Vorkommen von monumentalen Steintischen und Felspfeilern bei roheren Völkern aller Erdtheile auch noch in neuerer Zeit.[1]) Auch was man über Skythen oder über Gothen als angebliche Urheber der zahlreichen Hügelgräber Osteuropa's gemuthmaßt hat, mag es nun gegründet sein oder nicht, führt keinesfalls über bekanntere geschichtliche Epochen hinauf. Der Steinzeit angehörige Hügelgräber und Grabkammern sind — neben den jedenfalls viel zahlreichern Grabstätten dieser Art, welche bereits Metallgeräthe enthalten, allerdings ziemlich viele geöffnet worden. Aber nicht einmal sie bezeugen ein in eigentlichem Sinne des Worts vorhistorisches Zeitalter der in ihnen Bestatteten. Virchows anatomische Untersuchungen der Schädel steinzeitlicher Hügelgräber Dänemarks lehren, daß es ganz dieselben Bewohner dieses unsres Nachbarlands wie die heutigen waren, welche darin beerdigt wurden, und daß man weder lappische oder finnische, noch esthnische oder sonstige Vorgänger der heutigen Dänen als einst dort wohnend anzunehmen nöthig hat.[2]) — Wie gering, auch abgesehen von diesen Gräberforschungen, der Werth des von den Archäologen Dänemarks über ethnologische Verhältnisse und Altersfragen ihrer Vorzeit Gemuthmaaßten im Allgemeinen anzuschlagen ist, zeigen die bekannten Torfmoor-Berechnungen sammt den sie begleitenden merkwürdigen Enttäuschungen. Nach seiner Lagerung unter mehreren dicken Torfschichten zu urtheilen, hätte ein 1859 bei Westerschnaabeck im Sundewitt an der Schleswigschen Ostküste ausgegrabenes altskandinavisches Schiff mit Waffen, Pferdegerippen, Geräthschaften ꝛc. als viele Jahrtausende alt gelten müssen, rührte

[1]) Gegen Faidherbe, Cartailhac als Vertreter jener modernen Dolmenvolk-Hypothese erklärten sich beim Brüsseler Archäologen-Congreß 1872 selbst Worsaae, Hildebrand und andre skandinavische Gelehrte. Vgl. sonst Ratzel, a. a. O., S. 262 ff.

[2]) Ratzel, S. 261.

aber in Wirklichkeit wie die darin gefundnen römischen Münzen aus der Zeit Kaiser Antonins des Frommen nebst andren Indicien zeigten, frühesten aus dem 3. oder 4. Jahrhundert unsrer christlichen Zeitrechnung her. Als nur wenig älter erwiesen sich zwei andre, in einem Torfmoore bei Flensburg aufgefundene Boote, bei denen gleichfalls die in ihnen vorfindlichen römischen Kaisermünzen den durch die Dicke der Torfschicht erzeugten Schein zu zerstören dienten.[1])

In die hier betrachteten Untersuchungsgebiete, insbesondere die Pfahlbauten- und die Gräberforschung eng hineinverflochten ist die berühmte Hypothese der drei Culturperioden: des Stein-, Bronze- und Eisenzeitalters, deren bereits früher gelegentlich gedacht werden mußte. Auch dieses Fündlein moderner paläontologischer Weisheit — ausgedacht zuerst um die Mitte der 40er Jahre durch den Etatsrath Thomsen († 1865), den Begründer des in seiner Art vortrefflichen Museums nordischer Alterthümer zu Kopenhagen, und weiterhin durch ihn, Worsaae, Nilsson, Hildebrand, Müller und andre verdiente Alterthumsforscher der skandinavischen Länder in weiteren Kreisen zu Ehren gebracht[2]) — ist vielfach als Rüstkammer zur Schmiedung von Waffen gegen die biblische Zeitrechnung benutzt oder doch mitbenutzt worden, hat jedoch seine Rolle nach dieser Seite hin bereits völlig ausgespielt. Das Dreiperioden-System, soweit es zunächst als maaßgebend für Mittel- und Nordeuropas Culturentwicklung durch jene Forscher aufgestellt worden, ist während des letzten Jahrzehnts den wuchtigen Streichen einer Reihe deutscher Kritiker wie Hostmann, Ecker, Lindenschmitt, Graf Wurmbrand ꝛc., gänzlich erlegen. Trotz des verzweifelten Widerstands seiner dänischen Urheber beginnt es neuestens bei unbefangneren Autoritäten auch des Auslands wie dem französischen Archäologen Alexandre Bertrand, dem englischen Metallurgen Percy, bei St. John Day ꝛc. seinen Credit zu verlieren. Man ist an maßgebender

[1]) M. „Urgeschichte der Erde" ꝛc., S. 143 (nebst Note 12).

[2]) Vgl. das bekannte, als Führer durch jenes Museum dienende Schriftchen: „Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen" (1876), S. 11 ff.

Stelle jetzt wesentlich darüber einig, daß den Begriffen Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit lediglich eine relative Geltung zukommen kann; daß man statt dieser Ausdrücke wegen der notorischen Gleichzeitigkeit des Vorkommens der Steingeräthe gewisser Länder neben Bronzegeräthen ꝛc. andrer Länder, besser die Namen Stein-, Bronze-, Eisenstufe zu gebrauchen hätte; daß endlich ein Vorausgehen der Bronzefabrikation vor der Eisenfabrikation in Wirklichkeit gar nicht nachzuweisen sei, vielmehr die Kunst des Zusammenschmelzens von Kupfer mit Zinn oder Zink zu Bronze das Vorhandensein einer Kunst der Eisenverarbeitung schon voraussetzt. Es ist nur ein Phantasieproduct nordischer Archäologen, auf den bekannten dichterischen Schilderungen Hesiods und Lukrez's beruhend und begünstigt durch den Umstand, daß eine Zeitlang vorzugsweise Bronzegegenstände, später dann erst Eisenwaaren, durch den Tauschhandel etruskischer oder griechischer Kaufleute nach dem Norden hin verbreitet wurden: lediglich ein solches Wahngebilde ist es, das den Alterthumsforschern Skandinaviens wie durch eine optische Täuschung als angebliches Bronze-Zeitalter sich vorgespiegelt hat.[1]) Auch für Nordamerikas ältere Zeit hatte man etwas Aehnliches wie jene Dreiperioden-Folge, nemlich die Aufeinanderfolge einer Steincultur, dann einer Kupfer-, einer Bronze- und endlich einer Eisen-Cultur nachzuweisen versucht. Neueste gründlichere Forschung hat aber auch für diesen Welttheil das Fehlen irgendwelcher besonderer Bronzestufe, ebenso wie das irgendwelcher vor die Einwanderung der Europäer fallenden Eisenfabrikation dargethan.[2]) Steinzeit und Metallzeit sind in Wahrheit

---

[1]) Siehe überhaupt die Verhandlungen im „Archiv für Anthropologie" seit Hostmanns einschneidender Kritik der Hildebrand'schen Schrift: „Das heidnische Zeitalter in Schweden" (Archiv f. Anthropol. Bd. VIII, 1875, S. 278 ff.). Vgl. auch St. John V. Day, The prehistoric use of iron and steel, Lond. 1877, — sowie die Besprechung dieser Schrift von Beck im Archiv f. Anthropol., Bd. XI, S. 494 ff.

[2]) Gegen Virchow (Verhandlungen der Berl. Gesellsch. f. Anthropol. und Ethnol. 1877, S. 143 ff.) und Emil Schmidt (Archiv für Anthropol. Bd. XI,

die beiden einzigen Culturstufen, welche sich für die alte Welt sowohl wie für die neue historisch unterscheiden lassen. Und auch sie greifen, wie schon früher (VI) bemerkt worden, vielfach tief ineinander; daß die erstere überall Jahrtausende weit hinter der letzteren zurückliege, wird immer gründlicher als ein aus übertriebener Alterthümelei oder Archäomanie der antiquarischen Forscher entspringendes Vorurtheil ohne allseitige reale Begründung erkannt.

Wie sehr die neueste paläontologische und archäologische Wissenschaft mit den traditionellen Irrthümern des geologischen Quietismus oder Uniformitarismus zu brechen begonnen hat und bescheidnere Schätzungen bevorzugt, dafür erlauben wir uns zum Schlusse noch einige Aussprüche namhafter Natur- und Alterthumsforscher anzuführen. Oscar Fraas, überhaupt einer der behutsamsten und conservativsten Geologen, was chronologische Fragen betrifft, und dabei vielleicht ein zu heftiger Gegner der bekannten französischen Tertiärmenschen-Hypothese, der er allen und jeden Grund abspricht, wirft in verschiedenen seiner Schriften die Frage auf: warum doch die Eiszeit, gegen deren Ende die frühesten Spuren menschlicher Existenz auftreten, nothwendig so ungeheuer weit, wie die landläufige geologische Zeitrechnung dieß gern thut, über die historische Zeit hinauf verlegt werden müsse, und ferner: warum die Nachrichten mittelalterlicher und vormittelalterlicher Quellen wie z. B. das Nibelungenlied, die Gesetze Karls des Großen, Tacitus, Cäsar ꝛc., mit ihren Hindeutungen auf gewaltige seitdem stattgehabte Veränderungen in der Thierwelt, nicht gehörig benutzt würden, wenn es das Verhältniß der Mammuth- und der Renthierperiode zur Jetztzeit zu bestimmen gelte? „Drei bis vier Jahrtausende, die hinter uns liegen", meint er, „sind schon an sich schwindelnde Größen,

S. 65 ff.) als Vertheidiger einer besondren Kupferzeit für Nordamerika s. besonders Ratzel, Die Vereinigten Staaten ꝛc. I: Physikalische Geographie und Naturcharakter, München 1878.

wenn man auf dem mühevollen Pfade der Forschung sich hindurch arbeiten soll. Bis jetzt hat es noch kein Naturforscher vermocht, auch nur Ein Jahrtausend in der Art zu bewältigen, daß er die Veränderungen der Thier- und Pflanzenwelt nachzuweisen im Stande wäre, welche von heute ab bis zurück zu Karl dem Großen vor sich giengen." „Warum doch", fragt er tadelnd, „ungeheure Zeiträume abstecken, zu deren Ausfüllung es dann an concretem geschichtlichem Material gebricht?" — In ähnlicher Weise behauptet Quenstedt in Tübingen, nach Besprechung der Adhémarschen Eiszeitentheorie, der er eine gewisse Wahrscheinlichkeit zuzugestehen bereit ist: „Gienge aber die größte Herrschaft der Gletscher blos 11 000 Jahre zurück, dann dürften wir, da der Anfang unsres Geschlechts doch diesseits zu liegen scheint, an die alten uns so theuer gewordenen Ueberlieferungen anknüpfen, dürften wieder jene Ueberzeugungen herauskehren, die wir in kindlicher Einfalt schon mit der Muttermilch einsogen. Ein guter Kämpfer gibt nicht leichtfertig seine Position auf, sondern weicht nur, sofern er weichen muß .... Denn wir müssen nicht meinen, daß in der Vorwelt Alles nur Entwicklung sei, sondern von Zeit zu Zeit fällt wenigstens scheinbar plötzlich die Frucht reif zu Boden" ꝛc. — Bestimmter noch urtheilt Fr. Pfaff, der Erlanger Mineraloge, am Schlusse seiner kritischen Uebersicht über die modernen geologischen Altersberechnungen, soweit sie die Menschheitsgeschichte betreffen: „Alle Zahlen, welche von natürlichen Zeitmaaßen hergenommen für das Alter des Menschengeschlechts angegeben werden, sind höchst unsicher; die zuverlässigsten gehen nicht über 5000—7000 Jahre hinaus." Und ferner, was geologische Zeitbestimmungsversuche überhaupt betrifft: „Schwerlich möchte man irgendeine andre Aussage hinsichtlich der geologischen Chronologie als sicher bezeichnen dürfen, als die unbestimmte und dehnbare, daß die Erde sehr alt sei und schon lange Zeiten hindurch sehr bedeutenden Veränderungen ausgesetzt gewesen sei. Auch auf diesem Puncte finden wir das Resultat, das sich — — in die Worte zusammenfassen läßt: Viel Unsichres, wenig Sicheres". — Der Canadensische

Geologe Dawson, bekannt durch seine Forschungen über das s. g. Eozoon, vindicirt zwar diesem angeblichen Erstling der Organismenwelt — der übrigens unter der Hand der neuesten Forscher aus einem Urthier, Eozoon, vielmehr eine Urpflanze, Eophyllon, werden zu sollen scheint — also überhaupt dem organischen Leben auf unsrem Planeten, ein nach Millionen von Jahren zählendes Alter, erklärt aber mit Bezug auf die Versuche, das Alter der frühesten Spuren des Menschengeschlechts aus Erosionserscheinungen u. dgl. muthmaaßlich zu bestimmen: „Das Alles (die Aushöhlung von Flußthälern, Ablagerung von Sand und Erde in Höhlen, Tropfsteinbildung 2c.) ist so veränderlich und ungewiß, daß, obschon man sagen mag, es bleibe ein Eindruck von hohem Alter über die Zeit unsrer Geschichtskenntniß hinaus im Geiste unsrer Geologen zurück, doch kein absolutes Alter als wahrscheinlich bewiesen worden ist; und während Einige auf Grund des angeblich Klargestellten das Alter des Menschen auf eine halbe Million von Jahren ausdehnen möchten, scheinen dennoch die ältesten Ueberreste unsre herkömmlichen 6000 Jahre nicht zu überschreiten". Mit specieller Rücksicht auf Amerika sagt eben dieser Gelehrte, in bestimmtem Gegensatze zu den extravagant hohen Altersbestimmungen gewisser nordamerikanischen Geologen und Schädelforscher: „Die wirkliche amerikanische Race, obgleich in Form und Gesichtsbildung den paläokosmischen Menschen (Europa's) nahe verwandt, kann keinen Anspruch auf hohes Alterthum machen; selbst ihre ältesten Glieder, die Dammerbauer (mound-builders) des Ohio und Mississippi, ruhen im modernen Alluvium der Flüsse und können kein geologisches Alter in Anspruch nehmen."[1])

Selbst eine Reihe von Forschern, denen sich irgend Etwas wie religiös motivirter Conservatismus oder bibelgläubige Befangenheit

[1]) Osc. Fraas, Beiträge zur Culturgeschichte, aus schwäbischen Höhlen entnommen (Archiv f. Anthrop. V, 172 ff.). — Quenstedt, Klar und Wahr, S. 161 f. — Pfaff, Die neuesten Forschungen u. Theorien auf dem Gebiet der Schöpfungsgeschichte, S. 76, sowie: Allgemeine Geologie (Leipz. 1873), S. 285 f. — Dawson, Natur und Bibel (Gütersloh 1877), S. 104 ff.

in keiner Weise vorwerfen läßt, hat über die beliebten Berechnungsresultate der quietistischen Geologenschule theilweise principiell verwerfende Urtheile gefällt. E. B. Tylor, obschon im Allgemeinen darwinistischen Anschauungen stark zugeneigt und in keiner Weise ein Vertheidiger der biblisch-urgeschichtlichen Ueberlieferung, tadelt es doch einmal, daß „der vorhistorische Archäologe allzugroße Neigung bethätige, in liberaler und wohl etwas sorgloser Weise in Tausenden von Jahren, wie ein Financier in Tausenden von Pfunden zu schwärmen". — Schaaffhausen, ein noch entschiednerer Darwinist als Tylor, auch Vertheidiger der Möglichkeit einer einstigen wissenschaftlichen Erweisung von Tertiärmenschen gegenüber Fraas (zu Dresden 1874), hat sich doch des Oefteren sehr bestimmt gegen eine blindgläubige Annahme der geologischen Altersberechnungen erklärt. „Man darf es nicht verschweigen, daß die von einigen namhaften Forschern versuchten Schätzungen des Alters gewisser Funde ꝛc. einen wissenschaftlichen Werth durchaus nicht besitzen. Ein sichres Chronometer, die Zeiten zu messen, fehlt uns; .... daß die Auswaschung des Sommethals, welche 200 Fuß beträgt, ein Alter von 100 000 bis 240000 Jahren gehabt haben soll, ist eine höchst unsichre Schätzung... Zu den werthlosesten Altersbestimmungen gehören die der Tropfsteinbildung, die von der Menge der im Wasser vorhandnen Kohlensäure, der Temperatur und der Größe der Verdunstung abhängen wird", ꝛc. — Aehnliche und zum Theil noch kräftigere Mahnungen zur Vorsicht und Proteste gegen Leichtgläubigkeit lassen sich sogar aus Schriften K. Vogts zusammenstellen; ferner aus solchen von Zittel, Ratzel, und besonders aus dem verdienstvollen Werke G. R. Credners über die Delta's (1878), worin bezüglich der Unzuverlässigkeit sämmtlicher auf die Anschwemmungen der Flüsse gegründeter Altersschätzungen die umfassendsten Zugeständnisse gemacht werden.[1]) — A. de Quatrefages erklärt einerseits Forels auf

[1]) Tylor, Anfänge der Cultur I, 56; — Schaaffhausen im „Archiv f. Anthropol." V, 1, 118 ff.; VIII, 3. 270; — K. Vogt, Handb. der Geologie

die Anschwemmungen am Genfer See sich stützende Veranschlagung der gegenwärtigen geologischen Epoche auf hunderttausend Jahre für viel zu hoch gegriffen; andrerseits wirft er der auf Erosionsvorgänge am Saône-Ufer gestützten Berechnung Arcelin's, welcher dieselbe Epoche mindestens 6720 Jahre alt denkt, vor, daß sie bei zu niedrigen Annahmen stehen bleibe. Er meint: „daß der Beginn der jetzigen geologischen Periode entschieden über 7—8000 Jahre zurückliegt", verwirft aber zugleich die exorbitanten Schätzungen mancher moderner Zeitrechnungsmillionäre und erklärt, insbesondere „die Darwinisten seien bei ihren Untersuchungen ziemlich leichtfertig mit der Zeit umgesprungen". — Der Astronom Hermann J. Klein findet, „daß sich in den paar Fällen, wo sich eine einigermaaßen exacte Methode anwenden läßt, für das Alter des Menschengeschlechts mäßige Zahlen herausstellen, daß aber die meisten übrigen Schätzungen nicht den geringsten Werth beanspruchen können". Die letzten Jahre der Eiszeit „können vor 20 000 Jahren ihr Ende erreicht haben, sie können aber auch, wie Osc. Fraas will, bis zur Blüthe des babylonischen Reichs herabsteigen; ja die von Lartet so genannte Renthier-Epoche reicht, wie viele Thatsachen andeuten, gewiß in die historische Periode hinein" &c. — Rütimeyer stimmt Fraas darin zu, daß er ein Hineinreichen der Eiszeit bis in unsre bekannteren historischen Zeiten für wahrscheinlich hält; er denkt die Menschheit als bei noch währender Eisperiode entstanden und meint, mit Hinweisung auf die Gletscher der Alpen: daß jene Periode immer noch „aus einer Entfernung von wenigen Stunden von den Gipfeln der Berge herüber schimmert" und daß „wir uns jetzt in Wahrheit noch in den Nachmittagsstunden jenes kalten Tags unsres Planeten befinden" — wobei er freilich eine wohl nach Zehntausenden von Jahren zu messende Dauer des Eis- oder Wintertags voraussetzt. — Anklingend an Quenstedts oben mitgetheilte Aeußerung betont der

und Petrefactenkunde, II, 311. 337. — Zittel, Die Urwelt, S. 162, 331. — Ratzel, Vorgeschichte &c., S. 29 ff. — Credner, Die Delta's, ihre Morphologie, geogr. Verbreitung und Entstehungsbedingungen, Gotha 1878, S. 33 ff.

jüngst verstorbene K. E. v. Baer die Nothwendigkeit, für die Entstehungszeit des organischen Lebens auf unsrem Planeten eher eine sprungweise als schrittweise Entwicklung anzunehmen. „Neubildung und Umgestaltung wirkten früher, im Jugendzustande der Erde, viel mächtiger als jetzt .... Wenn einige Naturforscher neuester Zeit dem Menschengeschlechte sogar ein Alter von Hunderttausenden oder Millionen von Jahren geben wollten, so entbehrt diese Meinung aller Gründe ... Ich schließe, daß das Alter des Menschengeschlechts nicht sehr viel größer sein mag, als man nach den biblischen Nachrichten gerechnet hat."[1])

Der letztgenannte große Naturforscher bestimmt sein eben citirtes Votum: „nicht sehr viel größer, als nach den biblischen Nachrichten" 2c. im weiteren Verlaufe seiner Ausführung noch näher dahin: „Man wird daher nicht wohl umhin können, ein paar Jahrtausende zuzugeben." Diese Altersbestimmung, welche also statt der biblischen 6000 Jahre deren etwa 8—10 000 setzt, kommt sachlich mit den Annahmen von de Quatrefages, Quenstedt, auch wohl Rütimeyer ungefähr überein, entfernt sich auch nicht eben weit von den 7000 Jahren, welche Pfaff als Aeußerstes, das mit einiger Zuverlässigkeit betreffs des Alters unsres Geschlechts seitens der neueren Forschung ermittelt worden sei, zugestanden hat. Es darf eine solche relative Uebereinstimmung mehrerer angesehener Geologen von besonnener Haltung immerhin als bemerkenswerth bezeichnet werden, und die Frage tritt demgemäß an uns heran: hat der Vertreter des biblischen Standpunkts zu solchen Annahmen der conservativer gerichteten Forschung sich entgegenkommend zu ver-

[1]) Quatrefages, Das Menschengeschlecht, I, 162—166. — Herm. J. Klein, im „Globus" Bd. XV, H. 11, u. 12, sowie in der Vierteljährlichen Revue der Naturw., 1873, S. 83 ff. — Rütimeyer, Die Veränderungen der Thierwelt in der Schweiz seit Anwesenheit des Menschen, Basel 1876, S. 82 ff. — K. E. v. Baer, Studien 2c. II, S. 410. 430. 436. — Vgl. auch noch A. Wigand, Der Darwinismus 2c. I, 284 ff., sowie den englischen Kritiker „The Verifier: Scepticism in Geology" etc., London 1877.

halten? gestattet vielleicht die Chronologie des A. T's., falls sie einer unbefangenen, schärfer eindringenden Prüfung unterzogen wird, die von v. Baer erforderten „paar Jahrtausende" in der That zuzugeben?

Daß mit Adoptirung der alexandrinischen Chronologie hier nichts genützt wäre, sahen wir schon Eingangs dieses Abschnitts. Die 7000 bis 7500 Jahre der Septuaginta können nicht die rettende Planke für den nach Ausgleichung seiner Annahmen mit denen der modernen Geologie trachtenden wissenschaftlich erleuchteten Schriftglauben bilden, — aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie in historisch-kritischer Hinsicht viel zu morsch und wurmstichig erscheinen. Es könnte indessen sehr wohl auch durch die Annahme, daß das Patriarchenregister in Gen. 5 sowie vielleicht auch das in Gen. 11 uns weder durch den Grundtext noch durch die alten Versionen lückenlos überliefert sei, die erforderliche Erweiterung des biblisch-chronologischen Systems bewirkt werden. Das Symbolische der Zehnzahl beider Erzväterlisten könnte hiefür geltend gemacht werden; nicht minder das Vorkommen noch andrer Fälle von Auslassungen oder Uebergehungen einzelner Zwischenglieder in fortlaufenden Berichten sowohl der alt- als selbst der neutestamentlichen Geschichte. Man denke nur, was alttestamentliche Analogien betrifft, an die Jahre des Aufenthalts Israels in Aegypten sowie an die der Richterperiode, die jenachdem die einen oder die andren Anhaltspunkte für die Rechnung benutzt werden, beträchtlich längere oder erheblich kürzere Gesammtzeiten ergeben; deßgleichen und vor Allem an die Geschlechtsregister der Chronik (1 Chr. 1—9), deren vielfach nur andeutende Kürze und unverkennbar fragmentarischer Charakter eine besonders lehrreiche Parallele zum genealogischen Inhalte von Gen. 5 und 11 bildet. Oder man vergleiche auf neutestamentlichem Gebiete die Geschlechtsregister bei Matthäus und Lukas, die laut den drei ersten Evangelien scheinbar nur einjährige, laut Johannes aber mindestens drei- bis vierjährige Dauer des öffentlichen Lehrens Jesu; oder die scheinbar so kurzen, in Wahrheit aber doch nach Jahren zu schätzen-

den Zeiträume, welche der Apostelgeschichtschreiber für das grundlegende Wirken der Apostel und Evangelisten im Petrinischen Zeitalter, oder für Pauli erste Missionsreise (Apg. 13 u. 14) auswirft. — Zieht man die aus solchen Beispielen erhellende Unbestimmtheit der h. Schrift in Zeitrechnungsfragen nach Gebühr in Erwägung, so verlieren jene auf die Makrobierjahre gestützten Distanzberechnungen für die Zeit zwischen Adam und Christus von Usher, Calvisius 2c., auch schon ohne daß man ihr Differiren unter sich selbst in Anschlag bringt, ziemlich viel von ihrem Ansehen. Man gelangt zur Einsicht, daß an jener Behauptung vom Nichtvorhandensein eines festen und förmlichen chronologischen Systems in der Bibel in der That doch etwas Wahres ist. Man lernt der Eventualität, daß doch noch einmal sogenannte Tertiärmenschen, d. h. nach maaßvollerer geologischer Schätzung ziemlich tief in die letzte Eiszeit, ziemlich weit jenseits des s. g. Diluviums zurückreichende Fossilreste und Actefacte von Menschen aufgefunden und wissenschaftlich constatirt würden, man lernt einer solchen Eventualität ruhiger entgegensehen. Und man blickt nicht minder mit größerem Vertrauen auf den Fortgang der assyriologischen und ägyptologischen Forschung hin, erkennt es gern als möglich an, daß Manetho's Königsreihe mit ihren 3555 Jahren angeblicher Zwischenzeit zwischen Menes und Nectanebis II. doch noch einmal durch spätere Denkmal-Entzifferungen als geschichtlich correct bestätigt werden dürfte, so daß also die auf diesem Felde zuversichtlicher auftretenden Historiker wie Mariette, Lauth, Basil Cooper 2c. gegenüber den skeptischer gerichteten wie Brugsch, Maspéro schließlich Recht behielten.

In diesem Sinne und mit diesen Beschränkungen hat denn auch eine Anzahl neuerer Apologeten des bibelgläubigen Standpunkts eine Verlängerung des durch die Patriarchenregister abgesteckten Zeitraums alttestamentlicher Geschichte und Chronologie hypothetischerweise zu vollziehen gesucht. Delitzsch nimmt die Lepsius-Ebersche Fixirung des J. 3893 als ersten Regierungsjahrs des Menes als möglicherweise richtig an und meint, wesentlich übereinstimmend mit

dem eben von uns Dargelegten: „der complexe Charakter der biblischen Geschichtsschreibung gestatte nöthigenfalls eine Deduction des chronologischen Netzes.“ Grau urtheilt ähnlich; er setzt unbedenklich den Anfang des ägyptischen Einheitsstaats unter Menes um mindestens 2000 Jahre früher als Abraham. Der französische Protestant Cazalis de Fondouce erklärt sich bereit zu einem beträchtlichen Hinausgehen über die 7000 Jahre, zu welchen man bei Zugrundelegung der Manethonischen Chronologie gelange. Aehnlich der Herzog v. Argyll, der sein Abgehen von den knappen Maaßen der biblischen Zeitrechnung insbesondre damit motivirt, daß bei Annahme eines höheren Alters der Menschheit die dem Festhalten an der Voraussetzung ihres einheitlichen Ursprungs entgegenstehenden Bedenken sich leichter beseitigen ließen. Mehrere katholische Apologeten wie der Oratorianer de Valroger, die Jesuiten Bellynck und Knabenbauer, der Altkatholik Reusch sprechen (auch ohne wie Bischof Meignan die Ziffern der Septuaginta zu bevorzugen) sich für die Annahme einer gewissen Unzuverlässigkeit und Lückenhaftigkeit, eventuell auch einer theilweisen kritischen Corruption der alttest. Zahlen, also überhaupt im Sinne des Kanons vom Nichtvorhandensein eines festen biblisch-chronologischen Systems aus.[1]) Ja einer der neuesten Darsteller der Schöpfungsgeschichte vom römisch-orthodoxen Standpunkte aus, C. Güttler, meint sogar: „Wer überzeugt ist, daß die anthropologisch-archäologischen Beobachtungen der Neuzeit bereits zu dem negativen Ergebnisse geführt haben, daß der Mensch älter ist als 6000 Jahre, der kann ruhig die Zeitrechnung der Bibel als eine irrige bezeichnen, ohne deßhalb ihren autoritativen Charakter überhaupt angreifen zu müssen (?).

---

[1]) Delitzsch, Genesis, 4. A., S. 184. — Grau, Ursprünge und Ziele unsrer Culturentwicklung, S. 10. — Cazalis de Fondouce, Quelques notes sur l'antiquité de l'homme, in der Montaubaner Revue théologique, Juillet 1875, p. 67. — Argyll, Primeval man, ch. 2 (vgl. oben, IV).

Die Zahlen des Alten Testaments dürfen unbeschadet der Inspiration abgeändert (!) werden.[1])"

Die unbefangene Beurtheilung unsres Gegenstands im Anschluß an diese und andre, ähnlich sich äußernde Apologeten gewährt eine festere Basis der Vertheidigung gegen die bekannten Schwindeleien der landläufigen paläontologischen Chronologie als ein allzu ängstliches Sichanklammern an den Buchstaben der biblischen oder gar der jüdischen und altkirchlichen Ueberlieferung sie darreichen würde. Wo wirklich nach gesunder wissenschaftlicher Methode auf Grund der vorhandnen urzeitlichen Spuren vom Menschen über den Zeitpunkt von dessen erstem Auftreten geforscht wird, da werden sich niemals sehr weit über die biblischen Angaben hinausgehende Resultate herausstellen. Die bis zu 20 oder 50 oder gar 100 Jahrtausenden hinaufsteigenden Schätzungen aber richten sich selbst, schon durch die enormen Widersprüche, welche sie unter sich selbst ergeben, ferner durch das lediglich Subjective und Phantastische des ihnen zu Grunde liegenden Schlußverfahrens, endlich durch den grellen Contrast mit dem allgemeinen Grundgesetze alles organischen Werdens und Wachsens, welchen sie ergeben. Es ist doch die reine Gedankenlosigkeit, wenn für das erste kräftige Wachsthum eines jeden Pilzes, Grashalms, Baums, Thiers oder Einzelmenschen eine vier- bis sechsmal kürzere Zeit erfordert wird als für die spätere Weiterentwicklung, das gesammte Menschengeschlecht aber Hunderttausende von Jahren dazu bedurft haben soll, auch nur bis an die Schwelle seines eigentlichen bisjetzt etwa 4000 Jahre alten Culturlebens zu gelangen! Das Gesetz des sprungweise fortschreitenden und mit Einem Male fertig dastehenden Werdens neuer großer Erscheinungen

---

1) Güttler, Naturf. u. Bibel, S. 309—317 — woselbst auch über die oben im Texte genannten übrigen kath. Gelehrten die näheren Nachweise gegeben sind. — In ähnlicher Weise unbefangen, und dabei freier von scholastisirenden Anwandlungen, behandelt noch ein andrer Katholik, Engelb. Lor. Fischer (Die Urgeschichte des Menschen und die Bibel, Würzburg 1878, bes. S. 11 ff.) unsren Gegenstand.

soll zwar überall sonst im Natur- und Geistesleben, aber nur nicht da wo das Menschengeschlecht zuerst ins Dasein trat, Giltigkeit haben! Wahrscheinlich bedurfte der Uebergang vom Intelligenzgrade unsrer Urahnen, der schmalnasigen anthropoïden Affen, zum Geistesniveau der ältesten Menschen oder Anthropopitheken einer so excessiv langwierigen Entwicklung! Verstöße der Art gegen alles was logisch zulässig und naturwissenschaftlich wahrscheinlich ist, lassen sich doch wahrlich kaum anders classificiren, denn als Verirrungen in die bekannte geistige Krankheitsform der Archäomanie oder Alterswüthigkeit, welche in der cultur- und religionsgeschichtlichen Ueberlieferung schon so manches Volks von uraltersher Verwirrung angerichtet hat. Schon Schubert hat zur Charakteristik dieses traurigen Phänomens, durch das noch so viele Gebildete und Halbgebildete unsrer Zeit in unbegreiflicher Weise sich berücken lassen, das treffende Wort gesprochen: „Es scheint ein fast unwiderstehliches Gelüste, gleich jenem Drange, der den Kometen fast von der Sonne hinwegtreibt, den armen, der Eitelkeit dienstbaren Menschenwitz vom Licht der Wahrheit hinwegzuführen, wenn er ohne Aufhören Jahrtausende um Jahrtausende, gleich Steinen einer Cheopischen Pyramide, aufzuthürmen sucht.“ [1]) Wer ihm immer noch folgt, diesem neuerdings doch auch von so vielen Trägern ächter Wissenschaftlichkeit in seiner Verkehrtheit und Verderblichkeit erkannten Drange, der schädigt fürwahr nicht blos sein religiöses Erkenntnißorgan, sondern in gleichem Maaße auch seine wissenschaftliche Urtheilsfähigkeit und sein Vermögen zu unbefangener und correcter Auffassung geschichtlicher Wahrheiten.

[1]) G. H. v. Schubert, Selbstbiographie, III, S. 496.

X.

Schluß:

Die richtig gefaßte Theorie vom Kindesalter der Menschheit als Lösung des Räthsels der Urstandsfrage.

Blicken wir zurück auf den Gang unsrer Untersuchung.

1. Die ältere kirchlich-dogmatische Ueberlieferung konnte vom Vorwurfe ungesunder Spielereien und Ueberschwenglichkeiten im Sinne eines abstracten Supranaturalismns nicht frei gesprochen werden, obschon selbst sie neben der Betonung des allmähligen Herabsinkens von der ursprünglich inne gehabten Höhe reiner Gottbildlichkeit ein gewisses evolutionistisches Moment der Betrachtung in sich schloß.

2. In der von den üppigen Auswüchsen kirchlicher Speculation noch freien Schriftlehre vom Urstande, auf welche unter allen Umständen bei jedem neueren Versuche zu theologischer Fortbildung des Lehrstücks anzuknüpfen ist, nahmen wir ein verhältnißmäßig noch stärkeres Hervortreten des evolutionistischen, d. h. des vom Niederen zum Höheren emporstrebenden Factors der Entwicklung wahr. Wir sahen übrigens zugleich die altüberlieferte Kunde von einer Nachwirkung der verlorenen gottbildlichen Lebensfülle und Urkraft im Makrobierthum der frommen Patriarchen eine bedeutsame Rolle spielen und erkannten die Nothwendigkeit, diese biblischen Traditionen in engeren Zusammenhang mit der Lehre vom Urstande selbst zu bringen, als die kirchlichen Tradition im Allgemeinen — Luther und seine unmittelbaren Nachfolger etwa ausgenommen — dieß gethan hatte.

3. Auch in den auf den Urstand bezüglichen Traditionen des Heidenthums nahmen wir neben einer reichen Fülle mehr oder minder confuser Anklänge an die biblische Paradieseserzählung ziemlich bedeutsame Reminiscenzen an eine langsam absteigende Folge patriarchaler Weltalter, zum Theil auch ausgestattet mit dem Attribut einer allmählig schwindenden Langlebigkeit, wahr. Die Nothwendigkeit, auch diesen außerbiblischen Parallelen zum Schriftbericht über das allmählige Erbleichen und Verdunkeltwerden des Urstandsglanzes, trotz ihres mythisch getrübten Charakters einen gewissen historischen Zeugenwerth beizulegen, trat uns in dem Maaße entgegen, als die Uebereinstimmung sich als vielseitige und auf vielen Punkten bedeutsame zu erkennen gab.

4. In der seit zwei Jahrhunderten zu wachsendem Einflusse gelangten skeptischen Opposition des Naturalismus wird Beides zumal: der einstige Urstand oder die uranfängliche religiös-ethische Reinheit des Menschendaseins, und die das Leben der frommen Erzväter verklärende Abendsonne dieses untergegangenen Schöpfungsglanzes in zunehmendem Maaße verkannt. Der Annahme eines Gottesbilds als Grund- und Urmerkmals des Menschen wird mit zunehmender Entschiedenheit die des Thierbilds substituirt. Statt einer göttlichen Erschaffung unsres Geschlechts wird seine spontane Entwicklung aus affenartigen Vorgängern und demgemäß seine ursprüngliche thierische Wildheit behauptet.

5. Die angeblichen paläontologischen Beweisinstanzen für diese Urwildheitstheorie, bestehend in fossilen Skelettrümmern und Kunstresten aus der Steinzeit, erweisen sich unbefangener näherer Prüfung als bloße Scheinbelege, die ebenso gut auch zu Ungunsten des betr. naturphilosophischen Dogma's gedeutet werden können und dabei vielfach, wegen mancherlei mit unterlaufender Täuschungen, eines wahren Beweiswerthes entbehren.

6. Aehnliches gilt von den der Sprach-, Religions- und älterer Culturgeschichte entnommenen Beweismomenten, von welchen namentlich die religionsgeschichtlichen, wie u. a. der wahre

Sachverhalt in den auf den vermeinten Atheismus mancher Stämme sowie auf den Fetischismus bezüglichen Controversen, weit mehr der Degradations= als der Urwildheitslehre zur Stütze gereichen.

7. Die Untersuchung über den Schauplatz des einstigen Lebens im Urstande, oder über den Ursitz des Menschengeschlechts lehrt, wesentlich übereinstimmend mit dem in der Schrift Angedeuteten, eine ostwärts gelegne, vom Euphrat einerseits und vom Indus andrerseits umschlossene Gegend als den Ausgangspunkt kennen, von wo das gesammte menschliche Culturleben, und zwar sowohl der höherstehenden wie der gesunkenen und entarteteren Racen, sich allmählig über die Erde verbreitet hat. Das vielseitig Bezeugte dieser im Allgemeinen auf das südliche Hochasien hinweisenden Paradiesestradition vereinigt sich mit andren wichtigen Indicien zu nachdrücklicher Bestätigung des einheitlichen Ursprungs der Menschheit, worin auch wieder ein die Urwildheits=Phantasien widerlegendes Moment von nicht geringer Bedeutung enthalten ist.

8. In den durch biblische wie außerbiblische Tradition bezeugten hohen Lebensaltern der frommen Erzväter aus Seths und Noahs Geschlecht hat man, da aus der ganzen Zeit seit Mose, also aus den letzten drei bis vier Jahrtausenden, keine Beispiele einer auch nur annähernd so hoch hinaufgehenden Langlebigkeit nachzuweisen sind, ein auf göttlich normirtem Entwicklungsgesetze beruhendes Uebergangsstadium vom Urstande zum sündigen Stande der Menschheitsgeschichte zu erblicken. Die diesem Phänomen zu Grunde liegende außerordentliche Zeugungskraft der Urväter besitzt im menschlichen Einzelleben ihr wahres Analogon an der frischen geistigen wie körperlichen Jugendkraft und gesteigerten Lernfähigkeit eines relativ unverdorbenen Kindes. Beide Male, bei diesem lachenden Lebensfrühling des Individuallebens, wie bei jener üppig sprossenden und blühenden Frühlingszeit des gesammten Menschengeschlechts, erklärt sich das allmählige Dahinschwinden der eine Zeitlang bethätigten höheren Lebenskraft aus der unaufhaltsam um sich greifenden Einwirkung des in unsre Entwicklung eingedrungenen und

eine zunehmende Ausdehnung der Herrschaft des Todes bedingenden Sündeprincips.

9. Was die Altersfrage oder die Frage nach der Gesammtdauer der Menschheitsgeschichte betrifft, so ergibt das weite und tiefe Ineinandergreifen der wenigen langlebigen Erzväter-Generationen dem biblischen Berichte zufolge allerdings eine kaum zwei Jahrtausende umfassende Gesammtlänge des den gegenwärtigen kurzlebigen Geschlechtern vorausgegangenen Makrobierthums, und somit eine nur etwa sechstausendjährige Länge des seit dem Ursprunge der Menschheit verstrichenen Zeitraums. Aber biblisch-exegetische und historische Analogien erleichtern die Voraussetzung eines theilweise fragmentarischen Charakters der beiden Geschlechtstafeln der Genesis mit ihren zweimal zehn Patriarchenleben von Adam bis Abraham, so daß eine Ausgleichung der Chronologie der Bibel mit derjenigen einer nüchtern zu Werke gehenden Natur-, Geschichts- und Alterthumsforschung als keineswegs unmöglich, ja nicht einmal als sehr schwierig erscheint. Uebrigens tritt uns in dem bei jedem menschlichen Individualleben wiederkehrenden Verhältnisse zwischen dem raschen Verlaufe des Kindesalters und dem weit langsameren Gange der späteren Lebensstufen eine höchst bedeutsame Analogie zur menschheitlichen Gesammtentwicklung entgegen, durch welche die exorbitanten Altersschätzungen einer dem Schriftglauben entfremdeten Natur- und Geschichtsphilosophie als nicht bloß mit der geoffenbarten Wahrheit, sondern auch mit den Forderungen ächter Wissenschaft streitend erwiesen werden.

Es ist dem Allem zufolge der richtig gefaßte Begriff eines einstigen Kindesalters der Menschheit, in welchem wir den Schlüssel zum wahren harmonischen Verständnisse dessen, was die religiöse Ueberlieferung in scheinbarem Widerspruche mit der modernen Forschung über die frühesten religiös-sittlichen wie physischen Zustände unsres Geschlechts sagt, gefunden zu haben glauben. Als ein noch völlig schuldfreies, sittlich und physisch intactes, zu absolut krankheitsfreier und normaler Entwicklung befähigtes Kindlein nach

Gottes Bilde erwachte unser Stammelternpaar in der Fülle der Naturgüter jenes herrlichen paradiesischen Ursitzes zum Dasein auf diesem Planeten. Die durch das Eingreifen einer gottfeindlichen verderbenden Macht schon bald nach der Erschaffung erfolgte Vergiftung seiner edelsten religiös-sittlichen Lebenskeime übte ihre störenden und langsam zerstörenden Wirkungen auch schon auf das Kindheitsstadium unsres Geschlechts, ließ das „von Jugendauf böse Dichten und Trachten des Menschenherzens" somit dessen verderblichen Folgen für Seele, Leib und Geist bereits frühzeitig hervortreten. Aber dieß allerdings nur in langsamer Allmähligkeit, sodaß die eigentlichen Kindheitsjahre, der goldne Lebensmorgen unsrer Altvordern, wenn auch schon vor den Pforten des Gartens Eden, doch noch bestrahlt vom nachscheinenden Glanze der Paradiesessonne und getragen von mannigfachen Paradieseskräften, verlaufen konnten. Die dunklen Schatten, welche das bei einem Theile der Menschheit jäh einreißende und von den Kainiten her auch die sethitische Race mehr und mehr inficirende Sündenverderben um sich her verbreitete, vermochten dem helleren Lichte, worin die ächten Träger der Menschheitsidee aus Seths Hause nach wie vor während einer Reihe von Jahrhunderten erglänzten, nichts anzuhaben. Sie dienten vielmehr, vor wie nach der großen Krise der Sintfluth, zu nur um so stärkerer Hervorhebung jenes nachwirkenden Urstandsglanzes, dessen letztes Erbleichen erst mit der Epoche der Gesetzgebung des Alten Bundes zusammenfällt, womit für einen auserwählten Theil der vorchristlichen Menschheit die harte Schulzeit eröffnet wurde, ohne welche die in Christo dem Sohne Gottes vorherversehene Lebensverneuerung der zum Mannesalter heranreifenden Gesammtmenschheit nicht eingeleitet werden konnte.

Dieß in seinen allgemeinsten Umrissen das Bild vom Kindesalter unsres Geschlechts, das wir den Andeutungen der hl. Schrift zufolge, unter gleichzeitiger Berücksichtigung dessen, was die Natur- und Alterthumsforschung über die Anfänge des Menschheitsdaseins lehrt, zu entwerfen haben. Zur modernen Naturweisheit, welche

das Axiom festhält: „Je weiter rückwärts in der Entwicklung unsres Geschlechts, desto roher, brutaler und unreiner hat man sich dasselbe zu denken", befindet diese unsre Auffassungsweise sich in einem ausgesprochnen Gegensatze, obschon auch wir ein stetiges Emporsteigen des Culturlebens zu vollkommneren Zuständen annehmen und die altkirchlich-scholastische Steigerung der ethisch-religiösen Urvollkommenheit Adams zu einer auch intellectuellen ebenso entschieden verwerfen, wie die überschwenglichen Phantasien einzelner neuerer Apologeten, welche von einer hohen Civilisationsstufe der ersten Erzväter träumen und beispielsweise gleich der menschlichen Sprache auch die Schrift, irgendwelches älteste Ur- oder Mutter-Alphabet also, bereits aus dem Paradiese herzuleiten und als ein Geschenk göttlicher Uroffenbarung an Adam darzustellen suchen.[1] Auch ohne so weit zu gehen, stehen wir doch in tiefgreifendem Gegensatze zur Urstandslehre des modernen Naturalismus, weil diesem alle und jede Erkenntniß von der gewaltigen Bedeutung der Sünde als störenden Factors der sündefrei und gottbildlich rein begonnenen Entwicklung unsres Geschlechts abgeht. Die Parallele der individuellen mit den gesammtmenschheitlichen Lebensstufen, also die Auffassung der frühesten Anfänge menschlicher Geschichte als eines Kindesalters, ist ja den Vertretern auch dieses Standpunktes keineswegs fremd. Häckels vielgepriesenes biogenetisches Grundgesetz legt sie den darwinistisch Gerichteten unter ihnen gleichsam von selbst nahe; und schon Rousseau's phantastisch idealisirter Naturmensch, der ja hie und da immer noch in den Köpfen unsrer Gebildeten spukt, trägt einige Züge vom Leben und Bewußtsein eines Kindes an sich. Aber wir müssen protestiren gegen diese Kindheitstheorie mit ihren durchaus schiefen und einseitigen Anschauungen und ihrer totalen Verkennung einerseits

[1] So G. A. Wimmer in der schon einige Male citirten Schrift: „Adam und sein Geschlecht" (1863), S. 79, wo alles Ernstes behauptet wird, Gott habe Adam im Paradiese wie das Sprechen, so auch schon das Schreiben gelehrt; was mit der Frage motivirt wird: „Kann uns die Geschichte eine Zeit nachweisen, in welcher nicht geschrieben wurde?" — Vgl. auch das., S. 98.

des wahrhaft Guten oder Gottbildlichen im Kindesleben, andererseits der darin sich regenden Keime des Bösen. Lubbock, der das Gleichniß vom Kindesalter gern und ziemlich oft gebraucht, verwendet dasselbe doch in grundverkehrter Weise und gelangt mittelst seiner zu den widersinnigsten Annahmen, wie daß „Adam ein ächter typischer Wilder"(!) gewesen sei,[1]) oder wie jene Theorie vom Fetischismus als der Urform aller Religionsübung (vgl. VI, 2). Es ist eine grundsätzliche Ignorirung dessen, was das sündig Böse für die menschliche Entwicklung zu bedeuten hat, und eine naturgemäß eben hieraus entspringende Unfähigkeit zur Conception der Idee eines noch sündefreien Anfangs unsrer Stammesgeschichte, was diesen und so manchen ähnlichen Verkehrtheiten zu Grunde liegt. Eine Verständigung über diese in jeder Hinsicht fundamentale Meinungsverschiedenheit, in welcher der alte Gegensatz zwischen Pelagianismus und Augustinismus, und zwar verschärft durch Hineinnahme eines manichäischen Elements in das moderne Analogon des Pelagianismus, wieder auflebt, läßt sich selbstverständlich nicht gewinnen. Weder für unsre Annahme eines sündlosen Lebensanfangs unsres Geschlechts noch für unser Festhalten an der biblischen Darstellung von der heutigen Lebenslänge der Menschen als einer nur allmählig durch Herabsinken von einem früheren weit höheren Maaße gewordenen dürfen wir irgendwelche Anerkennung auf jener Seite erwarten. Die dem materiellen Culturleben angehörigen Beweisstücke, die einzigen für welche unsre Gegner Sinn und Verständniß haben, lehren ihrer Natur nach nichts über den sündlosen Anfang der menschlichen Geschichte. Wo nur auf sie Rücksicht genommen und dagegen das Zeugniß der Offenbarungsurkunde für Nichts geachtet wird, kann eine Theorie der Menschheitsanfänge, welche sich gleicherweise auf dieß letztere Zeugniß und auf jene materiellen urzeitlichen Culturdenkmale stützt, niemals zu ihrem Rechte kommen. Daher unsre Hoffnungslosigkeit gegenüber den Vertretern jener principiell unbib-

[1]) Orig. of civilization etc. p. 409: „Adam was a typical savage". Vgl. auch p. 402 s., 408 s.

lischen oder gar bibelfeindlichen Geschichtsansicht, mögen sie nun das Gleichniß vom Kindesalter mit in Anwendung bringen oder nicht.

Anders stehen wir dagegen zur Behandlung der Urstandslehre bei den Vertretern der positiv offenbarungsgläubigen Theologie unsrer Zeit. So weit diese nicht abstract-supranaturalistischen Extravaganzen gleich der vorhin beispielshalber hervorgehobenen huldigen, oder wie ein Theil der ultramontanen Dogmatiker sich in Reproduction scholastischer Dogmen, z. B. der scotistischen Lehre von den pura naturalia, oder auch in Erneuerung typischer Deutungskünste u. dgl. gefallen,[1]) befinden wir uns mit ihnen in sachlichem Einklang betreffs aller Hauptpunkte des Lehrstücks. Namentlich darin, daß wir von der Gottbildlichkeit des paradiesischen Urstands alle Erdichtungen hoher intellectueller oder physischer Vorzüge ausschließen und auch die religiös-ethische Vollkommenheit (im Sinne des „aut certe rectitudinem et vim" etc. der Apologie der Augustana) nicht als etwas absolut Abgeschlossenes, sondern vielmehr als eine lebenskräftige Anlage und ein ungetrübt reines zukunftsvolles Vermögen denken, namentlich in dieser relativen und vorsichtig vermittelnden Fassung der ursprünglichen Gerechtigkeit stimmen wir mit der größten Mehrzahl aller heutigen evangelischen Vertreter der Urstandslehre überein.[2]) Auch in der Anwendung des Gleichnisses

---

[1]) Von Verirrungen der ersteren Art gewähren u. a. die Schriften von Kleutgen (Die Theol. der Vorzeit II, 595 ff.) und Scheeben (Die Mysterien des Christenthums S. 204 ff.) mit ihrer wider Kuhns milden Augustinismus auf dem Gebiete der Urstandslehre gekehrten schroffen Polemik warnende Beispiele. Ungesundes Typologisiren in der Weise der Weltalterspeculationen patristischer Hexaëmeron-Ausleger findet man z. B. bei Schlegel, J. v. Görres, bei Karl vom hl. Aloys („Die Menschengeschichte" 2c., Würzburg 1861).

[2]) Vgl. namentlich Jul. Müller, Lehre von der Sünde. 5. Auflage, II, 437 ff.; Beck, Christl. Lehrwissenschaft I, 194; Schmieder, Präliminarien zu einer bibl. Urgeschichte, Naumburg 1837; J. P. Lange, Posit. Dogmatik S. 395 ff.; Sell, Die Gottbildlichkeit des Menschen, Friedberg 1856; W. Engelhardt, Die Lehre von der Gottbildlichkeit des Menschen, Jahrbb. f. deutsche Theol. 1870, S. 44 f.; Cremer, Art. „Gerechtigkeit des Menschen", in Her-

vom Kindesalter und seiner relativen Unschuld und frischen Urkraft auf das Menschheitsganze beim Beginne seiner religiös-ethischen Entwicklung begegnen wir uns mit nicht Wenigen der neueren positiv-evangelischen Dogmatiker. Wir unterschreiben insbesondere mit vollem Beifall das von Philippi, einem Hauptvertreter dieser Anschauungsweise, über das Geheimnißvolle und schwer Vorstellbare des reinen Kindheitsbewußtseins des Menschheitsstammvaters während seines Paradieseslebens Ausgeführte: „Der Mensch, wie er aus Gottes Hand hervorging, stellt uns nur die erste Stufe, nämlich den Kindheitszustand der gottgeschaffenen Menschheit dar. Nun sind wir nicht einmal im Stande, uns klar in das Sein, das Leben und Weben, das Anschauen, Thun und Empfinden der uns umgebenden Kinderwelt hinein und zurückzuversetzen, obgleich wir es doch selbst durchgemacht und stets zur Betrachtung gegenwärtig vor unsren Augen haben. Wie viel schwerer wird dieß in Bezug auf den Urstand sein, den wir selbst nicht durchlebt und der uns nicht zur Anschauung vorliegt . . . . . Wir werden daher den Urzustand mehr nur in der Form der begrifflichen Construction, als in der Weise der erfahrungsmäßigen Anschauung und lebendigen Vergegenwärtigung uns vorstellig machen können". Auch darin, daß diese Vorstelligmachung des verlorenen Urzustands im Gegensatze zum jetzigen, sündig verderbten sich an den Zustand der Wiederherstellung durch die Gnade zu halten, jenen also in gewisser Weise als diesem parallel zu denken habe, stimmen wir mit dem Rostocker Dogmatiker im Wesentlichen überein.[1]) — Was jedoch unsere Vor- und Darstellung des Integritätsstandes von derjenigen Philippi's und der meisten neueren Dogmatiker unterscheidet, ist der Versuch das Kindes-

zogs Real.-Encyklop., 2. Aufl.; Dorner, System der chr. Glaubenslehre, I (1879), S. 517 ff.

[1]) Vgl. überhaupt Philippi, Glaubenslehre, 2. Aufl., Bd. II, S. 337 ff. Uebrigens scheint das S. 355 f. über die „nicht bloß keimartige, sondern ausgebildete Gestalt" der ursprünglichen Gerechtigkeit Adams von Philippi Bemerkte uns zu weit zu gehen. Vgl. Dorner, S. 519.

alter der Menschheit als durchaus nicht blos auf die Paradieseszeit beschränkt, sondern als dieselbe, wenn auch nicht mehr in voller Reinheit und Urfrische, überdauernd und während des ganzen Patriarchenzeitalters fortdauernd zu fassen. Wir schließen das Kapitel vom Urstande noch nicht mit Gen. 3, ziehen vielmehr auch Gen. 5 und 11 mit in seine Darstellung hinein. Das gesammte Kindesalter der Menschheit, oder was trotz des entgegengesetzt klingenden Namens damit gleichbedeutend, das ganze Patriarchenzeitalter (aetas patriarchalis = aetas infantilis), zerfällt uns in zwei Stadien von ungleicher Länge: eine Zeit frühester und noch absolut reiner Kindheit, und eine Zeit fortgeschrittener, nur noch relativ reiner Kindheit, die aber immer noch Kindheit ist. Wir unterscheiden einen eigentlichen Integritätsstand und ein Uebergangsstadium, während dessen sich das langsame Herabsinken aus der Integrität in den dermaligen Zustand sittlicher und physischer Corruption vollzogen hat. In dieses letztere Stadium verlegen wir jene durch den Sündenfall herbeigeführten „großen Veränderungen sowohl der terrestrischen Lebensbedingungen als unsrer eignen Organisation" (Philippi), welche die kirchlich dogmatische Tradition gewiß mit Recht und auf Grund unleugbarer Schriftzeugnisse lehrt, welche aber freilich weder als außerhalb des Menschen, in niederen Natursphären vor sich gegangene, noch als mit Einem Schlage und plötzlich erfolgte Veränderungen gedacht werden dürfen. Vielmehr werden diese in der Naturbeschaffenheit und Naturstellung des Menschen sich offenbarenden Strafwirkungen des Falles, worin Gottes Fluch (Gen. 3, 14—19) sich erfüllte, als nur langsam im Laufe vieler Jahrhunderte sich auswirkende und zum Vollzug gelangende zu denken sein. Das Lebensgebiet, worin ihr zunehmend stärkeres Wirksamwerden zu Tage trat, wird vor Allem das der menschlichen Zeugungsthätigkeit sammt dem ihm entsprechenden des Absterbens unsres irdischen Organismus gewesen sein; das Werden und Vergehen, das Zeugen und Sterben der Menschheit wird als die Sphäre zu denken sein, in welcher jenes allmählige „Durchdringen des Todes zu allen Menschen" (Röm.

5, 12), jenes Hineingezogenwerden Aller, zuletzt auch der frömmsten und heiligsten Nachkommen Adams in die Herrschaft des Todes, nach und nach ersichtlich wurde und sich bis zu dem seit nun drei Jahrtausenden herrschenden Grad der Stärke steigerte. Das geheimnißvolle Ineinander dieser langsam absteigenden, sowie der in sie verflochtenen intellectuell und culturell aufsteigenden Entwicklung der Menschheit zwischen Adam und Mose ist es, was die Patriarchengeschichte der Bibel uns zur Anschauung bringt. Sie ist eben darum Patriarchengeschichte, weil Kindheitsgeschichte der Menschheit. Und umgekehrt: weil es das Kindesalter unsres Geschlechtes ist, dessen Entfaltung und allmähligen Uebergang in das Knabenalter oder die vorgerücktere Jugendzeit die biblische Patriarchengeschichte berichtet, darum hat sie es mit einer Reihe ehrwürdiger Erzvätergestalten von lange sich hinziehenden und erst allmählich verkürzten Lebensdauern zu thun. Sie hat einen zwar letztlich mit Niederlage endigenden, aber langdauernden und von zäher Widerstandskraft der Streiter zeugenden Kampf wider die endlich zu voller Herrschaft über unser Geschlecht gelangte Macht des Todes zu beschreiben.

Es läge nahe, unsren Betrachtungen über das Makrobierthum der Urzeit solche über ein „Makrobierthum der Zukunft", das vielleicht als letzte abschließende Segensgabe der lebenverjüngenden Wirkungen Christi und des Christenthums vor dem Abschlusse der irdischen Geschichte erhofft werden dürfte, hinzuzufügen. Schließen ja doch auch unsre Geschichts- und Religionsphilosophen, da wo sie vom goldenen Zeitalter der Vergangenheit gehandelt haben, gern Erörterungen über das goldene Zeitalter der Zukunft an, bei welchen sie dann meist eingehender und mit mehr Vorliebe verweilen, als bei jenem! Einer der wenigen neueren Dogmatiker, welche im Zusammenhange mit Urstand und Sündenfall auch dem Geschichtsinhalte von Gen. 5 und 11 einige Aufmerksamkeit gewidmet haben, J. P. Lange, hat in seiner geistreichen Weise sich über die Makrobier der letzten Zeiten verbreitet, hat außer dem alttestamentlichen Prophetenwort Jesaj. 65, 20 ff. die paulinischen Aussprüche vom

Ueberkleidetwerden und der Verwandlung (2 Cor. 5, 1—5; 1 Cor. 15, 51) herbeigezogen, hat als letzte sieghafte Wirkung der Auferstehung Christi die „Wiederherstellung einer neuen leiblichen Verwandlungsfähigkeit am Weltende" zu weissagen gewagt und von einem „Gegensatze der wieder zunehmenden Makrobiotik am Weltende zur abnehmenden Makrobiotik in der Urzeit" geredet.[1]) Wir verkennen nicht den Reichthum fruchtbarer Gedanken, der in diesem Thema beschlossen liegt, gestehen auch gern das Reizvolle solcher Betrachtungen zu, die uns allerdings mitten in den Chiliasmus hineinführen, immer aber doch einem Chiliasmus biblisch fundamentirter Art angehören und in der Sphäre berechtigter christlicher Hoffnungen verbleiben würden. Aber schon die Rücksicht auf den für unsre Untersuchung bestimmten Raum verbietet uns näheres Eingehen auf diesen Gegenstand. Wir müssen uns damit begnügen, unsre dogmatisch-apologetische Erörterung der Lehre vom Urstand an der Spitze der Heilsentwicklung, nebst der eigenthümlichen Erweiterung, die wir dieser Lehre durch Herbeiziehung der Patriarchengeschichte zu ertheilen hatten, der Prüfung unsrer Leser zu unterbreiten. Möge es uns gelungen sein, den einen oder andren Mitforscher im Buche des Lebens zu tieferem Eindringen in den Gegenstand anzuregen.

[1]) Posit. Dogmatik a. a. O., deßgleichen Theol.-homilet. Commentar zur Genesis, S. LXIX f. und S. 123.

Ferner erschien in demselben Verlage und von demselben Verfasser:

Zöckler, Prof. Dr. O., **Die Urgeschichte der Erde und des Menschen.** Vorträge, gehalten zu Hamburg im März 1868 und mit ergänzenden Anmerkungen. IV, 167 S. gr. 8. 1868. (Ermäß. Prs.:) Mk. 0,30.

— — **Das apostolische Symbolum.** Vortrag, gehalten vor der Berliner Pastoral-Conferenz am 29. Mai 1872 und auf Beschluß derselben veröffentlicht. 40 S. gr. 8. 1872. Mk. 0,60.

— — **Das Kreuz Christi** Religionshistorische und kirchlich-archäologische Untersuchungen. Zugleich ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. XXIV, 484 S. gr. 8. 1875. Mk. 8. —; geb. Mk. 9. —

— — **Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft,** besonders in Rücksicht auf Schöpfungsgeschichte. 1. Abth.: Von den Anfängen der christlichen Kirche bis auf Newton und Leibnitz (2 Hälften). XII, 780 S. gr. 8. 1877. Mk. 12. — 2. Abth.: Von Newton und Leibnitz bis zur Gegenwart. XII, 836 S. gr. 8. 1879. Mk. 15. —